

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser
und Josef Ringler

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie

Band XIII

Gesamtserie

Band 62

WIEN 1959

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt
mit Unterstützung
der
Burgenländischen Landesregierung
und der
Stadt Wien
aus den Mitteln des Kulturgroschens 1959
auf Antrag des Notrings der
wissenschaftlichen Verbände
Österreichs**

Abhandlungen und Mitteilungen

Misch Orend, Siebenbürgische Märchenforschung. Aus dem Nachlaß Joseph Haltrich	1
Ingeborg Weber-Kellermann, Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde“	19
Leopold Schmidt, Die Zuckertüte zu Schulbeginn. Zur Einbürgerung eines Brauches in Wien	81
Walter Giraldo, Votivtypen aus Westflandern. Mit 9 Abb.	97
Reinhold Graf, Über das Ohrenzupfen	120
Franz Leskoschek, „s Christkindl im krausten Haar“. Geschichte und Sinndeutung eines Bildmotivs	189
Rober Schindler, „Lesena pratika“ 1783. Ein scheibenförmiger Holzkalender aus Unterkrain (mit 1 Abbildung)	201
Milada Lejskova-Matyasova, Zur Thematik der Fresken des ehemaligen „Hasenhauses“ in Wien und der Deckenmalereien in Schloß Butschowitz in Mähren (mit 6 Abb.)	211
Mirko Kus-Nikolajev, Migrationswege der Hinterglasmalereien in Kroatien (mit 1 Karte)	217
Gerhard Feucht, Bemerkungen zum Männerohrring	221
Franz Schunko, „Scherschzziachn“. Vom Kletzenbrot-Scherziehen im Pinzgau	223

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

10. Leopold Schmidt, Historische Bildzeugnisse zur Arbeitsgerätekunde	48
11. Leopold Schmidt, Neue Forschungen zu den randbeschlagnen Holzspaten in Mitteldeutschland und Böhmen	131
12. Leopold Schmidt, Ergebnisse der Ringstock-Umfrage (mit 2 Abbildungen)	224

Aus der Arbeit des Volkskundeatlases

Ernst Burgstaller, Der österreichische Volkskundeatlas. Aus Anlaß des Erscheinens der 1. Lieferung	123
--	-----

Chronik der Volkskunde

Josef Weninger † (Schmidt)	53
Museen und Ausstellungen	
Österreichisches Museum für Volkskunde	53
Oberösterreichisches Landesmuseum	53
Niederösterreichisches Landesmuseum	53
Krippenausstellung in Lienz (Maria Hofbauer)	54
Konferenz für volkskundliche Kartographie, Linz, 11.—13. Dezember 1958 (Ernst Burgstaller)	55
Wechsel in der Leitung des Tiroler Volkskunstmuseums	59
Arthur Haberlandt 70 Jahre (Schmidt)	59
Ehrung Anton Dörrers	60
Titelverleihung an Hofrat Dr. Viktor Theiß	60
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen: Universität Wien, Lehrbefugnisserweiterung	60
Förderungspreis der Stadt Klagenfurt	60
Anton Pfalz † (Schmidt)	60
Slowakische Ethnographische Gesellschaft (Michael Markus)	60

Giuseppe Pitré-Preis 1958 (Kretzenbacher)	61
Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1958/59	138
Museen und Ausstellungen:	
Österreichisches Museum für Volkskunde: Votivbilder aus Österreich	141
Niederösterreichisches Landesmuseum: Aus dem Leben der Pecher in Niederösterreich	141
Die Gotik in Niederösterreich	141
Bienenkunde-Ausstellung in Freistadt	142
Erzherzog-Johann-Ausstellungen in Graz	142
Ehrenmedaillen der Stadt Wien: Georg Kotek und Gustav Gugitz	142
Eduard Castle † (Schmidt)	142
Karl Beth † (Schmidt)	143
Hohe Auszeichnung: Arthur Haberlandt	143
Zweite Arbeitstagung für Ostalpen-Volkskunde	144
Volkskunde beim 5. Österreichischen Historikertag (Schmidt)	227
Hohe Auszeichnung (Othmar Wönisch)	227
Ein Kulturfilm über das Steyrer Krippenspiel	227
Volkskunst der Ostkirche. Ausstellung	228

Literatur der Volkskunde

Arnold von Gennep, Manuel de folklore francais contemporaine Band 1, Teil 7 (Klaus Beitzl)	62
Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, geleitet von Friedrich Metz (L. Schmidt)	66
Karl M. Klier, Drei handschriftliche Liederbücher aus dem Burgenland (L. Schmidt)	68
Jeannette Hills, Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä. (1560) (Karl M. Klier)	69
Marie Tetzner, Der Hausgarten (M. Kundegraber)	69
Arnold Büchli, Mythologische Landeskunde von Graubünden. I. Teil (L. Schmidt)	70
Harry Trommer, Das versteinerte Brot und andere alte deutsche Sagen (L. Schmidt)	71
Ehe sie verklingen . . . Alte deutsche Volkweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga, gesammelt von Johannes Künzig (Klaus Beitzl)	72
Karl-Sigismund Kramer, Bauern und Bürger im mittelalterlichen Unterfranken (L. Schmidt)	75
Heinz Goldberg, Märchen aus Finnland (L. Schmidt)	75
Leopold Kretzenbacher, Santa Lucia und die Lutzelfrau (Schmidt)	145
Ingeborg Weber-Kellermann, Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben (Schmidt)	147
Heimatbuch für den Bezirk Mödling (Schmidt)	149
Hans Comenda, Volkskunde der Stadt Linz a. d. D., Band I (Schmidt)	150
Konferenz f. volkskundliche Kartographie in Linz a. d. D. (Schmidt)	150
Biographisches Lexikon von Oberösterreich (Schmidt)	154
Jahrbuch des Musealvereines Wels (Schmidt)	154
Erzherzog Johann und die Steiermark. Herausgegeben von Ferdinand Tremel (Schmidt)	155

Tanz und Brauch. Aus der musikalischen Volksüberlieferung Kärntens (Festschrift für Roman Maier) (Schmidt)	156
Anton Dörrer, Tiroler Umgangsspiele. Ordnungen und Sprechtexte der Bozner Fronleichnamsspiele (Schmidt)	157
Adalbert Koch, Die Tiroler Schützenschwegel (Schmidt)	159
Viktor Korda und Karl M. Klier, Volksmusik aus Vorarlberg (Schmidt)	160
Schöpferische Freizeit. Künstlerisches Schaffen des arbeitenden Menschen. Zusammenstellung von Robert Stern (Schmidt)	160
Joseph Müller-Blattau, Deutsche Volkslieder (Schmidt)	161
Von dem Berge fließt ein Wasser. Volkslieder aus Sachsen-Anhalt. Ausgewählt von Paul Donath (Schmidt)	162
Bernward Deneke, Legende und Volkssage. Untersuchungen zur Erzählung vom Geistesgottesdienst (Schmidt)	162
Nikolaus Kyll, Das Kind in Glaube und Brauch des Trierer Landes (Schmidt)	163
Schriften des Volkskunde-Archivs Marburg. Herausgegeben von Gottfried Henßen. (Schmidt)	
Bd. 5: Ulrich Benzel, Volkserzählungen aus dem nördlichen Böhmerwald	163
Bd. 6: Gustav Granass, Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreußen	164
Bd. 7: Gottfried Henßen, Ungarndeutsche Volksüberlieferungen, Erzählungen und Lieder	164
Gerhard Heilfurth, Glückauf! Geschichte, Bedeutung und Sozialkraft des Bergmannsgrußes (Schmidt)	166
Walter Dixel, Keramik, Stoff und Form (Schmidt)	166
Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung (Schmidt)	167
Hermann Bausinger, Markus Braun, Herbert Schwedt, Neue Siedlungen (Schmidt)	168
Josef Blau, Die goldene Säule. Roman (Alice Schulte)	171
Norbert Thomae, Deutsche Volkskunst in Siebenbürgen (Schmidt)	172
Robert Wildhaber und Leopold Kretzenbacher, Volks-tümliche Weihnachtsskripen (Schmidt)	172
K. W. Glaettli, Zürcher Sagen (Schmidt)	173
Richard Weiß, Häuser und Landschaften der Schweiz (Schmidt)	173
Christian Rubi, Scherenschnitte aus hundert Jahren (Schmidt)	175
Fritz Meyer-Scharffenberg, Die Insel Poel und der Klützer Winkel (Schmidt)	175
Jarmila Glazarová, Die arme Spinnerin. Sagen, Geschichten und Berichte aus den Beskiden (Schmidt)	176
Jan Podolak, Zehn Jahre slowakische Volkskunde (Schmidt)	177
Antonin Satke, Hlučinský pohádkar Josef Smolka (Schmidt)	177
Nils-Arvid Bringéus, Klockringningsseden i Sverige (Lily Weiser-Aall, Oslo)	178
Albert Libiez — Roger Pinon, Chansons populaires de l'ancien Hainaut, Bd. V. Kinderlieder, Reime und Spiele. (Klier)	180
Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde (Schmidt)	229
Alpes Orientales. Acta primi conventus de ethnographia Alpium orientalium tractantis (Schmidt)	231
Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie (Schmidt)	231

Heimatbuch für die Stadtgemeinde Bad Vöslau 1959 und die Gemeinde Gainfarn (Schmidt)	232
Gustav Holzmann, Die Verstädterung des Marchfeldes (Schmidt)	232
Emil Mück, Sagen und Überlieferungen aus Marchegg und Um- gebung (Schmidt)	234
Weinlandmuseum-Mitteilungen. Asparn a. d. Zaya (Schmidt)	234
Johannes Baur, Volksfrommes Brauchtum Südtirols (Schmidt)	234
Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, Die Tracht im Bayeri- schen und im Böhmerwald (Schmidt)	235
Winfried Hofmann, Das rheinische Sagwort (Schmidt)	236
Will-Erich Peuckert, Hochwies. Sagen, Schwänke und Märchen mit Beiträgen von Alfred Karasek (Schmidt)	237
Max Udo Kasparek, Als Säer wir kamen. Deutsches Leben in den Karpaten (Schmidt)	238
Erich Stockmann, Des Knaben Wunderhorn in den Weisen seiner Zeit (Klier)	239
Theo Harych, Hinter den schwarzen Wäldern (Schmidt)	239
Gerhard Kube, W. Serbach — Bei den Sorben (Schmidt)	239

Anzeigen

Einlauf 1956—1958 / Museen, Sammlungen, Ausstellungen I	76
Einlauf 1956—1958 / Museen, Sammlungen, Ausstellungen II	181
Einlauf 1957—1959 / Bildende Volkskunst in Österreich, Süddeutsch- land und der Schweiz	240

Siebenbürgische Märchenforschung

Aus dem Nachlaß Joseph Haltrich's

Von Misch O r e n d, Hermannstadt

Auf der Suche nach den Nachlässen der Volkskundler, die vor hundert Jahren als Professoren des deutschen Gymnasiums in Schäßburg in seltener Liebe und Ergriffenheit die Volksbräuche, Volksdichtung und das Erzählgut des Volkes sammelten, besuchte ich die Bücher- und Altertumssammlungen dieser Stadt. Leider ist die alte Bücherei des Gymnasiums, die sich in einem besonderen Gebäude neben der „Schülertreppe“ in einem Garten befindet, auch heute noch nicht zugänglich, so daß nicht festgestellt werden konnte, ob auch Handschriftensammlungen, etwa Schülerhefte, mit volkskundlichen Aufzeichnungen dort vorhanden sind.

Dafür fand ich im „Geschichtlichen Museum“, nach Rücksprache mit Kennern seiner Handschriftensammlung, erhebliche Bestände aus Haltrichs Nachlaß zur Märchenforschung, die seinerzeit vom Leiter des „Museums Alt-Schäßburg“ Dr. Bacon zusammengetragen wurden. Dieser Nachlaß, über den ich berichten kann, wird teils in Heften, teils in losen Blättern¹⁾ aufbewahrt, darunter sind auch Briefe von und an Haltrich beigefügt. Unter Inventarnummer 90 ist ein Heft mit Märchen verzeichnet, das angeblich Haltrich gehört hat. Da es den Namen „Rumpelkammer der Märchen“ führt und Haltrich sich in seinen Anmerkungen auf diese Sammlung bezieht, ist es nicht zweifelhaft, das Heft ihm zuzuschreiben. Es enthält Märchenbruchstücke.

Aus diesem Nachlaß sollen nun aus Briefen und Anmerkungen die Richtlinien und Hinblicke auf die Arbeitsweise Haltrichs und seiner Freunde herausgestellt werden. Bieten sie doch einen Einblick in die Arbeitsweise, aber auch in die Ansichten der Volkskundeforscher vor hundert Jahren. Dabei wird zu bewundern sein, daß sie den ganzen Umkreis der Forschungsaufgaben sahen, darüber sich aber voll bewußt blieben, daß auch die Märchen als Erzählgut zur Volksdichtung gehören.

¹⁾ Schachteln 108—110.

Fr. W. Schuster schrieb am 12. Januar 1853 kurz über seine Liedersammlung im entlegenen Gergeschdorf, ging dann unmittelbar über zur Märchenforschung und zur Abfassung der Märchen bezüglich der Eingangs- und Endformeln, wie sie in Siebenbürgen allgemein üblich waren. Vor allem aber sagte er Grundsätzliches über die besonderen Märchenarten und deren Anordnung bei der Herausgabe im Druck. Haltrich hat diesen Bemerkungen eigene hinzugefügt, so daß er hier eingehend im Selbstgespräch belauscht werden kann.

Es ist die Frage, die schon ihn beschäftigte und seitdem nicht zur Ruhe kam: Wie soll das erzählte Märchen schriftlich wiedergegeben werden? Die mundartliche Aufzeichnung des gehörten Märchens fiel aus, weil jede Ortsmundart bis zum beinahe vollen Unverständnis reicht. Er hätte also an die 270 verschiedene Ortsmundarten, falls er die Märchen jeden Ortes sammeln und wiedergeben wollte, berücksichtigen müssen. Wer hätte die gelesen? Noch nicht einmal seine eigenen Volksgenossen. — Er griff also zum Hochdeutschen. Daß aber dadurch leicht Duft und Würze, aber auch Kraft und Saft verloren geht, ist sattem bekannt. Daß aber der Erzähler, Mann oder Frau, jung oder alt, Erwachsener oder Kind, bei noch so guter Einprägsamkeit des Stoffes, doch Unterschiede in der Wiedergabe aufweisen, ist ebenfalls bekannt. Es galt also, hier einen Mittelweg zu finden, der all diesen Erwägungen Rechnung trug und doch für jedermann gangbar war.

Welch inniges, selbstloses und freundschaftliches Verhältnis die Volkskundeforscher damals zusammenhielt und beherrschte, bezeugt unter anderem auch dieser Gedankenaustausch zwischen Fr. J. Schuster und J. Haltrich.

Schuster schreibt:

„Guten Tag!

. . . Ich habe hier im nahen Georgsdorf (Gergeschdorf) eine unerschöpfliche Quelle sächsischer Volksdichtung und Altertümer entdeckt, noch rein und von der bösen Cultur unangetastet. Weniger als 60 bis 100 Volkslieder kann mir diese Quelle nicht liefern. Es ist merkwürdig, daß sich bei den früher untertänigen und vom Hauptstamm getrennten Ortschaften alte Sitte und Weise größtenteils weit reicher und reiner erhalten hat als im eigentlichen Sachsenlande . . .

Auf die Märchen freue ich mich — wir haben in der Tat prächtige Märchen. Vor allem liebe ich die von der Stiefmutter und von den Armen; hier auf diesem Gebiete ist die sächsische

Innigkeit, auch die der Volkslieder, unübertrefflich. Großartig sind die an die Sage streifenden Märchen, nur freilich in sehr zerstörtem Zustande. — Mit deinen Ansichten über die Verteilung des Stoffes zwischen Text und Anmerkungen bin ich ganz einverstanden; aber auch einige Abhandlungen dürfen nicht fehlen. Mit der Anordnung stimme ich nicht ganz (überein), indem ich, wie ich mich gegen Müller hinsichtlich der Sagen ausgesprochen habe, ein großer Freund der klarsten Durchsichtigkeit bin. Dem Leser ist es immerhin überlassen, in welcher Reihe er die Märchen lesen will, doch steht logische Ordnung einem Werke immer wohl an. Ich würde demnach die Märchen nach den beiden angegebenen Abteilungen, doch ohne sie durch besondere Abteilungstitel zu trennen, aufeinanderfolgen lassen. Indessen folgt hier in solchen Dingen jeder am besten seiner eigenen Empfindung.

Was die eigentlichen Anfänge und Enden der Märchen betrifft, so wirst Du Dir, da Du in reichstem Besitze derselben bist, darüber wohl den besten Aufschluß geben können. Meine Beobachtung beschränkt sich auf folgendes:

1. Das Märchen beginnt einfach mit dem unbestimmten ‚Es war einmal‘.

2. Der Anfang des Märchens bestimmt die Zeit (nicht das Jahr, sondern das Weltalter . . .) etwa wie folgend:

- a) Als noch die Tiere reden konnten.
- b) Als die Riesen im Lande waren.
- c) Als noch Gott mit den Menschen sprach.
- d) Als ein Tag so lang war wie ein Jahr.

3. Wieder unbestimmter, aber weit zurückweisend klingt: ‚Vor langer Zeit‘ (die Verdoppelung ‚langer, langer‘, als Verstärkung der Vergangenheit, ist kindlich. So entstanden denke ich mir die Reduplikation in der Zeitform der Vergangenheit, — nur ein kindliches Zeitalter konnte sie erschaffen).

Was die Enden der Märchen anbelangt, so ist vor allen Dingen zu merken:

1. daß wohl die Sage, aber nie das Märchen traurig schließt oder ohne den Bösen bestraft zu haben, deswegen ist das Märchen die eigentliche Dichtung für Kinder —, die Sage mit ihrer größeren Bestimmtheit und oft tragischem Schluß ist für Männer. Noch anschaulicher erscheint dies, wenn man bedenkt, daß meistens der Arme, Unbegüterte im Märchen zum höchsten Glück gelangt; wie schmeichelhaft für die weitausgreifende Phantasie des Kindes.

2. Hergebrachte Schlüsse sind und Schlußformeln:

a) Heirat.

b) ‚Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.‘

c) ‚Menj Mer äs ous,
bäs iwer des Nober senj Hous,
do lift en Mous‘ usw.

oder:

d) Wenn der Böse seinen Lohn empfangen hat: Das war ihm recht,

oder:

e) ‚Möchtest du da sein?‘

oder:

‚Wilt ta esi en Brokt senj?‘

Sollten wir nicht bald unseren Vorrat an Sitten und Gebräuchen revidieren und messen? . . .

Grüße Müller und meine sonstigen Bekannten!

Dein Schuster.

Nb. Schreibt bald! — Wie steht es mit Müllers Sagen?“
(Nachschrift Haltrichs.)

„Die Märchenerzähler: Männer und Frauen hat (!) Einfluß auf die jedesmalige Färbung. Die schriftliche Darstellung weit hinter der lebendigen Erzählung (:Spannung der Hörer, Kinder: das Leuchten der Augen, die Angst oder Freude, innere Bewegung — die ganze Seligkeit am Schluß der Märchen.) ‚Du machst es gerade wie der Däumling, die faule Kathrin? Wie war denn das, Großmutter?‘ etc.

Wie matt und abgeschliffen aber auch die beste schriftliche Aufzeichnung ist gegen die lebendige Darstellung eines guten Erzählers, das habe ich genugsam erfahren. Zunächst kann man viele lebendige Ausdrücke und Wendungen der Volkssprache im Hochdeutschen gar nicht recht geben, dann läßt sich der wechselnde Ton und das Mienenspiel der Erzähler, das Leuchten ihrer Augen, ihre Teilnahme, Freude oder Angst usw., was doch wesentlich die Wirkung auf die Zuhörer bedingt, nicht mit darstellen. Wer aber aus unmittelbarer Erfahrung dieses kennt, für den wird auch die tote schriftliche Darstellung, wenn sie nur einfach und natürlich gehalten ist, das rechte Leben gewinnen.

Die gewünschte Gleichmäßigkeit, wie sie nach dem verschiedenen Gehalt und Ton der einzelnen Märchen überhaupt möglich noch ist, habe ich nicht erreicht; an manchen Stellen finde ich ein allzustarkes Haften an Worten des Erzählers und hie und da ist wohl auch ein krankhafter Zug stehen geblieben. Wie ganz anders

wohl dagegen durch alle Grimmschen Märchen der reine Hauch eines gesunden und frischen Lebens!“²⁾

Aber gerade Wilhelm Grimm schrieb am 8. Juli 1856 an Haltrich noch mehr darin bestärkt, über die Märchen hinaus sich Die Briefstelle lautet:

„. . . Ihre Darstellung ist schlicht, natürlich und ansprechend; was mich besonders erfreut, ist die überall durchblickende Liebe, womit Sie Ihre Aufgabe gelöst haben und welche eine solche Arbeit erst gedeihlich und eindringlich macht . . .“³⁾

Diese anerkennende Anteilnahme seitens W. Grimm hat Haltrich noch mehr darin bestärkt, über die Märchen hinaus sich mit Grimms Ansichten auch bezüglich der Göttersagen zu befassen und in Siebenbürgen auch diesen Dingen nachzugehen, wie dies denn auch Schuster im Hinblick auf Hochzeitsspiele tat. Zu erwähnen seien hier Haltrichs Anmerkungen, herausgegriffen aus anderen, die in seinem noch erhaltenen Nachlaß zu finden sind.

Er schreibt:

„Siebenbürgisch-sächsische Gebräuche, Sagen, Märchen, Ausdrücke und Sprüche, welche übereinstimmen mit dem, was in Grimms Mythologie teils von Gebräuchen und Lieder anderer deutscher Stämme vorkommt, teils als wirkliches Überbleibsel des Heidentums zu betrachten ist:

1. Zu c II. Gott.
2. Zu c III. Gottesdienst.
3. Zu c VII. ‚Wuotan.‘
4. Zu c VIII. ‚Donar.‘
5. Zu c XVI. ‚Weise Frauen.‘
6. Zu c XVII. ‚Wichte und Elbe.‘
7. Zu c XVIII. ‚Riesen.‘
8. Zu c XX. ‚Elemente‘ — 1. Wasser, 2. Feuer, 3. Luft, 4. Erde.
9. Zu c XXI. Bäume und Tiere.
10. Zu c XXII. Himmel und Gestirne.
11. Zu c XXIV. Sommer und Winter.
12. Zu c XXV. ‚Zeit und Welt.‘
13. Zu c XXVI—XXVIII. ‚Seele, Tod, Schicksal und Heil.‘
14. Zu c XXXI. ‚Gespenster.‘
15. Zu c XXXII. ‚Entrückung.‘
16. Zu c XXXIII. ‚Teufel.‘

²⁾ Schachtel 108.

³⁾ Schachtel 110.

17. Zu c XXVII. „Zauber.“
18. Zu c XXXV. Aberglaube.“⁴⁾

Aber diese Anmerkungen sind Gedankensplitter geblieben, denn zu einer Ausarbeitung ist es, außer einigen Hinweisen, nicht gekommen. Zum Teil hat er solche Anmerkungen und Erläuterungen für einen zweiten Märchenband vorbereitet. Dieser zweite Band jedoch ist niemals fertig geworden. Er hat wiederholt Märchen und Bruchstücke zusammengestellt, darunter einen Versuch mit: 1. Das goldene Ei, 2. Von der Jungfrau mit den 12 Masken, 3. Det Feferkejt usw. und dazu die Anmerkungen und Erläuterungen geschrieben⁵⁾.

Eine andere Sammlung trägt die Überschrift „Rohmaterial von Märchen“⁶⁾ und enthält Märchentitel mit kurzer Inhaltsangabe, aber auch ausgeführte Märchenfassungen. Daneben finden sich Märchenhandschriften von Sammlern, meist Schülern, mit Namenszeichnung und Angabe des Herkunftsortes. Verschiedentlich weist Haltrich in seinen Anmerkungen auf die „Rumpelkammer“-Handschrift hin, wobei es sich hauptsächlich um Bruchstücke oder um Märchen handelt, die Gedächtnisfehler der Erzähler aufweisen oder zweite und dritte Fassungen sind⁷⁾.

Unter diesen Handschriften befinden sich zwei Hefte von Fr. W. Schuster, teils mit Bruchstücken, teils aber auch mit Märchen in voller Ausführung. Die Handschrift ist 1851 geschrieben⁸⁾. Voran steht die Bemerkung Schusters: „Nur das Gerippe der Erzählungen ist bei diesen Märchen gegeben worden. — Manche Märchen habe ich nicht vollständig liefern können, weil sie der Erzähler nicht recht wußte; andere hatte ich mir zu sehr in Schlagworten angemerkt, mich auf mein Gedächtnis verlassen, von dem ich hernach verlassen wurde. Jedoch habe ich selbst diese wenigen Schlagworte angeführt, weil sie sich dadurch vielleicht wieder auffinden lassen.“

Bei jedem Märchenbruchstück stehen dann noch ganz kurze Bemerkungen wie „das Märchen ist allbekannt und wird leicht zu ergänzen sein, deshalb hier so kurz“ (zu Nr. 2 der Handschrift); oder es stehen Hinweise auf die zeitgenössischen Sagen- und Märchenausgaben, etwa von Grimm und Bechstein, wobei auch hie und da vermerkt wird, daß sich bei den „Walachen“ ähnliches findet. Leider ist dadurch manches Märchen

4) Schachtel 108.

5) Schachtel 108.

6) Schachtel 109.

7) Schachtel 109.

8) Schachtel 108.

so dürftig gekennzeichnet, daß es nicht mehr erschlossen, vor allem als sächsische Eigenprägung nicht mehr wiedergegeben werden kann.

Allem Anschein nach lag Schuster — und wohl auch Haltrich, da sie so sehr sich in ihren Ansichten ergänzten — in der Hauptsache daran, v o l l e, a b g e r u n d e t e Märchen zu bieten. Es kam also auf den geschlossenen Aufbau der Erzählung an, auf das künstlerische Gefüge des Märchens, und in zweiter Reihe erst auf die Vorwürfe. Sie waren also der Ansicht, daß die Märchen, wenn sie nicht gleich in voller Rundung zu finden waren, aus Bruchstücken vom Märchenforscher zusammengefügt werden müßten. Unausgesprochen ist es gerade die Aufgabe des Forschers, ja seine Kunst, das Märchen — volksgetreu — neu zu schaffen.

Wenn nun diese Ansicht weder von Schuster noch auch von Haltrich unumwunden ausgesprochen wurde, so haben beide, vor allem Haltrich, danach gehandelt. Es war besonders Haltrich bewußt, daß das „Rohmaterial der Märchen“ von kundiger Hand, aber auch von kundigem Geist, vor allem aber von einem warmen Herzschlag durchdrungen werden mußte, um das zu werden, was es im Gemüt des Volkes war.

Ob sich in dieser Handschriftenabteilung des Museums „Alt-Schäßburg“, das jetzt „Geschichtliches Museum“ heißt, der gesamte Nachlaß Haltrichs befindet, soweit er sich auf die Märchen bezieht, ist anzuzweifeln, hat er doch, wie schon Ch. Boner in seinem Buch „Siebenbürgen — Land und Leute“⁹⁾ angibt, sehr viel von seinen Schülern des Gymnasiums, die aus allen Gegenden stammten, vor allem aus den Landgemeinden, Märchen sammeln lassen.

Wie er dann mit diesen Handschriften der Schüler, zum Teil auch der Lehrer und Schulmeister, umging, bezeugen einige Handschriften, die über und über verbessert und gestrichen sind, so daß das Übriggebliebene kaum zu entziffern ist. Diese Überarbeitung war doch wohl nötig, da die Schüler in einem gar zu holperigen und hölzernen Deutsch ihre sächsisch gehörten und erzählten Märchen nun in eine Hochsprache zu verlegen hatten, die ihrer Zunge doch zu große Schwierigkeiten bot. Und nun ist es zu bewundern, daß Haltrich sein Märchendeutsch, gewiß an dem der Grimms geschult, doch so handhaben konnte, daß so viel vom Erdgeruch und von der Eigenart des sächsischen Volkes daran haften blieb.

Damit tat er aber das, was ein Volkskundler wohl durchaus tun muß: sich zum getreuen Mittler heranzubilden, zum Dolmetsch

⁹⁾ Charles B o n e r, Siebenbürgen — Land und Leute. Leipzig 1868.

dessen, was das Volk an Gedanken, Stimmungen, Gefühlen und an Verhaltenheit in seine Erzähldichtung hereingelegt hat. Und was abseits in der Verborgenheit eines Bauernhauses zur Blüte reifte, sollte doch im vollen Licht der Öffentlichkeit dargeboten werden mit all dem Flaum und Duft, der ihm in der Verborgenheit anhaftete. Und doch sollte weder am Inhalt noch am Bau des Ganzen etwas geändert werden. Glaubte er doch selber, daß er oft „am Wort des Erzählers“ zu sehr haften geblieben sei. Es kam ihm nicht so sehr auf den Erzählkünstler an, den er jedoch durchaus zu schätzen wußte¹⁰⁾, sondern nur auf die „volksläufige“ Wiedergabe des Gehörten oder gar Geschriebenen. Die Prägung des Erzählgutes im Sinne und im Geschmack der Gemeinschaft stand ihm über dem Erzählenkönnen eines Einzelnen, auch wenn dies noch so hervorragend war. Die sächsischen Märchen an sich lösten die Freude aus, von der ja auch Schuster schrieb, ergriffen von der „sächsischen Innigkeit“, die er auch in den Volksliedern „vortrefflich“ fand.

Aber alles Innige-Minnige-Sinnige ist der Ausdruck der Liebe, der Ergriffenheit, des Hochgefühls — und der Hingabe. Und so wie man mit den Freunden sich freute, trachtete, bewunderte, so gab man sich der Gemeinschaft hin und trachtete danach, in dieser Hingabe bis zum Wesentlichen des Volkes vorzudringen. Doch in diesem Wesenhaften des Volkes sah Haltrich die Spannweite von der Ergriffenheit des Göttlichen (Gott-Gottesdienst) über die Elemente zur Natur (Wasser, Feuer, Licht, Erde; Bäume und Tiere; Himmel und Gestirne; Zeit und Welt) bis zur seelischen Erschütterung (Seele, Tod, Schicksal, Heil und Entrückung), aber auch die Erlebnismächte einer frühen Vorzeit (Wuotan, Donar, Riesen, Wichte, Elbe) bis zu den bösen und heimtückischen Wesen (Gespenster, Zauberer und Teufel).

Damit war aber alles, was die Menschenseele erhöht und bedrückt, nicht außerhalb der Heimat und des Volkes verlegt, in eine fremde Welt, oder gar außer der Welt, sondern in die Seele, in das Gemüt des Volkes selber. Diese romantische Schau beseelte diese Forscher Haltrich, Schuster, Müller und den gesamten Freundeskreis. Mit dieser Schau schöpften sie aus dem Born der Volksüberlieferung. Ihr Einfühlungsvermögen ist später nicht mehr übertroffen worden. Aber die Wärme ihres Gefühlslebens

¹⁰⁾ Er schreibt in einer Anmerkung zum Vorwort seiner Märchen, daß er viele Märchen als Schüler des Gymnasiums 1842 von seiner Mutter, Großmutter und seinen älteren Geschwistern, vor allem aber von der „sehr berühmten und allbekannten Erzählerin Stephan Anna Maria“ gehört habe.

war etwas überhöht, so daß der klare Blick für die Wirklichkeit der Tatsachen dann einen leichten Schleier zeigte, so daß die vielfachen Ansätze, das künstlerisch Erlebte nun wissenschaftlich zu gestalten, oft unzulänglich blieben, oder übertrieben waren, etwa die Rückführung mancher Erscheinungen auf die alten Göttersagen (Schuster) oder das vergebliche Bemühen Haltrichs, das sächsische Wörterbuch voranzutreiben.

Aber alle diese Forscher hatten den unbestechlichen Blick für das Volkstum und seine Äußerungen. Sie hatten gerade das, was der vernunftgeschwängerte und aufgeklärte städtische „Bürger“ oder „Literat“ nicht hatte und in seiner Blindheit nicht sah: das künstlerische Schaffen des Volkes, die namenlose Kunst der Ungenannten.

Damit aber bezeugten sie die Abkehr von einem Bildungsdünkel, den die lateinisch geprägte Bildung erzeugt und zur Absonderung vom Volk geführt hatte, und stellten dagegen die ganze Fülle einer gewachsenen Gesittung des Volkes, die nicht weit hergeholt werden mußte, sondern selbst in den einst untertänigen Dörfern des Zeckesgebietes in Fülle vorhanden war.

Hieß es doch schon 1523 am Lehrergestühl der Schäßburger Bergkirche:

Wer in dus gestül will stan
und nit Latyn reden kan
der solt blyben daraus,
dass man ym nit mit kolben laus.¹¹⁾

Neben dieser Kirche aber, in der Bergschule, schrieb der Märchenforscher Haltrich zwischen seine Märchenaufzeichnungen das Lied:

„Das Waisenmädchen im Unmut.
Hischet Medche bän ich,
wesche, bække kån ich,
Flidderfronsen dron ich,
åf der Gåss gohn ich,
wi mich sejt, di wil mich — — —
noch nichen Deiwel nit mich,
denn e Wiske bän ich.“¹²⁾

Es nimmt nicht wunder, wenn, mit dem Blick der „Literaten“ und „Honoratioren“ gesehen, die breite Schicht des Volkes das „Wisken“ war und wenn Schuster gerade von der Volksinnigkeit in den Waisenliedern und Waisenmärchen ergriffen wurde, ja wenn Haltrich 1856 geradezu eine Abhandlung schrieb, die den

¹¹⁾ J. Haltrich - J. Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien 1885, S. 472.

¹²⁾ Schachtel 109.

Titel führte: „Die Stiefmütter, die Stief- und Waisenkinder in der siebenbürgischen Volkspoesie.“¹³⁾

Aber nichtsdestoweniger befaßte sich Haltrich auch mit den Späßen und Schwänken und belustigenden Aussprüchen des Volkes. Aber sein Hauptanliegen fand er doch in den ernstesten Schöpfungen des Volkes, die dann in die Tiefe gehen. —

Die enge Beziehung der Freunde untereinander, der rege Gedankenaustausch erlaubt den Schluß, daß Haltrich oft das tat und fühlte, was Schuster — vielleicht als Dichter der Gewandtere im Aussprechen seelischer Antriebe — auch sagte: sie suchten das „Reine“, das von der „bösen Cultur“ noch nicht Angetastete. Aber sie suchten nicht einen völligen Naturzustand, den Ursprung der Menschen in der Nähe des Tierreichs, sondern gerade das Andere, nämlich einen unangetasteten und reinen Seelenzustand und seelische Erfülltheit. Sie glaubten, ihn auf dem Dorf bei den unverbildeten Menschen zu finden: die „sächsische Innigkeit“. Sagt doch Schuster: „Vor allem liebe icht die (Märchen) von der Stiefmutter und von den Armen; hier auf diesem Gebiete ist die sächsische Innigkeit auch die der Volklieder unübertrefflich.“

Damit bekunden diese Forscher ihr innerstes Anliegen: sie wollen nicht Vernunftgründe, sie wollen auch nicht schulmeisterliches bloßes Wissen; sondern eine reine, vortreffliche Gesittung, die sich als Herzensbildung kundtut.

Die „böse Cultur“ ist demnach das, was später als veräußerlichte „Civilisation“ genannt wurde, ohne rechte Herzensbildung.

Nun sind aber gerade die alten sächsischen Lieder nichts anderes als Urkunden dieser Herzensbildung, aber auch die sächsischen Märchen sind Aussagen einer Gesittung, die eindeutig „rein“ ist, ohne Künstelei. Adolf Schuller us sagt daher über die sächsischen Märchen: „Es mag die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß die Auswahl aus dem Märchenschatze (der Welt) . . . die vielverbreiteten Wunder- und Abenteuermärchen vermeidet und denen den Vorzug gibt, die in leichtverständlicher Zuspitzung dem Bösen die Strafe, dem Guten den Lohn, ausharrender Liebe und Treue die Erreichung des Zieles gewährt.“¹⁴⁾

Aber dies sind nicht Merkmale und Eigenheiten des Verstandes, des Kopfes, sondern solche des Gemütes, des Herzens, freilich auch des Willens und damit der gesamten Wesenheit.

¹³⁾ J. Haltrich, Die Stiefmutter, die Stief- und Waisenkinder in der siebb.-sächs. Volkspoesie. Wien 1856.

¹⁴⁾ A. Schuller us, Unsere Volksdichtung. In: Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebb.-Sachsen. Bd. 2. Hermannstadt 1928, S. 191 f.

Diese Forscher vor hundert Jahren suchten also wesentliche Menschen, ungebrochen in ihren Antrieben und eindeutig in ihrer Herzensbildung. Dies ist das Neue. Dies war noch nicht da in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Dies hatte noch niemand ausgesprochen, dies war auch in anderen Städten, etwa in Kronstadt oder gar Hermannstadt nicht möglich. Es konnte nur aus Städten kommen, die die Loslösung aus dem Volksverband einschließlich der breiten dörflichen Schicht noch nicht vollzogen hatten. Dies war der Fall mit Schäßburg und Mühlbach.

Die romantische Hinwendung zur tragenden Schicht des Volkstums, zum „Volk“, hat hier ihre Wurzeln. Sie suchten und fanden Seelen- und Willenskräfte nicht oben bei den „Spitzen“, sondern bei der tragenden Schicht. Kein anderer als Goethe nennt diese Schicht, vor allem das Bauerntum, ein „Depot des Volkstums“, aus dem sich das Gesamtvolk immer wieder aufrischt.

Schuster stellt also — und bei Haltrich volles Verständnis findend — der „bösen Cultur“ die Innigkeit des sächsischen Volkes gegenüber. Er fand diese in den Schöpfungen des Volkes, in den Liedern, Märchen und Sagen. Fragt er doch in gleichem Atem auch nach dem Stand der Sagensammlung von Müller.

Und wenn Haltrich den Vorsatz faßt, die Märchen, wohl auch die anderen Gattungen der Volkserzählung und des Brauchtums, auf die gesamte Fülle des geistig-seelischen Lebens zu untersuchen, so geht er in derselben Richtung wie Schuster. Er sah die Aufgabe, die der Volkskundeforschung gestellt war, nannte sie, faßte sie in 18 Hinweisen zusammen in der Hoffnung, sie selber zu lösen oder durch andere lösen zu lassen.

Nun hat die Märchenforschung heute, als ein sehr umfangreiches Gebiet, vieles von dem verwirklicht, was Haltrich als Forschungsaufgabe sah. Es ist aber festzuhalten, daß er bereits vor hundert Jahren wußte, worum es letzten Endes ging: um die geistig-seelischen Güter des Volkes, die faßbar zu machen sind.

Vergleicht man die Polizei-Ordnung von 1772 aus Hermannstadt¹⁵⁾, die für die gesamte Stadtbevölkerung 9 „classen“ schuf, wobei für jede Classe bis in die Einzelheiten die Kleider vorgeschrieben war, ja selbst der Hausrat, wo also der Beamtenrang von der höchsten Spitze sich herunter fortsetzte bis zum letzten dienstbaren Geist, wobei rein äußerlich jede Rangklasse an Bändern, an Stoff und Tressen sichtbar war, so wird die neue Blickrichtung in das Innere der Menschen erst voll bewußt.

15) Archiv des siebb. sächsischen Wörterbuchs in Hermannstadt.

Man suchte nicht „Litzen“ und „Tressen“, sondern seelischen Gehalt ohne Flitterwerk. Man fand ihn in der Volksdichtung und in der Volkserzählung am unberührtesten. Diesen seelischen Gehalt nun auch wissenschaftlich zu erfassen und nicht nur gefühlsmäßig, diesem Zweck sollte die Forschung dienen. Diese letzte Sicht hat nun freilich weder Haltrich noch Schuster oder Müller erreicht, weil sie dann doch vielleicht zu sehr im romantischen Gefühlsüberschwang verhaftet blieben und zur kühlen Überlegung, die hiezu auch nötig ist, nicht hinfinden konnten. Trotzdem waren sie auf dem rechten Weg, den nun andere wohl zu Ende gehen können.

Zur Kennzeichnung des Kreises, dem Haltrich in Schäßburg angehörte, sei die Schaffung eines Freundschaftsbundes erwähnt, der den Namen „Narragonia“ trug. Es nahmen nicht allein die Lehrer des Gymnasiums daran teil, sondern auch Vertreter anderer Berufe. Jeder hatte nach seiner Eigenart besonderen Rang und Namen. In einer lateinischen Urkunde gaben sie ihrem Willen Ausdruck. Der Maler Schuller zeichnete Begebenheiten dieses Bundes. Die ersten Lichtbilder brachten den Freundeskreis in zurechtgeschnittenem und zusammengestelltem Gruppenbild der Nachwelt zur Kenntnis dar. Noch Jahrzehnte nachher gab es in Schäßburg Kneipgesellschaften, die — auf ihre Art — solche Freundschaftsbünde weiterpfl egten.

Das Kennzeichen aber der „Narragonia“ ist die Frucht, zu der dieser Freundschaftsbund führte, zum Beginn einer wissenschaftlichen Tätigkeit, von der Ch. B o n e r sehr lebhaft beeindruckt war, so daß er schreiben konnte:

„Der hohe Grad von Wissen und Kultur, der überall in den sächsischen Städten und Dörfern angetroffen wird, ist eine so bemerkenswerte Erscheinung, daß sie das Staunen des fremden Reisenden erregen muß¹⁶⁾.“

„Grimm hatte mit einem der Professoren in brieflichem Verkehre gestanden und war entzückt gewesen über die reiche Sammlung von Volkssagen, welche dieser Herr veranstaltete, den er dringend auffordert, in diesem Unternehmen fortzufahren. Da in Schäßburg ein Gymnasium ist, so kommen aus allen Gegenden junge Leute hierher; und sowie der erwähnte Professor die alten Geschichten, Wiegenlieder, Zaubersprüche und Feenmärchen von den Lippen der jungen Leute frischweg vernahm, so schrieb er sie nieder....“

„Als ich nicht umhin konnte, einige Verwunderung darüber zu zeigen, daß.... sie ganz auf dem laufenden in betreff der

¹⁶⁾ B o n e r, S. 234.

Tätigkeit der berühmten zeitgenössischen deutschen Schriftsteller waren, erhielt ich zur Antwort: „... Wir tun unser möglichstes, mit der übrigen Welt gleichen Schritt zu halten, oder wenigstens nicht allzusehr zurückzubleiben¹⁷⁾.“

Als Haltrich, auch im Namen seiner wissenschaftlichen Freunde, diese Äußerung tat, da stand er mitten im Strom der Wissenschaft, der hier in Siebenbürgen zu Ende lief und die schaffenden Geister der Sachsen befruchtet hatte. In der Einleitung „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen“ — kleinere Schriften, deren Herausgabe und neue Bearbeitung J. Wolff besorgt hatte, steht geschrieben: „Seit einer Reihe von Jahren wendet sich der Blick der heimischen Geschichtsfreunde, dem Entwicklungsgange deutscher Wissenschaft folgend, nun auch mit Eifer auf die Erforschung der Innerzustände und des geistigen Lebens ihres Volkes...“ „Darum mögen unsere Geschichtsforscher, welche das Korn von der Spreu zu scheiden verstehen, mit vereinten Kräften dafür tätig sein, daß einmal eine Sammlung der wichtigen Geistesdenkmäler unseres Volkes und eine organische Geschichte derselben zustande komme.“

„Neben diesen schriftlichen, aus toten Archiven, Kirchen- und Gemeindeladen und Bibliotheken zu gewinnenden Urkunden zur Kenntniss unseres gesamten vergangenen und gegenwärtigen Volkslebens ist es aber notwendig, auch die lebende Sprache, die Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche und den reichen Aberglauben zu erforschen¹⁸⁾.“

Und bezüglich der Sammlung der Märchen, im besondern der Tiermärchen, die Haltrich zuerst gesondert in einem Schäßburger Schulprogramm (1855) veröffentlicht hatte und die J. Grimm als eine Fundgrube alter Tiergeschichten fand, schreibt Haltrich: „Das meiste erhielten wir durch mündliche Erzählung von Studierenden des Schäßburger Schullehrerseminars, die, fünfzig bis sechzig an der Zahl, in den verschiedenen Ortschaften des Umkreises an Hause sind, einiges von sächsischen Dorfschullehrern und Fuhrleuten, städtischen Bürgern und Bauern; schriftliche Mitteilungen gingen uns aus Mühlbach und Mediasch zu¹⁹⁾.“

„Seit jener Zeit sind uns noch einige andere Erzählungen, meist Varianten zu den früher veröffentlichten, bekannt geworden; wir haben keiner, die etwas Neues brachte, die Aufnahme versagt; ausgeschlossen blieben nur diejenigen, die uns wegen ihrer verderbten Überlieferung nicht verständlich

17) Derselbe, S. 236.

18) Haltrich-Wolff, S. 3—4.

19) Ebenda, S. 4.

waren, oder, wie ein Meschener Märchen, offenbar aus Goethes Reineke stammten²⁰⁾.“

Wilhelm Grimm fand die sächsischen Tiermärchen in einer ursprünglichen Gestalt, wo noch keine ordnende oder Gleichnisse suchende Hand aus ihnen ein Ganzes zu machen versucht hatte und war daher stark beeindruckt von ihrer Ursprünglichkeit, wo das Dichterische und Künstlerische die Lust an ihrer Schönheit, aber auch an ihrer Volkstümlichkeit ungebrochen erscheint. Er schreibt:

„Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Tiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geist haben, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen anderen Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht. Reiner und volkstümlicher als wir haben die nach Siebenbürgen vor etwa siebenhundert Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit die Überlieferung bewahren können²¹⁾.“

Grimm vermerkt also, daß zur Ursprünglichkeit dieser Märchen das Fehlen einer sittensauen Absicht gehört, so daß sie in ihrer freien und unschuldigen dichterischen Gestalt sich darbieten und genossen werden können.

Damit hat aber W. Grimm nichts weniger hervorgehoben, als die Tatsache, daß die Märchen vor allem und in erster Reihe als Kunstwerke zu betrachten sind und nur in zweiter Reihe als Urkunden früherer Zustände, Ansichten, Glaubenshaltungen und seelischer Erlebnisse von Wunsch und Willen. Sagt doch das Volk in seiner Dichtung das, was es fühlt, ohne Absicht, die Welt zu bösern oder gar zu bessern: so ist sie, so wirkt sie auf uns. —

Mit der mittelalterlichen Herkunft oder gar der Beziehung zur Tierfabel des Altertums hat sich schon Haltrich beschäftigt, er schreibt: „Wir haben auf diese, bei der Beschränktheit unserer literarischen Hilfsmittel doppelt schwierigen Untersuchungen ein besonderes Gewicht gelegt...²¹⁾ Aber eine endgültige Deutung hat er auch nicht geben können, sondern schloß sich bezüglich der Entstehungsgeschichte der Tiersagen J. Grimm an, der sie an den untern Lauf des Rheins verlegte: „Dort war es, wo nach Jakob Grimm die Tiersage, wenn auch nicht entstand, so doch am lebendigsten sich zeigte und wo zuerst Kunsgedichte aus ihr erwachsen, namentlich der *Reinardus* hervorging, mit dem viele unserer Erzählungen große Verwandtschaft zeigen. Die meisten unserer

²⁰⁾ Ebenda, S. 4.

²¹⁾ Ebenda, S. 5.

Tiergeschichten, welche mit den in Grimms Reinhart Fuchs aus den lateinischen, französischen und deutschen Tiersagen angeführten verwandt sind, — kann man behaupten — brachten unsere Vorfahren aus ihrer alten Heimat mit, und auf Grundlage derselben mögen dann einige Stücke hier erwachsen sein....²²⁾“

Heute führt man freilich die Entstehung der Tiersagen und Tiermärchen in das Jägerzeitalter der Menschheit zurück, wenn auch dieses Zeitalter bei Einzelmenschen oder einigen Volksstämmen heute noch lebendig ist. —

Besonders bemerkenswert sind die Mitteilungen über die sprachliche Abfassung der Märchen. Es wird zugegeben, daß in späterer Zeit „mundartliche und volkstümliche Wendungen, Worte und Biegungen, teils in eingeklammerten Zusätzen, teils in Fußnoten beigefügt“ wurden. „Der Sammler, Joseph Haltrich, ließ sich zwar alle, mit Ausnahme der aus Mühlbach von Friedrich Wilhelm Schuster und aus Mediasch von Michael Salzer schriftlich in hochdeutscher Sprache mitgeteilten, im Dialekt erzählen, schrieb sie jedoch hochdeutsch nieder und behielt nur die eigentümlichen sächsischen Wörter und Redewendungen bei. Nun hätten wir sie uns entweder wieder alle sächsisch, und zwar von Bauern des Ortes, aus dem sie uns zugekommen waren, erzählen lassen müssen, — doch das war uns nicht möglich, oder wir hatten sie aus dem Hochdeutschen in die Mundart zurückübersetzen müssen — und dazu fehlte uns der Mut. Wie sehr durch die hochdeutsche Bearbeitung die Erzählungen an Kraft, sinnlicher Fülle und naiver Zutraulichkeit verloren haben, wissen wir nur zu gut, aber ändern konnten wir es nicht. Die abgezogene hochdeutsche Schriftsprache hat bei ihren sonstigen großen Vorzügen im Vergleich mit der frischen, lebenskräftigen Mundart immer etwas Abgeschliffenes, Mattes an sich²³⁾.“

Die Äußerungen Haltrichs sind wesentlich von J. Wolff mitgeprägt worden, so daß auch Haltrichs Schüler und Nachfolger sich über die sprachliche Wiedergabe der Märchen den gleichen Gedanken gemacht hat, wie Haltrich selber.

Damit im Zusammenhang steht die Frage der getreuen Wiedergabe der Erzählungen bezüglich ihres „innern Wertes“, der „natürlichen Wahrheit“, daß sie also weder „nach oben“ „vergeistigt“ werden noch „nach unten“ zur „Gemeinheit“ führen. Es wird daher festgestellt: „Unsere Erzählungen verschmähen das Grobsinnliche, Obszöne und Frivole..., denn der gesunde, gerade

²²⁾ Ebenda, S. 15.

²³⁾ Haltrich-Wolff, S. 5.

Sinn des Volkes weiß Maß zu halten und sein sittlicher Instinkt bewahrt es vor dem Allzugemeinen. Hunger und Not, nebenbei Ehrgeiz und Übermut sind in unsern Tiersagen die hauptsächlichsten Triebfedern²⁴⁾.“

Haltrich fand, daß das „Lehrhafte“ den Märchen fehlt, wenn sie vielleicht dann doch als „Spiegelbilder“ und „warnende Beispiele“ vom Volk benützt werden, daß sie also „lehren können“, denn darauf deuten Sprichwörter und Redensarten der Sprache des Volkes hin.

Zu all dem bemerkt J. Wolff, daß „man die Freudigkeit des Herzens heraushören“ könne, mit der damals im „Siebenbürger Sachsenland“ die Volkserzählungen — von Haltrich und seinem Freundeskreis —, aber auch das übrige geistige Volksgut gesammelt wurde, wenn auch über den „inneren Wert“ dieser Erzählungen die Urteile heute wohl etwas nüchterner ausfallen, als es damals geschah. „Wie alle sächsische Forschung auf dem Gebiete der Sprach-, Sagen- und Sittenkunde unter dem mächtigen Einflusse Jakob Grimms stand, so auch diese Arbeit²⁵⁾.“

Mit Joseph Haltrich bekennt sich auch Johann Wolff zur getreuen und reinen Wiedergabe der Volkserzählungen, an denen nicht gedeutelt werden dürfe, wollte man das wiedergeben, was das Volk in ihnen geschaffen hat. Die Sorge, es konnte durch die Nacherzählung eine Fälschung oder Verschiebung des inneren Gehalts stattfinden, erscheint so groß bei Haltrich, daß sich selbst sein Schüler und Nachfolger mit ihr auseinandersetzen hatte. Die Gewissenhaftigkeit und dies Verantwortungsgefühl dem Volksgut gegenüber scheint so ausgeprägt gewesen zu sein, daß sie sich nach keiner Richtung abdrängen ließen, denn es galt das, was die Gemeinschaft des Volkes geschaffen hatte, ohne alle Zutat, jedermann hörbar und sichtbar, wiederzugeben.

Zu dieser Feststellung führten nicht nur die Bemerkungen und Hinweise, die Haltrich für sich selber, also nicht für die Öffentlichkeit, niederschrieb und die so aufschlußreich seine geistige Arbeit beleuchten, hiezuhin führen aber auch die Erwägungen und Erörterungen, die er veröffentlichte und damit dem öffentlichen Zwiegespräch anheimgab. —

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung über das Erzählgut des Volkes, vor allem über das Märchen, ist heute wieder sehr lebendig geworden: Was ist sein Gehalt? Wie ist er zu fassen? Wo sind die Ursprünge? Aber das Vielfältige dieses Erzählgutes, das in weite Seitenwege führen kann, soll es nicht

²⁴⁾ Ebenda, S. 17—18.

²⁵⁾ Ebenda, S. 17—18.

behindern, daß man immer wieder zu dem zurückfindet, was schon W. Grimm an den Märchen schätzte, zu „seinem ursprünglichen Geist“, zur „unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen, und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht“.

Die weltweite Verbreitung der einzelnen Märchenarten, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Vorwürfe, die Verflechtung der Märcen mit den Sagen oder Schwänken, der künstlerische Stil des Märchens im folgerechten Aufbau — die Schürzung des Knotens und seine Lösung —, die Stilmittel zur Erreichung der Märchenstimmung — dann die Forschung auf den Seitenwegen bis hin zu frühzeitigen Glaubenserscheinungen, den Rechtsverhältnissen und Gesellschaftsordnungen, all dies hat die Märchenforschung zu einer fast unübersehbaren Wissenschaft gemacht.

Und wenn schon Haltrich klagt, daß ihm die „Hilfsmittel“ zum großen Teil fehlen, um seine Forschung auszubauen, so hat sich dies heute bei uns nicht wesentlich geändert. Es bleibt daher vor allem für uns das eine übrig, den bodenständigen „innern Wert“ oder — mit Fr. W. Schuster zu reden — „die sächsische Innigkeit“, das eigentümlich „Sächsische“, das den Märchen mitgegeben wurde, ohne Rücksicht darauf, wann dies Volk den einen oder andern Vorwurf, die eine oder andere Märchengestaltung sich angeeignet hatte, herauszustellen.

Es ist dies wohl ein Mangel und ein Verzicht unserer Forschung, dem wir aber nicht ausweichen können, weil uns das gesamte Märchenschrifttum der Welt nicht verfügbar ist. Um so mehr steht uns das Volk vor Augen, das dies Erzählgut prägte und ihm Herz und Sinn geschenkt hat, samt seiner Umgebung. Darum versuchte schon Haltrich mehr in die Tiefe, als in die Breite zu gehen. Und nach hundert Jahren steht die siebenbürgische Märchenforschung vor denselben Hemmnissen wie damals, und muß sich mit dem begnügen, was ihr greifbar und deutbar ist.

Haltrichs Vorgehen, nicht bei der zufälligen Einzelfassung eines Märchens stehenzubleiben, sondern jede Spielart, die erreichbar war, heranzuziehen, um die reine Vollform des Märchens zu finden, ist vollauf zu rechtfertigen. Dies schließt aber nicht aus, daß jedes erreichbare Bruchstück für die Forschung sicherzustellen und zur allgemeinen Kenntnis zu bringen sei. Das Entstehen und Vergehen bezieht sich gleicherweise auf geistig-seelische Erscheinungen und nicht nur auf die leiblichen; unter diesem Gesetz stehen auch die Volkserzählungen. Ist der Vollbau

eines Märchens ein künstlerischer Genuß, so sind seine Einzelerscheinungen und Vorwürfe für die Deutung und Erklärung, für die Vergleichung und Verbreitung dann ebenso wichtig.

Es ist ein besonderer Glücksfall, daß eine erhebliche Menge in der Haltrich'schen „Rumpelkammer der Märchen“ allen Unbilden der Zeit in sorgsamer Pflege durch all jene Sammler und Betreuer des Volksgutes des Schäßburger Museums herübergerettet und vor der Zerstörung bewahrt wurde, so daß sie der Forschung zur Verfügung stehen. Alle diese Bruchstücke vermehren die Kenntnis des Erzählgutes dieses ältesten und letzten ausländischen deutschen Stammes des Abendlandes. Es handelt sich um etwa 400—450 Märchenspielarten und Märchenbruchstücke, die nun ihrem hundertjährigen Dornröschenschlaf entrissen werden.

Die Forscher dieser Zeit, vor allem Haltrich selbst, haben in ihrer Hingabe viele Helfer finden können, um das Volksgut zu bergen. Seine Pflege freilich hängt von den weltöffentlichen Dingen ab und deren Gunst oder Ungunst und von den Lebensbedingungen des Volkes, die zu Zeiten in gewaltigem Umbruch sich befinden — aber auch vom Lebensbestand des Stammes selbst, dem sie zu eigen sind. —

Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde“

Von Ingeborg Weber-Kellermann

Und wo sich die Völker trennen
gegenseitig im Verachten,
keins von beiden wird bekennen,
daß sie nach dem selben trachten!
Goethe, West-östlicher Diwan,
Buch des Unmuts

Als Gustav Jungbauer im Jahre 1930 seinen Aufsatz über die „Sprachinselvolkskunde“¹⁾ schrieb und nach ihm Walter Kuhn seine große „Deutsche Sprachinselforschung“²⁾ herausgab, trugen sie damit entscheidend zur Errichtung eines Denkgebäudes bei, in dem sich der Großteil einer ganzen Volkskundlergeneration häuslich einrichtete und aus dem mancher von ihnen bis heute nicht herausgefunden hat³⁾. Schien nun das Untersuchungsgebiet in Ost- und Südosteuropa mit dem Kriegsende zunächst versperrt, so eröffnete das folgende Jahrzehnt mit seinen Massenzwangs-

1) Sudetendt. Zs. f. Völk. Bd. III, 1930, S. 143—150 und 196—204.

2) Plauen 1934, 407 S.

3) Kuhns gründliches Werk, das von einer großen Sach- und Literaturkenntnis zeugt und in dem er sich sehr sorgfältig um die historische, psychologische und soziologische Analyse der komplizierten kulturellen Entwicklungsvorgänge innerhalb der deutschen Minderheitengruppen bemüht, mußte notwendig auf halbem Wege stecken bleiben bei einer ideologisch so begrenzten und einseitigen Zielsetzung, wie sie ständig hinter den einzelnen Abschnitten hervorsieht und wie sie dann im Schlußkapitel deutlich ausgesprochen wird (S. 400): „Hinter allen Untersuchungen der Kräfte und ihrer Wirkungen steht in der Sprachinselforschung, gefühlsmäßig oder bewußt, stets die eine Frage, fördern oder hindern sie die Erhaltung des Deutschtums? . . . So wird es eine Grundaufgabe der Sprachinselforschung, die wissenschaftliche Formel für die volksbewahrenden Kräfte zu finden.“ Daß solche Aufgabenstellungen nicht Ergebnisse wissenschaftlicher Reifung, sondern vielmehr politischer Reizung sind, zeigt ein Vergleich mit seinem freilich recht widersprüchlichen, aber in vieler Hinsicht objektiveren, 1926 geschriebenen Aufsatz: „Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel“ (Dt. Bl. i. Polen Bd. III, H. 2, S. 1—140), in dem er u. a. auf S. 131 von der „Achtung vor der anderen Nation, der Erkenntnis ihrer Eigenart und der Heilsamkeit eines gegenseitigen Wertaustausches“ spricht.

wanderungen und den daraus resultierenden volkskundlichen und soziologischen Zwangswandlungen der deutschen Volkskunde ein neues weitläufiges Feld, bei dessen dringlicher Erforschung es verständlicherweise nicht ohne starke Gefühlsbeteiligung abging und die sachliche Ebene der objektiven Betrachtung und Erkenntnis zuweilen verlassen wurde. Und doch hätte eigentlich jedem teilnehmenden Beobachter und erfahrenen Sprachinselforscher beim Miterleben der Ereignisse unserer jüngsten geschichtlichen Vergangenheit die unheilvolle Rolle deutlich werden müssen, in der auch viele Vertreter der deutschen Volkskunde an der großen Tragödie des Ost- und Südostdeutschtums mitgewirkt haben⁴⁾. Die folgenden Seiten wollen darum als ein Versuch verstanden sein, sich als Volkskundler aus jener heillosen und unseligen Verstrickung zu lösen, die unser Fach schon allzuoft — häufig in bestem Willen — mit einer unrealen, politisch bestimmten Gefühlswelt eingegangen ist, einer Verstrickung, die gerade auf dem Gebiet der Sprachinselvefskunde oft zu verzeichneten, ja falschen und für die nichtdeutschen Umvölker sehr kränkenden Ergebnissen führte. Hat sich der deutsche Forscher erst einmal zur Überwindung jener althergebrachten und ohne Überlegen geübten nationalistischen Blindheit entschlossen und sehenden Blickes die Wirklichkeit des Volkslebens in den Sprachinseln aufgenommen, so wird er sich bald beglückt auf weitem, reichen Ausblick bescherendem Feld wiederfinden, wo auch er seinen Teil zu einer europäischen Volkskunde beitragen kann.

Lebensumkreis der Sprachinsel

Jungbauer hatte in seiner methodischen Untersuchung (a. a. O., S. 145) beim Volksgut der Sprachinseln unterschieden zwischen *Altgut* (das aus der alten Heimat mitgenommen wurde), *Neugut* (das entweder selbstgeschaffen oder von der Oberschicht der eigenen Sprachinsel, wenn eine solche vorhanden war, oder auf Umwegen von der Oberschicht des Gesamtvolkes übernommen wurde) und *Lehngut* (das aus gleichvölkischen Nachbarinseln oder aus der „fremdvölkischen Umwelt“ stammt). Diese Differenzierung ist so richtig wie etwa die Feststellung, daß ein Bauernhaus aus Grundriß, Wandkonstruktion und Dach besteht. Doch

⁴⁾ Hingewiesen sei hier auf das Buch des Batschkadeutschen Johannes Weidenheim, Treffpunkt jenseits der Schuld (Gütersloh 1956), in dem er versucht, die letzte Vergangenheit seines großen vielsprachigen Heimatdorfes an der serbisch-ungarischen Grenze von den verschiedensten Blickwinkeln aus vorurteilslos zu zeichnen; siehe besonders die Darstellung der deutschen Ansiedlungsfeier des Batschkadodorfes S. 307 ff.

wie wurde aus solchen Bestandteilen ein Haus und aus dem Haus das Gehäuse eines Familienlebens? Mit seinen drei Unterscheidungselementen hat Jungbauer das fiktive Bild eines säuberlich aufteilbaren Volkslebens geschaffen, aus dem sich der Forscher jeweils das Stück herauschneiden kann, das seinen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Zielen am meisten zusagt. Bis zum heutigen Tage nun wurde am liebsten zum „Altgut“ gegriffen.

Eine solche Wahl hat zweifellos in vieler Hinsicht ihre wissenschaftliche Berechtigung, finden sich doch in den deutschen Sprachinseln in ihrer Eigenschaft als kulturelle Rückzugsgebiete ⁵⁾ wohlbewahrt zahlreiche Relikte alten Traditionsgutes, die zur Erhellung von Entwicklungszügen vor allem in Sprache und Volksdichtung dienen und die Kenntnis vom Überlieferungsbesitz einzelner deutscher Landschaften, aus denen die Auslandsdeutschen ursprünglich stammten, wesentlich zu erweitern vermögen. Das ist die Zielsetzung, mit der heute die Sammlung des vergehenden ererbten Volkswissens bei den ausgesiedelten Ost- und Südostdeutschen von einer Reihe von Forschern, besonders von Johannes Künzig ⁶⁾, auf das fruchtbarste und mit schönsten Ergebnissen vorangetrieben wird.

Doch auch hier schwang und schwingt häufig neben der wissenschaftlichen Entdeckerfreude der nationale Stolz auf die wackeren Landsleute mit, die dort auf ihrer „Sprachinsel“, also inmitten eines sie feindlich umbrandenden Meeres ⁷⁾, deutsche Art und deutschen Sinn bewahrt haben. Und diese Empfindung wurde genährt durch die Vokabel von der „fremdvölkischen Umwelt“, die bis heute zum eisernen Wortschatz jedes sich mit Auslandsdeutschum befassenden Volkskundlers gehört. Da hier nicht im einzelnen auf die einschlägige Literatur eingegangen werden kann, möge ein Hinweis auf Walter Kuhn genügen, dessen methodisches Handbuch zweifellos in starkem Maße auf die Sprachinselforschung einwirkte. Seine vielen nützlichen Beobachtungen in dem uns hauptsächlich interessierenden Abschnitt über die „Formenwandlungen“ (S. 236—321) müssen notwendig Stück-

⁵⁾ Ausführlich bei Kuhn, Sprachinselforschung, S. 259—264: „Beharrung“.

⁶⁾ Johannes Künzig, Urheimat und Kolonistendorf. Ein methodisches Beispiel der gegenseitigen volkskundlichen Aufhellung (Jb. f. Vkte d. Heimatvertriebenen Bd. II, 1957, S. 103—140).

⁷⁾ Kuhn, a. a. O., S. 13 f., wo er das Bild der „Sprachinseln“ breit ausmalt, von denen „die gierige Flut Stück für Stück losnagt“ usw. usw. Das Wort tritt zuerst bei der Sprachforschung in der Mitte des 19. Jhds. auf und zwar im Zusammenhang mit deutschen Außensiedlungen Oberitaliens als Rückzugsgebieten der Sprache (vgl. A. Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont. Stuttgart 1842).

werk bleiben, da er sich selbst die Forschungswege durch von seiner falschen Ausgangsposition aus errichtete Verbotsschilder versperrt: Das Ziel der deutschen Sprachinselforschung sei die gesamtheitliche Erforschung der deutschen Sprachinseln als geschlossene, wohlabgegrenzte Lebenseinheiten und als Teile des deutschen Volkskörpers mit besonderer Eigenart (S. 13), eine Voraussetzung, die in ihrem ersten Teil ja nur für eine sehr begrenzte Anzahl von Minderheitengruppen zutrifft. Kuhn aber fühlt sich bei all seinen an sich sehr aufschlußreichen Hinweisen über das „Heimischwerden“ (S. 243), über die Entlehnungen (S. 245), über Mischung und Ausgleich (S. 252) usw. immer veranlaßt, auf die nach seiner Ansicht im Grunde bestehende „tiefe seelische Kluft“ hinzuweisen, die seitens der Deutschen gegenüber den fremdvölkischen Bauern besteht und „jede nähere Fühlungnahme ausschließt“ (u. a. S. 259). Und befriedigt stellt er in seinem 1934 erschienenen Werk fest, daß „durch die neuen Zuströme aus Deutschland der kulturelle Abstand zwischen Siedlung und Umwelt ständig lebendig gehalten“ wird (S. 279) und für die Zukunft alles darauf ankäme, „auf solche Art den Abstand von der Umwelt erneut zu vergrößern“ (S. 299). Die Sprachinsel aber würde ihrerseits auf solche Weise stets befähigt bleiben, Ausstrahlungsmittelpunkt für die „fremdvölkische Umwelt“ zu sein.

Wenn wir eine solche Wortprägung ernsthaft durchdenken, so ergibt sich, daß sie zum ersten ihren Sinn nur für die Frühzeit der deutschen Ansiedlung in sich trägt, für die folgenden Jahrhunderte des Zusammenlebens der verschiedensten Völkerschaften jedoch immer mehr an Wirklichkeit einbüßte. Heute jedenfalls als wissenschaftlicher Terminus angewandt konnte und kann sie nicht anders als feindlich und aggressiv wirken. Sie schuf eine Schranke zwischen den Deutschen und ihren Umvölkern, die keinesfalls deren wahren Empfindungen den „Anderen“ gegenüber entsprach, sondern sehr zu ihrem Schaden von außen her um sie herum aufgerichtet wurde. Man machte sie damit in ihrem eigenen Heimatland zu Fremden, wofür sie später die bittere Rechnung zu begleichen hatten. — Die deutsche Volkskunde sollte sich eines so gefährlichen Begriffes in Zukunft gänzlich entschlagen und objektiv richtiger wie subjektiv förderlicher von einer „andersvölklichen Umwelt“ sprechen. Wie wenig „fremdvölkisch“ unsere Untersuchungsobjekte selbst, beispielsweise die Donauschwaben, ihre Wirtsvölker empfanden, das werden sie uns auf jede derartige Frage hin bestätigen. So hörten wir von einer meiner Gewährsleute, der 62jährigen Bauersfrau Katharina Föglein aus dem gemischtsprachigen Dorfe Mözs im Komitat

Tolna/Südungarn⁸⁾, die jetzt mit ihrer 30jährigen Tochter im vogtländisch-sächsischen Rodewisch lebt, bei ihrem Bericht über die weihnachtlichen Nikolausumgänge: „Es sind mehrere verkleidete Nikolause im Dorfe herumgelaufen, und am Nikolausabend hat sich kein Kind auf die Gasse getraut. Es waren überall die gleichen Gestalten, bei Deutschen und Slowaken und Ungarn, überall sind sie hineingegangen; sie hatten eine Tasche umhängen mit Äpfeln und Nüssen, und eine Rute hatten sie auch. Die Kinder haben gebetet. — Wir haben ja nicht gewußt, ob ein Slowake da wohnt. Wir waren ja alle gleich und haben alle gleich gesprochen. Gerade in meiner Nachbarschaft wohnte ein Slowake, und ich kann ein bißchen slowakisch, das habe ich von ihm gehört. — und ungarisch natürlich auch; und er kann deutsch“⁹⁾.

Auf der Suche nach dem „Altgut“ nun wurden in der Begeisterung über das Auffinden alter, längst nicht mehr lebendig geglaubter Überlieferungen teilweise Sammelmethoden angewandt, die keineswegs mit den Forderungen der modernen, auf ein komplexes volkliches Wesensbild gerichteten Volkskunde zu vereinen waren, sondern denen eine an die romantische Periode unserer Forschung erinnernde, willkürliche Aufteilung nach den geschmacklichen und politischen Wertmaßstäben des jeweiligen Forschers zugrunde lag. Das Beispiel des Volksliedes, das an der Spitze der gewählten Sammelobjekte lag, möge uns diese Beobachtung veranschaulichen.

In seinem großen 1938 erschienenen Aufsatz über das Singgut

⁸⁾ Das Dorf Mözs wurde im 18. Jhd. von Deutschen südwestdeutscher Herkunft besiedelt, die dort auf einen slowakischen und ungarischen Bevölkerungsbestand trafen. Über die gesellschaftliche Situation im Dorfe wollen wir die 53jährige Gewährsfrau Resi Lemler, eine vorzügliche Sängerin und ein berühmtes „Bet- und Brauchweib“, die auch heute noch in Mözs lebt, zu Worte kommen lassen: „In Mözs waren drei Gattungen Leut: ungarisch, deutsch und slowakisch, und da war alles ein Glaube: christkatholische Menschen waren das lauter. Dann war eine Kirche, da war ein Sonntag der Gottesdienst ungarisch, ein Sonntag deutsch, ein Sonntag slowakisch und dann wieder deutsch. Denn die Deutschen waren die meisten, waren zwei Parteien und die Ungarische eine und die Slowakische eine. Aber es gab immer nur einen Pfarrer und einen Kantor, die mußten dreisprachig predigen. Von den Slowaken und Ungarn haben auch viele deutsch gelernt in der Kirche. In der Schule haben wir hauptsächlich ungarisch gelernt, aber wir hatten ein deutsches Lesebuch, einen deutschen Katechismus, aber die Landesgeschichte und Heimatkunde ging auf ungarisch natürlich. Gesungen haben wir nur ungarisch in der Schule. Das Deutsche haben wir nur zu Haus gesungen.“ (= Nr. 54 des Tonbandarchivs im Inst. f. dt. V. kde an der Dt. Ak. d. Wiss. zu Berlin.)

⁹⁾ Nr. 85 b des Berliner Tonbandarchivs.

der deutschen Sprachinseln des Ostens gliedert Horak¹⁰⁾ den dortigen Liederschatz in drei Gruppen:

- a) Lieder, die aus der Heimat mitgebracht wurden.
- b) Lieder, die erst später in die Sprachinseln gekommen sind.
- c) kolonistische Neuschöpfungen.

Er schließt sich damit im wesentlichen den von Jungbauer für das gesamte Sprachinselvolksgut aufgestellten Kategorien an und gelangt zu dem Schluß, daß die Gruppe a) den größten Raum in den ihm bekannten Volksliedsammlungen einnehme und am wertvollsten sei. Dieses Gutachten mag zutreffen, soweit es die historisch-philologische Volksliedforschung angeht; daß es kein Kriterium für den wirklichen Liederschatz und die Sangesfreude der untersuchten Gemeinschaften darstellt, bekennt Horak selbst an anderer Stelle, als er von den qualitätsmäßigen Unterschieden in den von ihm dankenswerterweise bibliographierten Sammlungen spricht (S. 177): „Ein anderer Sammler forscht nur zu oberflächlich. Er beachtet nicht, daß dem Kolonisten die alten wertvolleren Lieder, die dieser schon von Eltern und Großeltern gehört hat, weniger reizvoll erscheinen, als die oft kitschigen neueren Lieder, und daß ihm der Sänger daher diese lieber vorsingt. Seine Arbeit gibt daher ein ins Schlechte verzerrtes Bild.“ Wir dürfen dazu bemerken, daß ein solches Bild von der Gruppenforschung her gesehen eben gerade nicht verzerrt ist gegenüber dem Idealgemälde einer Balladen singenden Siedlergemeinschaft, der das Lied „Bekennntnis zum Deutschtum“ ist (S. 175). So scheint es nicht verwunderlich, wenn in Horaks Wertskala noch unter den „kitschigen neueren Liedern“ eine andere Gruppe vermerkt wird (S. 175): „Das Abreißen kultureller Verbindungen mit dem Mutterlande hat zur Aufnahme gelegentlich eindringenden minderwertigsten Liedgutes (Schlager) und sogar zur Übernahme fremdvölkischer Lieder geführt.“ Hier erwähnt er wenigstens, wenn auch mit nicht zu steigernder negativer Betonung, die Möglichkeit einer Beeinflussung durch das Umwolk, die aber später in seiner Gliederung, im Gegensatz zu Jungbauers realistischeren Aufstellungen, völlig ausgespart bleibt und deren Wirksamkeit er für den Südosten lediglich auf „gemischtsprachige Auszählreime“ beschränken möchte (S. 186). — Auch in seinen neueren Arbeiten äußert Horak ähnliche Gedanken¹¹⁾. Sein Aufsatz über die

¹⁰⁾ Karl Horak: Das Singgut der deutschen Sprachinseln des Ostens (Jb. f. Vldforsch. Bd. IV, 1938, S. 171—191).

¹¹⁾ Karl Horak, Das Volkslied in der Bielitzer Sprachinsel (Jb. f. Vöde d. Heimatvertriebenen Bd. II, 1957, S. 141—153); gleiche Einstellungen zeigt Walter Salmen, Die Schichtungen der mittelalterlichen Musikkultur in der ostdeutschen Grenzlage. Kassel 1954, S. 57 ff.

Bielitzer Sprachinsel in Polen, der einen sehr wertvollen Katalog des dortigen Singgutes enthält, ist wiederum ausschließlich den „altartigen Weisen“ gewidmet, für die die Sprachinsel Bewahrer war, während man eine Aufnahme fremder Melodien oder gar ganzer Lieder nur selten feststellen könne. Viel größer sei umgekehrt die Ausstrahlung in die umliegenden polnischen Gebiete gewesen (S. 142), wofür uns der Verfasser die Beweise allerdings schuldig bleibt. Dabei wäre dem Leser die Kenntnis übernommener deutscher Weisen und Texte im polnischen Liedgut äußerst interessant und aufschlußreich, ebenso wie der umgekehrte Vorgang, der leider bei Horak wie bei zahlreichen anderen Sprachinselforschern mit einem wissenschaftlich unverständlichen Tabu belegt ist. Das 10 Seiten lange Verzeichnis der Bielitzer Lieder kennt kein einziges Mischlied. Demgegenüber hatte Walter Kuhn bereits 1926¹²⁾ gerade am Beispiel der Bielitzer Sprachinsel aufgezeigt, wie der deutsche Liederschatz sich mehr und mehr mit slawischem Liedgut durchsetzte, dessen Übernahme die Sprachinseldeutschen als Auffrischung ihres verfallenden Repertoires empfanden; unterliegt doch auch die Auswahl des bevorzugten Singgutes dem geschmacklichen Wechsel der Kulturepochen. Der gleiche Prozeß vollzog sich in der natürlichsten Weise und ohne jedes „völkische“ Bedenken auf dem Gebiet von Sage und Märchen. — Aber auch ohne diesen Gegenbeleg liegt es auf der Hand, daß Horak mit seiner Darstellung die Fruchtbarkeit der gegenseitigen Beeinflussung als Musikethnologe völlig übersieht. Kein Geringerer als Béla Bartók hat als Resultat seiner Forschungen auf dem Gebiet der osteuropäischen Volksmusik überzeugend die Kräfte genannt, die aus dem Geben und Nehmen, dem „Kreuzen und Wiederkreuzen“ der Melodien und Texte entspringen, und gültig formuliert: „Eine vollkommene Absperrung gegen fremde Einflüsse bedeutet Niedergang; gut assimilierte fremde Anregungen bieten Bereicherungsmöglichkeiten“¹³⁾.

Zudem ist Horak von volkskundlicher Seite vorzuwerfen, daß er durchaus keine Sprachinselwirklichkeit widerspiegelt, wird doch jede liedkundige Gewährsperson sofort und meist mit besonderer Freude einige Lieder zu singen wissen, die sich entweder in scherzhafter Weise mit den Verschiedenheiten der zusammenlebenden ethnischen Gruppen auseinandersetzen (Sprache, Nah-

¹²⁾ Walter Kuhn: Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel (Dt. Bll. in Polen Bd. III, 1926, H. 2, S. 106 f.).

¹³⁾ Béla Bartók. Weg und Werk. Schriften und Briefe. Leipzig 1957, S. 202 f.

zung, Tracht), die Umsingungen andersvolklicher Texte und Melodien darstellen oder in anderer Weise das Leben in gemischt-sprachiger Umwelt zum Inhalt haben ¹⁴⁾. Während meiner kurzen Sammeltätigkeit sowohl im Jahre 1957 im Dorfe Möz/Kom. Tolna wie später bei den Verwiesenen dieses Dorfes in Sachsen begegneten mir, ohne daß ich mich, zunächst vornehmlich mit dem dörflichen Nahrungswesen beschäftigt, besonders um das Liedgut bekümmert hätte, eine ganze Reihe derartiger Gesänge, die sich bei den Dörflern ganz offenbar großer Beliebtheit erfreuten. Als mir z. B. meine Gewährsfrau Resi Lemler vom Mözser Fasching erzählte, sang sie mir das nachfolgende Lied vor, das man dort auf dem Tanzboden, aber auch sonst bei festlichen Zusammenkünften gesungen habe ¹⁵⁾:

Wenn man die Welt um - geht,
 kommt, wo - hin man will,
 da hat man ja noch nicht er - reicht
 das al - ler schön - ste Ziel.
 Doch wo man sich freund - lich grüßt,
 reicht brü - der - lich die Hand,
 das find' man nur
 im schö - nen Un - gar - land.

¹⁴⁾ Siehe Hermann Bausinger, Beharrung und Einführung (Jb. f. Völk. d. Heimatvertriebenen Bd. II, 1957, S. 9). Vgl. auch Kuhn, Sprachinselforschung, S. 273, wo er die Mischdichtungen zu den „kolonistischen Neuschöpfungen“ rechnet und vollkommen richtig feststellt, daß es sich dabei nicht unbedingt um Entlehnungen zu handeln braucht. Uns geht es hier jedoch nicht um formale Einteilungen, sondern um die Hervorhebung des Volksgutes, das in irgendeiner Weise von dem Zusammenleben der verschiedenen Völkerschaften Zeugnis gibt.

¹⁵⁾ Nr. 54 des Berliner Tonbandarchivs.

1. Wenn man die Weltumgeht, kommt, wohin man will,
da hat man ja noch nicht erreicht das allerschönste Ziel.
Doch wo man sich freundlich grüßt, reicht brüderlich die
Hand,
das find' man nur im schönen Ungarland!
 2. Wo der Zigan geigt, und das Zimbal klingt,
dort wo der Magyarembler ^{a)} seinen Szogat ^{b)} singt,
wo der Csikos ^{c)} springt, behängt mit rotem Band:
das find' man nur im schönen Ungarland!
 3. Wo die Csárdá und der Pußta ist zu Haus,
dort wo das Paprikasch schaut bei den Augen raus:
und wo die Menyecske ^{d)} im schönen Csárdás tanzt:
das find' man nur im schönen Ungarland!
 4. Wo einst der Türke haust mit freudenvollem Wut (?),
da hab'n die Ungarn noch nicht verloren ihren Mut,
da hab'n die Ungarleut hinausgejagt mit Schand
aus ihrem schönen teuren Ungarland!
- a) Ungarischer Mensch
b) Festlied
c) Pferdehirt
d) Jungverheiratete Frau

Dieses Lied ist nun im Sinne Horaks weder wertvoll noch altartig und wahrscheinlich nichts anderes als eine auf ungarischem Boden unter dem Einfluß der Umgebung entstandene Neuschöpfung nach bekannter Melodie ¹⁶⁾. Doch erkennen wir darin ein Stück wirklichen Volkslebens in einem gemischtsprachigen Dorf, in dem auf dem Tanzboden im Walzerrhythmus ein idealisierendes Lied der Verbundenheit mit dem Volke gesungen wurde, dessen Staatsangehörigkeit man besaß und dessen Musikalität und tänzerisches Feuer man bewunderte. Dennoch feierte bei aller brüderlichen Freundschaft mit den Slowaken und Ungarn des

¹⁶⁾ Einen weiteren gleichlautenden Beleg teilte mir Prof. Dr. Johannes Künzig freundlicherweise aus dem Tonbandarchiv seines Instituts für ostdeutsche Volkskunde in Freiburg mit, gesungen von Adam Tillmann aus Graboc, Kom. Tolna, jetzt wohnhaft in Martinstal im Rheingau (Band Nr. 29). — Der Text gehört wohl in den Umkreis der österreichischen Heimatlieder wie „Hoch vom Dachstein her“ (Jakob Dirnböck 1844), die Melodie zum Bereich von „Mariechen saß weinend im Garten“. Nach Mitteilung von Lajos Vargyas, Budapest, ist das Lied im Ungarischen nicht bekannt und wohl ein auf ungarische Verhältnisse appliziertes deutsches Lied; vgl. Hermann Egyed, A Bátorcséki Nemetek es népdalaik. Budapest 1929, S. 162. Nr. 95.

Dorfes jede Nationalität in Mözs ihre Feste im eigenen Gasthaus, und Mischehen kamen nur sehr selten vor. Aber dieser Hochgesang auf die ungarischen Nationaltugenden gehörte zum Festbrauch der Deutschen wie die grün-weiß-rot geknüpften seidenen Fransen an die sonntäglichen Umschlagetücher der Frauen und Mädchen.

Die Selbsteinschätzung gegenüber den umgebenden Nachbarvölkern

Das natürliche Sich-Hineinleben in die Welt der anderen Völker mußte also durchaus nicht gleichbedeutend sein mit der Aufgabe des eigenen Überlieferungsschatzes und der volklichen Eigenart, und es tat der Wertschätzung dieser Eigenart keinen Abbruch, wenn man beispielsweise die ungarische Tanzmusik und den Figurenreichtum der ungarischen Volkstänze zuweilen den eigenen, sehr viel schlichteren Formen vorzog. Die Sprachinselforschung war anderer Ansicht. Der Einfluß des Umvolkes, meint Jungbauer (S. 250 f.), wird hauptsächlich von dem Kulturgefälle zwischen Siedlern und Umvolk bestimmt, wo die rückständige (wirtschaftlich und kulturell) einheimische Bevölkerung in den neuen Siedlern selbst „Herren“ sah¹⁷⁾. Er notiert dann die stärkste Entlehnung bei der gegenständlichen Volkskunde (S. 252)¹⁸⁾, weiter auf sprachlichem Gebiet (Flur- und Tiernamen, Nahrungsmittel, Lieblingswörter) und in der „Volksdichtung“ vor allem beim Kinderspiel und der Tanzmusik: „In fast allen Sprachinseln des Ostens aber äußert sich ein starkes Vorwiegen der slawischen oder magyarischen Tanzmusik, die vor allem dort verständlich ist, wo der wohlhabende Deutsche es als ungehörig und erniedrigend betrachtet, eigenen oder gar fremden Leuten etwas vorzuspielen“ (S. 251). Eine solche bewußte Mißdeutung der wahren Sachverhalte, die übrigens im Gegensatz zu W. Kuhns objektiveren Angaben steht¹⁹⁾, ist weder wissenschaftlich noch ethisch vertretbar und nur durch das Bemühen erklärlich, unbedingt die kulturell führende Rolle des Deutschtums herausheben zu wollen. Im gleichen Sinne erfahren wir (S. 254) von dem „Einfluß des seiner Umgebung überlegenen Deutschen“, der „im ganzen Osten

¹⁷⁾ In gleichem Sinne äußert sich K u h n, Sprachinselforschung, S. 252, 259, 280 f., 383 u. a. m.

¹⁸⁾ Ausführlicher behandelt K u h n (ebda, S. 246 ff. mit Lit.-Angaben) die Übernahmen und Entlehnungen auf dem Gebiet des Wirtschafts- und Arbeitslebens in ihrer Umweltbedingtheit.

¹⁹⁾ Ebda, S. 284: „Das Gebiet der Volksmusik ist eines der wenigen, auf dem die Deutschen schon früh die Überlegenheit des Umvolkes zuzugeben geneigt sind.“

der Kulturträger“ war und von dem die anderen nicht nur Wohnkultur und Wirtschaftsleben, sondern auch „gar manches Brauchtum“ entlehnten.

Diese Akzentuierungen wiesen der Sprachinselvölkerkunde in den folgenden Jahren die Richtung. Wie die Verfasserin, deren volkscundliche Arbeit am Südostdeutschum sich jetzt über zwei Jahrzehnte erstreckt, ganz bewußt und rückblickend kritisch feststellt, kennzeichnete die Volksforschung jener Jahre im allgemeinen eine affektive Einstellung anderen Völkern gegenüber, die einen starken Gefühlston der Ablehnung mit einem einseitig verallgemeinernden schematischen Bild verband: dem Bild vom nachlässigen, schlampigen, lebenslustigen und unberechenbar leichtsinnigen Ost- und Südosteuropäer gegenüber demjenigen vom fleißigen, ordentlichen, sauberen, strebsamen und geistig überlegenen Deutschen. Derartige Verzerrungen der Wirklichkeit, von der damaligen Politik mißbraucht und mit immer neuen Impulsen versehen, führten notwendig zu jener unheilvollen Geisteshaltung, die die moderne Psychologie als ein „Stereotyp“ bezeichnet: eine enge Beurteilung, die betont wertend lediglich einen Eigenschaftskomplex hervorhebt und andere Qualitäten für Ausnahmeerscheinungen hält²⁰). Die Lektüre der hier zitierten Untersuchung über nationale Vorurteile stimmt sehr nachdenklich. Der Sprachinselforscher kann den Vorwurf kaum widerlegen, daß die festgewurzelte Vorstellung vom deutschen Kolonisten als „Herrenmensch“ und dem „Kulturgefälle“ zu seiner „fremdvölkischen Umwelt“ zu Entfremdungen von der Wirklichkeit führte, die nicht wenig zum Haß der ständig als minderwertig beurteilten Umvölker und damit zum späteren Unglück der deutschen Minderheiten beigetragen haben. Denn wer wollte ernstlich behaupten, daß Fleiß und Strebsamkeit die einzigen kulturschaffenden Werte dieser Erde seien, und wer könnte sich dem Gegenargument der anderen verschließen, die in dem oft freudlosen Rackern und Sparen der Schwaben eine innere Verarmung des Lebens erblickten und eine ständige Herausforderung an ihre eigene, vielleicht trägere, aber auch buntere Welt!

Mit Interesse lesen wir in unserem Zusammenhang Bartóks Ausführungen aus dem Jahre 1943, in denen er im Gegensatz zu der damaligen allgemeinen politischen Propaganda darauf hinweist, „daß es bei den Bauern keine Spur von grimmigem Haß gegen andere Völker gibt und nie gegeben hat. Sie leben fried-

²⁰) Kripal Singh Sodhi und Rudolf Bergius. Nationale Vorurteile. Eine sozialpsychologische Untersuchung an 881 Personen. Berlin 1953.

lich nebeneinander, jeder spricht seine eigene Sprache, hält sich an seine eigenen Gebräuche und findet es ganz natürlich, daß sein anderssprachiger Nachbar das gleiche tut. Ein schlagender Beweis hierfür ist der Spiegel der Volksseele: die lyrischen Volksliedtexte. In diesen findet sich kaum je eine feindliche Gesinnung gegen fremde Nationalitäten. Und selbst wenn da und dort Zeilen vorkommen, die das Fremde bespötteln, so hat das nicht mehr zu bedeuten als Liedtexte, in denen das Volk etwa über Unzulänglichkeiten seines Pfarrers oder über eigene Mängel herzieht. Unter den Bauern herrscht Frieden — Gehässigkeit gegen Menschen anderer Rassen wird nur von höheren Kreisen verbreitet!“²¹⁾.

Es liegt uns fern, mit solchen Erwägungen letztlich etwa das Schuldkonto des einen gegen das des anderen Volkes aufrechnen zu wollen. Das erforderte, wenn man es überhaupt für sinnvoll erachtet, einen tiefen Einstieg in die Geschichte der Donaumonarchie und ihrer vielfältigen Völkerschaften²²⁾. Uns geht es hier einzig um die wissenschaftliche und ethische Bereinigung unseres Faches, und daß mit solchem Bemühen keine offenen Türen eingerannt werden, erfahren wir aus der Lektüre des jüngst erschienenen einschlägigen Schrifttums. — Wenn wir in einer viel beachteten „Methodischen Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart“ aus dem Jahre 1957 lesen, daß man fragen müsse nach der „Wandlung der Kulturlandschaft der Ausweisungsgebiete durch den Abbau der deutschen Bevölkerung als Schöpfer, Gestalter und Erhalter dieser Kulturlandschaft“²³⁾, so müssen wir gegen eine solche Feststellung Verwahrung einlegen. Sachlich wäre zu bemerken, daß gerade auf dem Gebiet der Volkskultur des Südostraumes, für dessen Reichtum die Balkanmuseen ein sehr beredtes Zeugnis ablegen, man beim besten Willen nicht nur die Deutschen heranziehen kann. Unsere wissenschaftsethischen Einwände haben wir früher genannt. Da nun die oben angeführten Worte aus der Feder eines so sorgfältigen Forschers wie Hanika stammen, der als Grenzlanddeutscher

²¹⁾ Bartók. Weg und Werk (a. a. O.), S. 205 f.

²²⁾ Man wird zu diesem Thema mit Gewinn die 1896 erschienenen „Kulturbilder“ des Banater Schriftstellers Adam Müller-Guttenbrunn lesen, in denen er sich vielfach bemüht, seinen Wirtsvölkern gerecht zu werden.

²³⁾ Josef Hanika, Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung. Salzburg 1957, S. 62; in völlig gleichem Sinne formuliert beispielsweise Walter Salmen: Die Schichtung der mittelalterlichen Musikkultur in der ostdeutschen Grenzlage (Kassel 1954), Einleitung S. 7: „... nach der Vertreibung der ostdeutschen Neustämme aus den von ihnen größtenteils geformten Kulturlandschaften und Städten ...“

die Wirkung solcher Töne kennt²⁴⁾ und der zudem in seinen Arbeiten von jeher sein Verständnis für die Fragen der gegenseitigen Beeinflussung in den Kontaktlandschaften bewiesen hat²⁵⁾, wird man seine Worte anders interpretieren müssen, vielleicht als Hinweis auf gewisse Entwicklungsstufen. Aber das nimmt ihnen nur wenig von ihrem Stachel und beweist mit doppelter Intensität, wie sehr die Frage der Minderheitenforschung — bei den Vertriebenen wie bei den Ausgesiedelten — einer neuen, verantwortungsbewußten gedanklichen Durchdringung bedarf. Wir werden übrigens im Zusammenhang mit dem Begriff „Heimat“ nochmals auf Hanikas sonst sehr nützliches und auf weiten Strecken so großzügiges und kenntnisreiches Buch zurückkommen.

Von den Zeichen ungewandelter Gesinnung in der neuesten Fachliteratur sei noch auf folgendes gedeutet:

In seiner sehr materialreichen, wenn auch nicht immer konkreten Abhandlung über das Donauschwäbische Volksschauspiel²⁶⁾ widmet K a r a s e k auch einen kurzen Abschnitt den Nachbarn der Deutschen (S. 136): „Die Spiele der fremdvölklichen Umwelt sind nicht so zahlreich und auch viel einförmiger als die deutschen. Sie beschränken sich mehr auf das Bethlehemsingen, die Hirten- und Dreikönigsspiele. Die Donauschwaben stellen die spielreichste und spielfreudigste Gruppe im Südosten dar, sind demgemäß auch die Vermittler manch einer Überlieferung an ihre anderssprachige Umwelt“, usw. Abgesehen davon, daß wissenschaftlich mit so lockeren Angaben nur sehr wenig anzufangen wäre, weiß Karasek als alter Kenner der südeuropäischen Volksüberlieferungen genau, daß solche Aussagen objektiv falsch sind. Was ist damit gewonnen, wenn man durch den Kunstgriff des Totschweigens der reichen und eigenartigen Spielwelt in der Tschechoslowakei, in Ungarn, in Rumänien u. a. m.²⁷⁾ die angeblich führende Kultur-

²⁴⁾ Die Tschechen haben aus der Übertragung des deutschen Wortes „Kulturträger“ das beleidigte und hohnvolle „nemeči kulturtrégoi“ geformt.

²⁵⁾ Josef H a n i k a: Sudetendeutsche Volkstrachten, Reichenberg 1937; Sippenamen und völkische Herkunft im böhmisch-mährischen Raum, Prag, 1943; Kap.: „Slawische Einflüsse im Wortschatz“ in: Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung (1933), S. 105 ff. u. a. m.

²⁶⁾ Alfred K a r a s e k - L a n g e r, Die donauschwäbische Volksschauspiellandschaft (Jb. f. Volkskunde d. Heimatvertriebenen Bd. I. 1955, S. 93—144).

²⁷⁾ Dazu Landesbiographien in Dt. Jb. f. Völkde Berlin; 2 (1956), S. 376 (Tschechoslowakei), S. 394—396 (Ungarn); 3 (1957), S. 247 (Polen), S. 489—493 (zu weihnachtlichen Umzugsspielen in Ungarn); 4 (1958), S. 206 (Albanien), S. 537 (Rumänien). Vgl. ferner u. a. Bruno S c h i e r, Die Hirtenspiele des Karpathenraumes, Berlin 1943; J. F a r a g ó, Betlehemezök és kántálók Pusztakamarás, Klausenburg 1947.

trägerrolle der Deutschen auch auf diesem Gebiete einseitig ins Scheinwerferlicht rückt? Wir kennen die charakteristischen Weihnachtsspiele der Donauschwaben, die sich über all die verstreuten Siedlungsgebiete hinweg im Laufe der Entwicklung zu einer gewissen Einheit angeglichen haben²⁸⁾. Von volkskundlichem Interesse müßte es sein, sie in Beziehung zum Volksschauspiel ihrer Umwelt zu setzen, um zu entdecken, wie eben aus dem lebendigen Wechselspiel der Kräfte jener von Karasek beschriebene Typ der donauschwäbischen Volksschauspiellandschaft geworden ist.

Entsteht bei solcher Lektüre das eigenartige Gefühl, als hätten die Sprachinseldeutschen tatsächlich jahrhundertlang auf einer Insel gelebt, ohne Berührung mit anderem Festland als in später Stunde mit dem „reichsdeutschen Mutterboden“, ohne lebendigen Kontakt mit den Völkern ihrer Umgebung, von denen sie die durch das „Kulturgefälle“ erzeugte „tiefe Kluft“ trennte, als treue Bewahrer eines eifersüchtig gehüteten alten Überlieferungsbesitzes, der wohl den „Fremdvölkern“ zur Nachahmung gezeigt, im übrigen aber als Zeichen „völkischer Widerstandskraft“ rein erhalten werden mußte, dann mag es einem so starren und verzeichneten Bild gegenüber trostreich sein, das wirkliche Leben dieser Menschen in aller Natürlichkeit zu betrachten.

Im Dorfe M ö z s wird nach wie vor im Oktober das große Weinlesefest gefeiert, der „Szüretiball“ (ungar. szüretel = Weinlese halten). An diesen Abschluß- und Höhepunkt der Ernteperiode erinnern sich auch die Mözser, die 1947 ihr Dorf verlassen mußten, noch mit lebhafter Freude. Meine Gewährsfrau Katharina Föglein aus Rodewisch in Sachsen erzählt (Juni 1958)²⁹⁾: „Zum Szüretiball lädt sich jeder Bursch ein Mädél vorher ein, und das Mädél muß den nehmen, der kommt, und darf keinen wegschicken. Der Bursch geht zu ihren Eltern und bittet, ob sie mit ihm dort hingeht. Seinen schwarzen runden Hut übergibt er ihr, und sie muß ihn ganz mit bunten Schleifen aufputzen, mit Bandeln in allen Farben, rot, rosa und auch drei- und vierfarbig, so daß der Hut ganz vollgehangen war. Da hat die Mutter viel zu tun gehabt, wenn sie eine Tochter hatte, die dort mitmachte, denn sie mußte ein gutes Essen richten, weil auch die Eltern des jungen Burschen eingeladen waren. Dann setzt der Bursch den Hut auf und hat eine ganz breite weiße Hose an, eine gatya. Das Mädél ist magyarul angezogen. Das ganze Dorf ist dem Zug nach-

²⁸⁾ Über den Prozeß des Ausgleichs zwischen dem Kulturbesitz von aus verschiedenen Ursprungslandschaften stammenden deutschen Siedlern vgl. K u h n, Sprachinselforschung, S. 252 ff.

²⁹⁾ Nr. 85 b des Berliner Tonbandarchivs.

gegangen. Es wird eine richtige Krone geflochten aus Weintrauben, die Mädels müssen die abwechselnd tragen beim Umzug durchs Dorf, sie gehen immer zwei und zwei. Einer wird gewählt, das ist der *bíró*, der Richter, und der muß sich wieder ein Mädchen nehmen, das ist die *bíróné*, die Richterin. Die werden mit der Kutsche geführt, in der Kalesch, mit Pferden, die gehen den ganzen Tag herum mit der Musik. Abends ist Tanz. Die Frau Richterin, die *bíróné*, war in der Bogyisloer³⁰⁾ Tracht (Nachbardorf) angezogen, die Richterin hat sich die Tracht in Bogyislo ausgeborgt, eine wunderschöne Tracht mit Warzenstrümpfen und geblühtem Rock, grün und Rosen drin, eine sehr schöne Tracht und weite steife Röcke, nur die Richterin war so angezogen. Die anderen Mädchen waren alle in der ungarischen Nationaltracht angezogen, und die Burschen haben noch einen Hirtenstab (Hegelsteck) gehabt, auch mit Bandeln geschmückt, mit rundem Griff und da hat man auch müssen Bandel ranbinden, und umgehängt gehabt haben sie einen Tschuterer (einen hölzernen Weinkrug). Diese Krüge hat man im Sommer mit aufs Feld genommen, weil sich der Wein darin kühl hält. Dann hatten sie an ein kleines kurzes Leibchen von Samt, wie die Ungarischen. Wir waren ja doch alle in dem Dorf eins, da hätte die Frau Weber nicht gewußt, ob da ein Slowake drin ist oder nicht, die haben so gesprochen wie wir und alles, die haben so deutsch können und auch ungarisch und alles wie wir. Alles ist miteinander, jeder hat sich sein Paar gesucht und alle sind miteinandergegangen. Das war schön, und meine Tochter ist 4 oder 5 mal gegangen.“

„Heimat“

Die verschiedenen Elemente dieses aus Kirchweih-, Ernte- und Weinlesebräuchen zusammengesetzten Festes volklich und brauchgeschichtlich zu entflechten, könnte das Thema einer eigenen kleinen Untersuchung sein. Uns liegt hier an einer anderen Feststellung:

Für unsere Gewährsfrau, die als Zwangsausgesiedelte eigentlich kaum Veranlassung zu freundlichen Gefühlen für die in Mözs verbliebene nichtdeutsche Bevölkerung hätte, bedeutet die Erinnerung an ihr vor 11 Jahren verlassenes Dorf mehr als das Gedenken an die dortigen Schwaben. Sie umfaßt die ganze Dorfgemeinschaft, umfaßt jenes warme Zusammengehörigkeitsgefühl

³⁰⁾ Gute Nachbarschaft wird mit dem Dorf Bogyislo gehalten. Bei der Donauüberschwemmung 1956 haben die Mözser viele der dortigen, obdachlos gewordenen Bewohner aufgenommen. „Meine Tochter hat 9 oder 12 Personen bei sich gehabt“, erzählt Frau Föglein.

der Nachbarschaft und Freundschaft, das keine nationalen Vorurteile kennt, umfaßt jene nicht zu zählende Vielfalt der Erscheinungen und Empfindungen, die für sie den Begriff der „Heimat“ bestimmen. Hanika hat diese mannigfaltigen Elemente des Heimatgefühls, wie sie gerade den aus Südosteuropa ausgewanderten und nun in rein deutscher Umgebung lebenden Deutschen erfüllen, verständnisvoll erkannt und dargestellt³¹⁾. Der von Stavenhagen eingeführte Begriff der „übernationalen Landsmannschaft“³²⁾ wird in unserem Zusammenhang zur Realität, zum Nachklingen all jener zwischenvölklichen Gleichheiten des Alltags, des Wohnens und Essens, der Arbeit und des Feierns, die eben das Leben bedeuten³³⁾. Jene gegenwärtige Richtung der Volkskunde, die sich mit der „Erforschung der Heimatvertriebenen“ befaßt, wird sich gründlich mit dem Begriff „Heimat“ auseinanderzusetzen haben, und zwar von jenem Standpunkt aus, der der Volkskunde allein gebührt: Vom Denken und Fühlen des zu untersuchenden Gruppenmenschen her. Die Definition Eduard Sprangers: „Heimat ist erlebte und erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden“³⁴⁾ hat nichts an Gültigkeit eingebüßt, und wenn wir seinen Ausführungen über das Heimischwerden als einen „Prozeß der totalen Einwurzelung in die nächste Lebensumgebung“ folgen, so können wir auch für die Sprachinselforschung manches daraus lernen. Diese jedoch neigt dazu, die dem Begriff innewohnende ortsgebundene Subjektivität zu einer wissenschaftlich nicht mehr erfäßbaren Vielfalt empfindungsgeladener Deutungen zu verwischen. So schreibt E. Maenner im Geleitwort zu seiner Untersuchung der sippen- und volkskundlichen Beziehungen zwischen dem berühmten Banater Dorf

³¹⁾ Josef Hanika, *Volkskundliche Wandlungen . . .* (a. a. O.), S. 63 f.

³²⁾ K. Stavenhagen, *Heimat als Lebensinn*. 2. Aufl. Göttingen 1948.

³³⁾ Weidenheim läßt in seinem Roman: *Treffpunkt . . .* (a. a. O.), S. 452), eine Schwäbin, die vor der Alternative steht, entweder heimlich ihre Heimat an der jugoslawisch-ungarischen Grenze zu verlassen oder, wenn auch unter zunächst schweren Lebensbedingungen, dort zu bleiben, ihre Gefühle so ausdrücken: „Hier ist mir jeder Duft vertraut, und die Landschaft bringt kein Geräusch hervor, das ich nicht kenne. Ich weiß, wann der Himmel nur so tut und wann er wirklich Regen bringen wird. Und wenn der Serbe ‚hleĳ‘ sagt, der Ungar ‚kenyér‘ und der Schwabe ‚Brot‘, so weiß ich, daß alle drei dasselbe meinen — dasselbe duftige weiße Brot mit der wie rötlich-schwarzer Lack glänzenden Rinde und mit den großen Löchern im Fleisch wie im Emmentaler Käse, dieselben mächtigen Brotlaibe, die früher alle aßen.“

³⁴⁾ Eduard Spranger, *Der Bildungswert der Heimatkunde*. Leipzig 1943, S. 12.

Guttenbrunn und dem Odenwald ³⁵⁾: „Zum Schluß gebührt mein aufrichtiger Dank . . . auch den Guttenbrunner He i m a tvertriebenen im Raum von Weinheim . . . Möge (dieses Buch) allen Guttenbrunnern — denen, die in ihrer He i m a t unter schwersten Verhältnissen tapfer auf ihrem Posten ausharren, denen, die bei uns und in Österreich sich eine neue He i m a t aufbauen konnten — und denen, die in Amerika seit Jahrzehnten ihrer He i m a t und ihrem Volkstum die Treue gehalten haben, ein Zeichen sein, daß die He i m a t sie nicht vergessen hat und nicht vergessen wird!“ Die Anwendung des (von uns gesperrten) Begriffes in den verschiedensten schillernden Sinngebungen innerhalb weniger Zeilen muß den Leser befremden. Das erste Mal ist die Sprachinsel im rumänischen Banat gemeint, und auch im nächsten Fall handelt es sich offenbar um den Heimatort im Südosten. Die dritte Erwähnung bleibt im Zusammenhang mit den neuen Ansiedlungsorten verständlich, während man dann bei den seit Jahrzehnten in Amerika lebenden Rumäniendeutschen schon stark in Zweifel gerät, welcher Heimat sie die Treue halten: dem Banater Dorf, dem „Odenwälder Volkstum“ oder ganz allgemein ihrem Deutschtum? Und schließlich: Welche Heimat ist es, die diese nicht vergißt? Der Wohnort Weinheim des Verfassers? Guttenbrunn? Der Odenwald? Deutschland? Oder soll nur einfach die Gefühlssaiten angeschlagen werden, die heute bei Erwähnung des Wortes „Heimat“ unwillkürlich in Schwingungen gerät? Versucht man gar damit, die Affektgeladenheit einer aufgewühlten Zeit in die Wissenschaft hineinzuleiten, die keine Unklarheit der Benennung, keine Vieldeutigkeit der Begriffe, keine Verschwommenheit des Bewußtseins dulden dürfte?

Wenn wir uns zu alledem noch an jene Parole „Heim ins Reich!“ erinnern, mit der man in den Kriegsjahren u. a. Zehntausende von Ost- und Südostdeutschen zwangsevakuierete und deren Wirtsvölkern damit sehr klar bedeutete, daß ihr bisheriger Wohnsitz eben nicht ihre eigentliche Heimat gewesen sei, so ist die Verwirrung vollkommen. Und es sollte dem Wissenschaftler zu denken geben, daß auch diese Gruppe heute ohne Überlegen in das Klischee „Heimatvertriebene“ miteinbezogen wird.

Wir wollen im folgenden die zwei Begriffsinhalte, die in der deutschen Volksforschung besonders stark strapaziert wurden und werden, zu näherer Betrachtung herausheben: den von der

³⁵⁾ Emil Maenner-Weinheim, Guttenbrunn. Das Odenwälder Dorf im rumänischen Banat (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B — Wissenschaftliche Arbeiten — hrsg. v. Prof. Dr. Fritz Valjavec), München, 1958. S. 5.

deutschen „Urheimat“ und den von der späteren Kolonistenheimat.

Im ersten Abschnitt dieser Arbeit hatten wir bereits die langjährige Vorliebe der Volkskunde für jene Themen erwähnt, die das „Altgut“ der Sprachinseln und dessen Beziehungen zu den Ursprungslandschaften zum Inhalt haben. Solcher Vorliebe ist man, wie wir sahen, auch heute im allgemeinen treu geblieben und pflegt über der Freude an den altartigen Stoffen gerne zu vergessen, daß es sich dabei doch nur um einen Teil des in seiner lebendigen Gesamtheit zu untersuchenden Kulturbesitzes unserer Siedlergruppen handelt. So entstand und entsteht vielfach der Eindruck, als wären die Hauptkennzeichen von Volksgut und Wesensart der Sprachinseldeutschen die Gleichheiten mit der Urheimat, ein Eindruck, der durch die Titel des einschlägigen Schrifttums verstärkt wird³⁶⁾. Und unwillkürlich nimmt, wenn wir wiederum die Donauschwaben herausheben wollen, das Bild vom „großen Schwabenzug“ Gestalt an, von jenen tapferen deutschen Kolonisten, die auszogen, um im Auftrag des Reiches Deutscher Nation aus der von den Türken verwüsteten Steppe einen blühenden Garten zu machen zu Nutz und Frommen der ihnen kulturell weit unterlegenen dort ansässigen Völkerschaften!

Nun wird kein ernsthafter Forscher, welcher Nation er auch angehören mag, die große Leistung der deutschen Siedler für den wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau der ost- und südosteuropäischen Länder anzweifeln oder in Frage stellen. In Frage zu stellen ist nur die Deutung dieser Leistung als einer nationalen deutschen Tat. Die historische Wirklichkeit lehrt uns, daß jene ersten Siedler nach den Türkenkriegen keineswegs als Vorreiter des Reiches kamen und im Bewußtsein eines Kulturauftrages der Nation. Sie waren im allgemeinen Gesinde, Kleinbauern und Handwerker, — „Menschen, die daheim wenig zu verlieren und draußen viel zu gewinnen hatten“, ohne jedes wirkliche Nationalgefühl³⁷⁾. Sie kamen fast nie aus einem einzigen Mutterdorf, — bei den frühen Werbungen der privaten Grundherren wenigstens aus einer Landschaft, später in bunter Mischung, wie der Transport sie zusammenballte³⁸⁾. Und diese Einzelnen nun wieder

³⁶⁾ „Ein Odenwälder Dorf im rumänischen Banat“: „Urheimat und Kolonistendorf“ u. a.

³⁷⁾ K u h n, Sprachinselforschung, S. 239.

³⁸⁾ Ebda, S. 252; vgl. dazu Heinrich R é z, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben. Budapest 1935, S. 14—47. Schlagende Belege bringt unbeabsichtigt E. M a e n n e r (a. a. O.) mit seiner sorgfältigen sippenkundlichen Erforschung der vom Odenwald ins Banat auswandernden Familien; es werden S. 55 nur als H a u p tursprungsortschaften für Guttenbrunn bereits 7 Odenwälder Gemeinden angegeben.

wurden im Verlaufe des Siedlungsvorganges in ihrer neuen Heimat getrennt, bei Zweit- und Drittsiedlungen auseinandergerissen, als notwendige Professionisten in den Dörfern festgehalten, wo man sie gerade dringend brauchte³⁹⁾. Sie nahmen also, wie Adam Müller-Guttenbrunn in seinen „Kulturbildern“ 1896 (S. 11 f.) ganz sachlich feststellt, keinen nationalen Stolz und kein Zusammengehörigkeitsgefühl damals aus dem zerrissenen Deutschland mit. Sie kannten kein gemeinsames Vaterland, sondern sie wollten sich am neuen Orte eine neue Existenz gründen und stellten ihre Kräfte und ihre Fähigkeiten in den Dienst ihres neuen Wirtsstaates. Dieser erst, das neue Dorf, die neue Umgebung machten sie allmählich zu dem, als das sie heute vor uns stehen, im unserem Beispielsfall zum Gruppentyp der „Donauschwaben“. Zum besseren Verständnis der historischen Situation ist weiterhin zu bedenken, daß bei der Begegnung der deutschen Ansiedler mit den Einheimischen im neuen Lande nicht nur verschiedene volkliche Charaktere aufeinandertrafen, sondern auch verschiedene ökonomisch-gesellschaftliche Entwicklungsstufen. Die Einwanderer fanden hier noch eine intakte, geschlossene Volkskultur vor, eine Erscheinung, die in ihrer alten Heimat schon durch vielerlei Kräfte, auch durch die einer entwickelteren Volksbildung, erschüttert war. Verbunden damit hatten sich dort die Lebensenergien in einen rationaleren Arbeitsstil verlagert, der in der neuen Umgebung zweifellos befremdend wirkte.

Es scheint uns notwendig, im Interesse einer Neuordnung der Völkerbeziehungen untereinander, zu der die Volkskunde manches beitragen könnte, diese Tatsachen klar herauszustellen. Leider besitzen wir nur wenig zeitgenössische Zeugnisse für das volkliche Leben früherer Generationen deutscher Bauern im Südosten vor dem Aufkommen des Nationalismus in Europa. Deshalb begrüßen wir dankbar die Herausgabe des selbstgeschriebenen Hausbuches eines Banater Bauern aus den Jahren 1842—1878⁴⁰⁾.

Dieser Bauer Mathias Siebold vermittelt neben spärlichen Angaben über seine Familie nicht nur als Landwirt ein Bild von Arbeitsleben und Wirtschaftsweise auf seinem Hof und in seinem Dorfe, sondern gibt seinen Nachkommen auch mit einer erstaunlichen zeitgeschichtlichen Aufgeschlossenheit Einblick in die ihn interessierenden politischen und kulturellen Ereignisse jener Jahre: besonders der 48er Vorgänge in Ungarn, später der Errich-

³⁹⁾ Rudolf Hartmann, Die schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. Budapest 1935.

⁴⁰⁾ Hans Dipllich, Deutsches Bauernleben im Banat. Hausbuch des Mathias Siebold aus Neubeschenowa, Banat. 1842—1878. München 1957.

tung der Komitate, dann eine sehr eingehende Schilderung des Freidenkerkonzils in Neapel 1869, dessen völkerausgleichende Ziele den in mehrsprachiger Umwelt lebenden Mann besonders interessierten. Der 1870er Krieg findet dagegen nur kurze Erwähnung, und am Ende des Jahres 1871 notiert Siebold lakonisch: „Der deutsch-französische Krieg kam auch zum Abschluß.“ Die Reichsgründung und Kaiserkrönung läßt er völlig beiseite, wie sich überhaupt keine einzige, deutschen Nationalstolz bekundende Bemerkung in der ganzen Schrift findet, — ein Zeichen, wie dieser deutsche Bauer als Bürger seines Landes in anteilnehmender natürlicher Gemeinschaft mit den Völkern seines Wirtsstaates lebt, denen gegenüber ihm die Gefühle völkischer Absonderung oder gar Überheblichkeit fremd sind. Sein eigenes Volkstum empfindet er als einen selbstverständlichen Teil dieser Gemeinschaft, seine Töchter heiraten deutsche Bauernsöhne, und er sorgt nach dem Tode des alten für die Einstellung eines neuen deutschen Schulmeisters.

Die Lektüre dieses Hausbuches wird uns zu einem bereichernden Zeugnis jener Zeit, in der die nun schon zu Wohlstand gelangten deutschen Siedler friedlich mit den anderen Völkern ihrer neuen Umgebung zusammenlebten. Nach Überwindung der Schwierigkeiten innerhalb der ersten zwei bis drei Generationen hatte sich, wie gar nicht anders denkbar, ein Zugehörigkeitsgefühl zu Landschaft, Siedlung, Boden und Menschen entwickelt, das schließlich einmündete in das Bewußtsein, daheim zu sein. Freilich sah man sich zuerst in eine neue Umwelt gestellt, die nicht deutsch war, sah sich inmitten sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, in einem geographischen und klimatischen Milieu, das die deutschen Siedler wohl z. T. mitgestalteten und prägten, mit dem sie sich aber andererseits auseinanderzusetzen und abzufinden hatten. Das Dorfleben in den ungewohnten, streng ausgerichteten Kolonistensiedlungen, die Flurverhältnisse, die neuen Anbaufrüchte und Anbauarten, die Märkte, die kleinen Komitatsstädte mit ihrem Verwaltungsapparat und ihrer fremden Sprache, Kirche und Wallfahrtswesen, — das alles schaffte Situationen, in denen ihnen ihr mitgebrachtes Überlieferungsgut nur wenig nutzen konnte. Besonders in der ersten schweren Zeit, aber auch später während der ganzen Geschichte der deutschen Minderheiten kam es darauf an, sich anzupassen und auszukommen mit der gegebenen Umwelt. Es kam darauf an, die Augen offenzuhalten und die geistigen Kräfte und das eigene Erfahrungswissen zu gebrauchen, wenn man vorwärtskommen wollte. Und es kam schließlich darauf an, um der Persönlichkeit, der Familie

und der engeren Lebensgemeinschaft einen festen Halt in diesem Wandel und dieser Neuheit zu geben, das Eigene und Ererbte in jenen mehr geistigen und musischen Bezirken des Daseins zu bewahren und zu pflegen, auf deren Veränderung das tägliche Leben zunächst keinen Zwang ausübte: wie Märchen und Lied, Glaube und Brauch und schließlich ein gewisses Raum- und Herdgefühl, das man in die neuen Kolonistenhäuser mit hineinnahm.

Vor solche Fragen der Anpassung wie der Bewährung sahen sich aber nicht nur die Ansiedler gestellt, sondern in ähnlichem Maße auch die Einheimischen der näheren und weiteren Umgebung. Sie mußten lehrend und helfend aus ihren Erfahrungen mitteilen. Sie standen oft erstaunt, aber öfter noch witzelnd und spöttelnd vor dem ihnen Ungewohnten an Sprache, Sitten und Gehabe. Und so war es unter diesem Eindruck nicht selten zuerst die Tracht, die die Einwanderer abänderten und der Kleidung ihrer neuen Umgebung anpaßten, ist doch, wie Hebel so richtig sagt, derjenige im Dorfgeschmack der beste, der gerade so aussieht wie die anderen alle. So ergaben sich täglich von neuem Hunderte von Berührungspunkten, in denen das Leben eine bestimmte Reaktion verlangte. Was nun die Deutschen von ihren Nachbarn angenommen haben, wie sie diese Güter wandelten und sich anpaßten, wie sie ihrerseits auf ihre neue Umwelt einwirkten und ausstrahlten, wie Übernahmen und neue Mischformen entstanden, das sagt nicht nur sehr viel aus über die Entwicklungslinien bestimmter volkstümlicher Erscheinungen, sondern kennzeichnet gerade das Charakteristische solcher miteinander in Kontakt stehenden ethnischen Gruppen. Diese lebten nicht nur miteinander, sondern sie erlebten auch miteinander historische Ereignisse, wechselnde Kulturepochen und Modeerscheinungen, deren direkte Rückwirkungen und indirekte Einflüsse durch ober-schichtliche Kreise sie gemeinsam erreichte und prägte.

Es ist darum volkskundlich sehr fragwürdig, im Hinblick auf die süd- und westdeutsche „Urheimat“ der Südostdeutschen davon zu sprechen, daß sie nun „zurückgeführt“ seien in das „Land ihrer Ahnen“. B o n o m i⁴¹⁾ kennzeichnet die Situation vollkommen richtig, wenn er feststellt (S. 67), daß Auslandsdeutsche nicht die Eindeutigkeit von Binnendeutschen haben könnten, bei denen Volksbürgerschaft und Staatsbürgerschaft immer identisch waren. Am Beispiel der Ungarndeutschen führt er aus, wie ihr Vaterland sie gehen hieß, weil sie Deutsche seien, und man nun in Deutschland wiederum ihr Deutschtum aus den verschiedensten

41) Eugen B o n o m i, Deutsche aus dem Ofener Bergland in neuer Heimat (Jb. f. Völk. d. Heimatvertriebenen Bd. I, 1953, S. 66—76).

Gründen (Sprache, Schrift, Gewohnheiten) in Zweifel zog und zieht und die Bezeichnung „Ungar“ gleichermaßen für Magyaren und Ungarndeutsche anwendet (S. 71). So sieht sich besonders die ältere Generation ganz auf ihre Eigenheit gestellt, hält die magyarische Sprache in Ehren und gedenkt der ungarischen Heimat (S. 70, 76). — Wir können diese Angaben aus eigener Beobachtung voll bestätigen. Meine Gewährsfrau Anna Klem, jetzt Lengenfeld in Sachsen, erzählt mir ohne Bedenken, daß sie von den Leuten im Hause nur „die alte Ungarin“ genannt würde, und die 76jährige Frau Eva Ferner, jetzt Wernesgrün im Vogtland, berichtet, daß „wir ungarische Leit“ eben anders kochen und essen als „die deutsche Leit“ dort an ihrem neuen Wohnort.

Der Schicksalsbericht einer Mözser Schwäbin möge als weiteres Selbstzeugnis des Sprachinseldeutschtums die Frage nach deren eigentlicher „Heimat“ beantworten. Die damals 22jährige Lisi Rikker war 1947 mit ihren Eltern ebenfalls aus ihrem Geburtsort Mözs verwiesen worden, und die ganze Familie hatte dann im Kreise Auerbach im Vogtland bei sehr freundlichen Menschen Aufnahme und erträgliche Lebensbedingungen gefunden. Der handwerklich geschickte Vater fand in der Möbeltischlerei des Hausherrn eine ihn befriedigende und gut bezahlte Arbeit, und Mutter und Tochter, anpassungsfähig, sauber und fleißig, hatten auch bald Gelegenheit zu kleinen Einnahmen mit Feld- und Hausarbeit, mit Spinnen und Nähen. Aber das Mädchen konnte sich nicht eingewöhnen. Nach wenigen Wochen quoll ihr, wie sie sagte, der Bissen im Munde; sie konnte nichts essen und mußte nach Haus, wenn sie, wie sie beteuerte, nicht sterben sollte. So machte sie sich, wie immer in ihre Mözser Tracht gekleidet, mit drei oder vier Mözser Bekannten auf den Weg, überquerte während einer wochenlangen Reise in den damaligen ungeordneten Zeiten ohne Paß vier Grenzen und kam im Winter 1947/48 wieder in Mözs an. Hier versteckte sie sich zuerst bei Verwandten, die daheim hatten bleiben dürfen, erhielt aber dann bald, nicht ohne die Fürsprache der alten ungarischen und slowakischen Nachbarn, die legale Aufenthaltserlaubnis. Nun ging sie zwei Jahre lang als Arbeiterin in die Szekszárder Käsefabrik, bis sie auch ihren Eltern, denen es wirtschaftlich im Vogtland durchaus gut ging, den Zuzug beschaffen konnte und die Familie bald wieder in Mözs vereint war. Hier behalf man sich zunächst in bedrängten Wohnverhältnissen; einen Teil der persönlichen Habe (ausgesticktes Bettzeug, Bettstellen, Spiegelbilder u. a. m.) hatten gute Freunde sichergestellt; von dem Verdienst der letzten Jahre konnte man ein wenig Acker pachten und ein Pferd kaufen. Vor

allem aber kaufte man sich eine Grabstelle auf dem Friedhof, nach letzter Mode mit einem teuren Obelisken aus Budapester schwarzem Marmor, auf dem die Lebensdaten der erst 55jährigen Eltern mit Ausparung des Todestages in Goldschrift eingemeißelt zu lesen sind. Damit war der Heimkehr der unverrückbare Stempel der Endgültigkeit aufgedrückt. Hier in Mözs wollte man sterben und begraben sein. Nach dem Erwerb dieser für den bäuerlichen Menschen so wichtigen Heimstatt auf dem Kirchhof ist es nun letzthin sogar gelungen, mit aus dem Tagelohn der ganzen Familie zusammengespartem Gelde die alte Hofstelle zurückzukaufen, deren neue Besitzer andere Pläne hatten.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß „Heimat“ für die Sprachinseldeutschen, für die Verbliebenen wie für die Vertriebenen, nur das Land sein kann, in dem sie leben oder lebten und das sie als ethnische Gruppe geprägt hat. In der Bezeichnung „Urheimat“ findet dieser Wortteil eine rein gefühlsmäßige Anwendung und würde in seiner Bedeutung als Schlüsselbegriff für den Volkskundehistoriker besser durch „Ursprungslandschaft“ ersetzt. Mit der Lebenswirklichkeit der zu untersuchenden Menschengruppen hat diese heute kaum noch etwas zu tun.

Aufgaben der Forschung

Das Wissen von dieser „Urheimat“ könnte dem ausgesiedelten Deutschen auch kaum beim Einleben in die neue Umwelt innerhalb der verschiedenen deutschsprachigen Landschaften behilflich sein, für die die Bezeichnung „neue Heimat“ verfrüht erscheint. Hier vollzieht sich ein schmerzhafter und komplizierter Werdegang, dessen Beobachtung mit seinen Phasen der Anpassung und Vermischung von der Volkskunde und allen anderen Gesellschaftswissenschaften sehr zu Recht als große und dringliche Aufgabe empfunden wird. Karasek erkennt den Umkreis und das Fließende solcher Fragestellungen völlig richtig, wenn er am Schluß seiner Untersuchung über die Neusiedlungen in Bayern⁴²⁾ auf „jenen geheimnisvollen Prozeß gegenseitigen Gebens und Nehmens zwischen den Bayern und den zugewanderten Ostdeutschen“ hinweist. „Es ist ein Vorgang, der immer mehr an gemeinsamem Schicksal und gemeinsamer Geschichte schafft, die heute noch unterschiedlichen Glieder allmählich zu einem größeren Ganzen eint“ (S. 96). Mit welcher Blindheit müßte aber nun der Volksforscher geschlagen sein, der solche Sätze nicht weitgehend auf die vergangenen Entwicklungen innerhalb der Sprachinseln über-

⁴²⁾ Alfred Karasek, Neusiedlung in Bayern nach 1945 (Jb. f. Vkte d. Heimatvertriebenen Bd. II. 1957, S. 24—102).

trüge: auch hier war es der geheimnisvolle Prozeß des gegenseitigen Gebens und Nehmens zwischen Sprachinselgruppe und anderssprachiger Umwelt, der zu gemeinsamem Schicksal und gemeinsamer Geschichte führte, bis er von äußeren, gegen das Lebensinteresse solcher gewachsenen Gemeinschaft gerichteten Einflüssen langsam zerstört und schließlich vielerorts gänzlich abgebrochen wurde. Die einzige Denkhürde, die es bei einer so naheliegenden Gleichsetzung zu überspringen gilt, ist die der nationalen und sprachlichen Zugehörigkeit der beteiligten Gruppen. Und wir müssen uns fragen, ob der Unterschied in Nationalität und Sprache eine derartig hindernde Barriere aufzurichten imstande wäre, die Menschen gleicher Lebensform, gleicher Umwelt, gleicher örtlicher Erlebnisverbundenheit ernstlich auf die Dauer scheiden kann. Die Sozialwissenschaften haben diese Frage längst mit Nein beantwortet und festgestellt, daß beispielsweise ein mecklenburgischer Bauer sich mit einem dalmatinischen Bauern sehr viel eher verständigen und bei diesem mehr menschliche Berührungspunkte entdecken könnte als bei einem typischen Großstädter gleicher Nationalität, aber mit gänzlich anders gelagerter Erlebniswelt. Um wieviel eher dürfen wir also bei unseren bäuerlichen Sprachinselmenschen eine enge, in Generationen friedlichen Zusammenlebens gewachsene Gemeinschaft mit den gleicherart bäuerlichen Menschen der anderssprachigen Umgebung annehmen.

Diese gemeinsame „Milieuwirklichkeit“⁴³⁾ verbindet z. B. die Donauschwaben mit den Ungarn und Slowaken und Serben ihrer Dorfheimat und sondert die Ausgesiedelten unter ihnen heute auf viele Jahre hinaus schmerzlich ab von ihrer neuen binnen-deutschen Umgebung. Sie ist es, die sie in den zwei oder drei Jahrhunderten ihrer südosteuropäischen Geschichte zu ethnischen Gruppen eigener Art geformt hat — nicht nur, wie die Sprachinselforschung gerne meint, in der Härte des Kampfes um die eigene Art, sondern vielmehr in der lebendigen Auseinandersetzung, im Wechselspiel der Kräfte, wie es das Leben verlangte.

Hier schließt sich der Ring unserer Betrachtung. Die vorurteilslos erkannte Lebenswirklichkeit der Heimat löst alle künstlich geknüpften Schlingen nationalistischer Selbstüberschätzung. Und befreit werden wir uns nun an die volkskundliche Erforschung des Geländes begeben, dessen Typik nicht allein von den Kräften der Beharrung, sondern mehr noch von der lebendig-schöpferischen Fähigkeit zur Neugestaltung und Um-

⁴³⁾ Max Scheler, *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*. Halle 1921.

formung des kulturellen Gemeinschaftsbesitzes gekennzeichnet ist. Wir können die zwischenvölklichen Wechselwirkungen an Einzelproblemen der Brauch- und Glaubenswelt untersuchen: zu diesem Thema hat die Verf. am Beispiel des „Luzienstuhles“ erweisen können, wie in einem deutsch-ungarischen Mischdorf typisch ungarische Hexenvorstellungen in einen völlig andersgearteten deutschen Weihnachtsbrauch einströmten und eine höchst eigentümliche und nur an diesem Ort erklärliche Brauchverflechtung erzeugten⁴⁴⁾. — Es ließen sich ganze Stoffgruppen wie Märchen oder Volkslied in ihrem Gesamtbestand auf jene Elemente hin ableuchten, die sich im Laufe der Zeit als Folge des Zusammenlebens mit anderen ethnischen Gruppen ankristallisiert und hineingeflochten haben⁴⁵⁾. Und bei allen derartigen Arbeiten wäre leicht zu erkennen, daß „die Aufnahme fremden Volksgutes“ nicht, wie die bisherige Sprachinselvölkskunde meist annahm, lediglich eine Schwächung des deutschen Traditionsbesitzes bedeutet, sondern daß vielmehr das Einschmelzen der Anregungen, die sich aus der naturhaften und geistigen Umwelt anboten, erst die schöpferischen Kräfte der Siedler wahrhaft anregte. Das Märchen vom Typ „großer und kleiner Klaus“ (Unibos) z. B., das Künzigs Eleker Gewährsfrau so vollendet erzählt⁴⁶⁾ und das einer eingehenden interethnischen Analyse wert wäre, gewinnt seinen ganzen Reiz gerade durch die blutvolle Mischung verschiedener Motive, deren ureigenste Färbung eben nur in der Heimat der Erzählerin mit ihren mehrvölklichen Begegnungen zustandekommen konnte. Noch stärker als beim Märchen werden sich tiefgreifende Umformungen auf dem Gebiet der Sage zeigen, ist doch hier die örtliche und gesellschaftliche Umwelt von entscheidender Bedeutung für die wandelbare Gestalt des Stoffes⁴⁷⁾.

Für das Volkslied gibt es schon lange einzelne Untersuchungen, in denen die wissenschaftliche Fruchtbarkeit einer Fragestellung nach den interethnischen Beziehungen klar erwiesen

⁴⁴⁾ Ingeborg Weber-Kellermann, Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben (Hess. Bl. f. Völk. Bd. 49/50, 1958, S. 295—316).

⁴⁵⁾ Für das Märchen z. B. bereiten Josef Hutterer und Karl Mollay (Budapest) einen Sammelband vor mit dem Thema: Märchen der Deutschen in ihrer Wandlung und Beeinflussung durch das ungarische Märchen.

⁴⁶⁾ Johannes Künzig, Urheimat und Kolonistendorf (a. a. O.), S. 132 f.

⁴⁷⁾ In seinen frühen Arbeiten hat Karasek diese Beobachtung reich bestätigt: Sage und Volkstum (Dt. Bl. in Polen Bd. III, 1926, H. 3, S. 158—179); Sagen und andere völkliche Überlieferungen (ebda H. 11/12, S. 595—612); vgl. auch Kuhn, Naturgeschichte . . . ebda (1926!), S. 106.

wurde. Im Balladenwerk des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg/Breisgau, „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien“, ist als Nr. 3 eine Brautfahrtballade unter der Überschrift „Brautwerbung“ behandelt, für die aus dem deutschen Sprachgebiet lediglich vier Fassungen, und zwar alle aus der Gottschee in Südslawien vorliegen. Die Kommentierung dieser Texte folgte der bekannten Literatur: Adolf Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895; Hans Tschinkel, Ms. der Gottscheer Lieder; vor allem aber Martha Kübel, Das Fortleben des Kudrunepos. Leipzig 1929. Alle sahen wohl innerhalb der 200jährigen nachweisbaren Geschichte des Liedes Verbindungen zur slawischen Überlieferung, schon auf Grund des Heldennamens „Zekulo“. Doch schloß sich auch das Balladenwerk Martha Kübel in der Annahme einer direkten Beziehung der Gottscheer Ballade zur Hildepisode des Gudrunliedes an, also einer Herleitung aus dem altheutschen Sagengut. — 1941 nun revidierte Erich Seemann, der Mitherausgeber des Freiburger Balladenwerkes, selbst die dort gemachten Angaben in einer Untersuchung⁴⁸⁾, die mit einem Schlage aus der Enge des vorwiegend auf deutsche Belege gerichteten Forschungsweges in die Weite der europäischen Traditionswelt führte und auf diese Weise erst den wirklichen Zusammenhängen im Entwicklungsgang unserer Ballade nachzuspüren vermochte. Hauffen hatte wohl auf die Verwandtschaft zu Herders „Schöner Dolmetscherin“ hingewiesen, aber die bei Miklosich im Urtext angegebene slawische Variante übersehen; Martha Kübel aber verzichtete in ihrer Untersuchung überhaupt auf jegliche Heranziehung des slawischen Volksliedes. So blieb es Erich Seemann vorbehalten, aus seiner profunden Kenntnis der ost- wie westeuropäischen Folklore den Rahmen zu bauen, in den die Gottscheer Ballade hineingehört. Statt der früher angenommenen, allzu simplen Linie vom Gudrunepos zum deutschen Gottscheerlied entwirft er das wirklichkeitsgetreue Bild eines Hin- und Herflutens von Motiven und Einzelzügen über Volks- und Landesgrenzen hinweg. Aus einem so entstandenen Gemeinbesitz bestimmter Kernmotive resultierte dann das Repertoire beliebter Requisiten, mit denen der Sänger oder Erzähler souverän umzugehen in der Lage war, und es wird klar, daß „der Sänger der Gottscheer Ballade, auch wenn wir von einer slowenischen Vorlage absehen, (sie) keineswegs ausgerechnet über die Hildesage kennengelernt haben muß“. Wie hier ein „international ungemein stark verbreiteter Erzählstoff aufgegriffen und zum Lied ge-

⁴⁸⁾ Erich Seemann: Die „Zekulo-Ballade und die Ballade von der „Brautwerbung“ (Jb. f. Volksliedforschung Bd. VII. 1941. S. 12—30).

formt“ wurde, weiß Seemann überzeugend an einem reichen Parallelenmaterial darzubieten und vielfache gegenseitige Verflechtungen und Beeinflussungen gegenüber der früher angenommenen eingeleisigen Entwicklungslinie zu erweisen.

Auch in einer neueren Arbeit hat Seemann, wiederum am Beispiel einer Gottscheer Ballade, anschaulich und überzeugend die „Probleme des zwischenvölkischen Liedaustausches“ erörtert⁴⁹⁾, doch sind solchen einzelnen weltoffenen und wissenschaftlich ergiebigen Untersuchungen bisher kaum gleichartige an die Seite zu stellen.

Aber die Fülle des volkskundlichen Materials wird uns weiter führen auf dem fruchtbaren Boden unserer Fragestellung. Und wir werden den Wegen nachzuspüren versuchen, auf denen sich wechselseitige Entlehnungen und Vermischungen angebahnt und vollzogen haben. Wohl das beste Beobachtungsfeld für diese Vorgänge war und ist das alltägliche Leben mit Essen und Trinken, Arbeit und Kleidung. So wird eine vergleichende Volkskunde des Nahrungswesens wahrscheinlich besonders aufschlußreich für unser Thema sein⁵⁰⁾. Mit der Kleidung steht es ähnlich. In Mözs ist es eine der Dorfschneiderinnen, eine Slowakin, die durch ihre Geschicklichkeit und ihren praktischen Erfindungsreichtum die Form der schmucken und weitbekannten Mözser Tracht⁵¹⁾ mehrfach in einer für das Dorf verbindlichen Weise umgestaltet hat. Wie der Einfluß der Frauen indirekt aber auch die Männertrachten zu wandeln verstand, schildert uns Adam Müller-Guttenbrunn (Kulturbilder, S. 22/23). Er berichtet von den Banater Schützenfesten in Guttenbrunn, bei denen die deutschen Musikkapellen bis etwa 1890 in ihre schwäbischen ernsten dunkelblauen Tuchröcke, hohen Glanzstiefel und breiten schwarzen Hüte gekleidet waren. Doch dann hatte ein geschickter Kaufmann den spekulativen Gedanken, eine „der Honveduniform ähnliche Art von Kleidung für Schützen anfertigen zu lassen. Den Weibern gefiel die bunte Tracht, die gegen ganz kleine Ratenzahlungen zu erwerben war, und es dauerte nicht lange, so rückte das Schützen-corps meines Heimatdorfes in roten Hosen, grünem Rock mit

⁴⁹⁾ Erich Seemann, Entführung unterm Tanz. Eine unveröffentlichte Gottscheer Ballade (Jb. d. österr. Volksliedwerkes Bd. VI, 1957, S. 175—184).

⁵⁰⁾ Eine Untersuchung über das Mözser Nahrungswesen von der ungarischen Ethnographin Judit Szolnok und der Verf. befindet sich in Vorbereitung. Vgl. dazu: Fragebogen zu einer Volkskunde des Nahrungswesens (Dt. Jb. f. Völkde Bd. IV, 1958, S. 190—197).

⁵¹⁾ Rudolf Hartmann, Die deutsch-ungarische Volkstracht am Beispiel von Mözs (Dt.-ungar. Heimatbl. Bd. II 1930).

weißen Schnüren, mit einem roten Csako auf dem Kopf aus!“ — ein Beispiel, das bald in anderen Dörfern Schule machte. Auch in Mözs zeigte die Männertracht mit ihren Paspeln und Verschnürungen Einflüsse von der ungarischen Honveduniform. Wir müssen uns hier mit Andeutungen begnügen, möchten aber dem Gedanken Raum geben, daß es wohl zuerst und in größerem Maße die Lebensbereiche der Frau waren, auf denen die Umwelt Boden gewann. Es ist sowohl vom fraulichen Wesen wie vom Charakter ihrer häuerlichen Betätigung im Dorfe her verständlich, daß ihr Sprachen- und Nationalitätenprobleme in weit schwächerer Gewichtigkeit erschienen als den Männern⁵²⁾. Tierpflege, Gartenarbeit und Kinderaufzucht, Kochen und Nähen, Kirchgang, Aberglaube und Heilkunde brachten sie schnell in die innigste Berührung mit ihrer Umwelt, und die mannigfaltigen Übereinstimmungen mit den völlig gleichgerichteten Interessen der andersvölklichen Nachbarin bedeuteten ihr Nähe und Vertrautheit. Die Zwei- und Mehrsprachigkeit entwickelte sie ganz selbstverständlich schon im Interesse des Markthandels, der fast immer von den Frauen betrieben wurde. — Bei Befragungen von ausgesiedelten Familien in Deutschland ist es auffällig, mit welcher Unbefangtheit und ohne jedes völkische Ressentiment die älteren Frauen — sehr im Gegensatz zu den meisten Männern — die ganze bunte Fülle der Heimat in ihrer Erinnerung lebendig werden lassen, die Wärme des Herdes, das heimkehrende Vieh auf der staubigen Dorfstraße, das Geläute der Kirche, in der alle Dorfbewohner katholischen Glaubens gleich galten, und die Gräber auf dem Friedhof, wo alle friedlich nebeneinander ruhen. —

Unsere Fragestellung wird weiterhin bei allen jenen Arbeiten zur Anwendung kommen müssen, die sich mit volkskundlichen Erscheinungen in volklichen Grenz- und Kontaktlandschaften befassen. Die österreichische Volkskunde hat durch die Forscherpersönlichkeit von Leopold Schmidt mehrfach gefordert, die ethnologischen Arbeitsergebnisse der umliegenden Länder für die Klärung und Deutung von Grenzproblemen miteinzubeziehen⁵³⁾. Wir möchten diese Forderung dahingehend erweitern, daß nur in der Zusammenarbeit mit den Volksforschern der Sprachinsellwirtsstaaten ein getreues Bild vom volklichen Leben jener Gruppen entstehen kann. Es darf diese Zusammenarbeit nicht hindern, daß sich die wissenschaftlichen Methoden und Gesichts-

⁵²⁾ Auf diesen weiterführenden Gedankengang wies mich Leopold Schmidt hin.

⁵³⁾ Z. B. im Vorwort zu: *Bachernsagen* (Paul Schlosser). Wien 1956. S. VII—X.

punkte, jeweils geformt durch die Wissenschaftsgeschichte der einzelnen Länder, in mancher Hinsicht unterscheiden mögen, wenn nur die Wirklichkeit der Lebensvorgänge einer Klärung entgegengeführt wird. Die reich entwickelte Ethnographie Ungarns (wie auch der Tschechoslowakei) z. B. hat von sich aus die Frage der interethnischen Beziehungen auf dem Gebiet der ungarischen und slowakischen Berührungen⁵⁴⁾ längst in Angriff genommen und ähnliche Unternehmungen für das Problem: Ungarn und Donauschwaben, welche letztere immer noch die größte ethnische Minderheit auf ungarischem Staatsboden bilden, warm begrüßt und unterstützt⁵⁵⁾. Diese Ansätze weiterzuentwickeln soll unser lebhaftes Bestreben sein. Dann ließen sich allmählich jene Schranken des Vorurteils, des nationalen Egoismus, der Kränkung und des Hasses, an deren Errichtung auch weite Kreise innerhalb der deutschen Volkskunde teilgenommen haben, abbauen mit dem Ziele, ein offenes Feld der vertrauensvollen Zusammenarbeit zu schaffen. Und welches Fach trüge wohl den Auftrag zu solch völkerverbindender Arbeit mehr in sich als das unsere!

⁵⁴⁾ Lajos Vargyas, Das Musikleben im ungarischen Dorf (Dt. Jb. f. Völkde Bd. III, 1957, S. 459 f.); Soňa Burlasová, Le Folklore musical de Chorvátsky grob et les problèmes des diasporas ethniques. (Slovenski Národopis Bd. VI, 1958, S. 27—136) (mit franz. Übersetzung): hier werden die Arbeiten Béla Bartóks zu diesem Thema erwähnt; s. Béla Bartók, Weg und Werk, a. a. O., S. 64 ff., S. 148 ff.

⁵⁵⁾ Ein erster Sammelband mit Beiträgen zu unserem Thema unter der gemeinsamen Herausgabe der Budapester und der Berliner Akademie der Wissenschaften befindet sich in Vorbereitung.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

10. Historische Bildzeugnisse zur Arbeitsgerätekunde

Von Leopold Schmidt

Es fügt sich, daß unsere letzten Mitteilungen zu unserer Arbeitsweise im Archiv¹⁾ aus aktuellem Anlaß noch etwas fortgesetzt werden können. Wir hatten dort auf die Kommentierung des Umfragematerials durch Zeugnisse aus verschiedenen historischen Quellen aufmerksam gemacht, wobei Sachzeugnisse wie Grabungsfunde, Schrift- und Bildzeugnisse zu erwähnen waren. Von den Bildzeugnissen konnte schon mehrmals berichtet werden, sie spielen bei unseren Arbeiten eine steigende Rolle. Jeder Kommentarfascikel des Archivs enthält Photographien von alten Bildern, insbesondere von solchen, die alte bäuerliche Arbeitsgeräte darstellen. Solche Darstellungen in der alten, vor allem der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen bildenden Kunst konnten in den letzten Jahren vor allem für den randbeschlagenen Spaten²⁾, für die Brettschaukel³⁾ und für den Säekorb⁴⁾ herangezogen werden. Nachdem in mehreren Vorlesungen und Vorträgen von mir darauf hingewiesen wurde, haben sich nun auch schon Fachkollegen in Nachbarländern mit dem Gebiet zu beschäftigen begonnen, so daß sich hier allmählich sicherlich eine beachtliche Ausbeute an guten alten Bildzeugnissen ergeben wird.

In diesem Zusammenhang sehen wir nun auch den ersten methodischen Versuch, der auf diesem Gebiet soeben erschienen ist. An sich hat ja schon vor mehr als zwanzig Jahren Adolf Spamer für dieses wie für so viele andere Gebiete eine gewisse Grundlage geschaffen, und zwar in diesem Fall durch seinen Plan einer „Volkskundlichen Bestandsaufnahme der deutschen Bildersammlungen“⁵⁾. Freilich hatte ein derart weit gespanntes Unternehmen, das noch dazu zuerst die

¹⁾ Schmidt, Historische Vertiefung und Kommentierung des Archivmaterials (ÖZV XII/61, 1958, S. 329 ff.).

²⁾ Schmidt, Spatenforschungen. Zu einigen Arbeitsgeräten des frühen Ackerbaues (Archiv für Volkskunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 76 ff.).

Der selbe, Das bäuerliche Arbeitsgerät in Niederösterreich. Der Stand seiner Erforschung, dargetan am Beispiel des randbeschlagenen Spaten (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXXIII, Wien 1955/56, S. 269 ff.).

³⁾ Schmidt, Schaukel-Notiz. Zu einem europäischen Arbeitsgerät des Spätmittelalters (Archiv für Völkerkunde, Bd. IX, Wien 1954, S. 92 ff.).

⁴⁾ Schmidt, La diffusione del cesto da semina lungo l'orlo meridionale alpino (Ce fastu? Bd. XXXII, Udine 1956, S. 10 ff.).

⁵⁾ Adolf Spamer, Aufgaben und Arbeiten der „Abteilung Volkskunde“ in der „Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung“ (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 14, Bremen 1936, S. 145 ff., besonders S. 152 f.).

Graphiksammlungen bearbeiten sollte, von vornherein keine sehr große Aussicht auf ein rasches Brauchbarmachen der Ergebnisse, man hat auch späterhin kaum mehr viel davon gehört. Nunmehr aber, da praktische Nachweise der Brauchbarkeit der Bildzeugnisse vorgelegt wurden, ist auch wieder eine ähnliche Aktion eingeleitet worden, deren ersten methodischen Schritt wir also in einer soeben vorgelegten Veröffentlichung von Gisliind Ritz begrüßen dürfen⁶⁾. Schon die Beschränkung auf die Münchener Kunstsammlungen berührt wohlthuend. Bei allem Reichtum dieser Institute wäre doch die Möglichkeit der zureichenden Brauchbarmachung des Materials in angemessener Zeit gegeben.

Gisliind Ritz hat also „eine Zusammenstellung dessen, was der Wissenschaft der Volkskunde in dem reichen Bestand Münchener Museen und Sammlungen an Material zur Verfügung steht“ versucht. Sie beschränkt sich dabei auf die „rein kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen“, die Bibliotheken sind dabei nicht einbezogen worden. Bei dieser Zusammenstellung nun hat sie zunächst wohl die „primär volkskundlichen Sachgüter“ ins Auge gefaßt, dann aber die „bildlichen Dokumente“ besonders herangezogen. Wir möchten angesichts so mancher älteren Arbeiten von bayerischen Kollegen⁷⁾ nicht wie die Verfasserin meinen, daß nun „erstmalig ausdrücklich auf die volkskundliche Bedeutung“ der Alten Pinakothek und der Graphischen Sammlung hingewiesen worden sei. Wenn man etwa an die Wiegen-Arbeit Torsten Gebhards denkt⁸⁾, dann weiß man, wie intensiv die Sachgüter auf den alten Bildern der großen Münchener Galerien doch schon betrachtet worden sind. Aber Gisliind Ritz versucht vielleicht zum ersten Mal eine systematische Durchsicht des Materials, und das verdient festgehalten zu werden.

Um dieser Systematik auch für Außenstehende eine gewisse Berechtigungsgrundlage zu geben, versucht sie im folgenden theoretisch festzulegen, worum es sich bei der ganzen Arbeit handeln soll, oder, wie sie es ausdrückt, „welche Bildkategorien überhaupt die Aussicht auf Verwendbarkeit als Quellen bieten“. Und nun wird ausgeführt, welche Perioden der Kunstgeschichte, und welche Meister wieder innerhalb dieser für eine Auswertung hauptsächlich in Frage kommen. Dabei wird herausgearbeitet, daß wir es entweder mit einer „Objekt-Porträtierung“ zu tun haben, also die originalgetreue Wiedergabe eines uns interessierenden Objektes zu einem bestimmten Zweck, oder mit einer „Objekt-Anwendung“, worunter „das automatische, außerbewußte, gewohnheitsbedingte Greifen nach einer als Selbstverständlichkeit empfundenen Umweltserscheinung“ verstanden wird. Freilich scheinen das nicht die einzigen Möglichkeiten der Objekt-Darstellung in der

6) Gisliind Ritz, Münchener Museen als Quellen zur Volkskunde. Die Bildsammlungen: Bayer. Staatsgemäldesammlungen und Staatliche Graphische Sammlung (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1958, S. 143 ff.).

7) Josef M. Ritz, Bildquellen zur Volkskunde als Ergänzung sprachlicher Quellen, besonders im späteren Mittelalter (Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung, Festschrift für Adolf Spamer = Veröffentlichungen der Kommission für Volkskunde der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 2, Berlin 1953, S. 121 ff.).

8) Torsten Gebhard, Volkstümliche Kinderwiegen in Altbayern und Bayerisch-Schwaben (Bayerischer Heimatschutz, Bd. XXXI, München 1935, S. 1 ff.).

alten Kunst zu sein, vor allem nicht in der religiösen Kunst. Da müssen „Requisit“ und „Attribut“ in ihren verschiedenen Einbeziehungs- und Aussagemöglichkeiten stärker herangezogen werden. Man hat ein wenig den Eindruck, als ob die Verfasserin die alten Bilder zu sehr nur in den Gemäldegalerien, außerhalb des alten Funktionszusammenhanges, sehen würde, und deshalb Ansprüche an ihre „objektive Bildaussage“ stellt, die ihrem Wesen nicht ganz gerecht werden.

Der konkretere Teil der Ausführungen der Verfasserin „beobachtet nun den Bildbestand der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen im Rahmen der geschilderten Quellsituation“. Das heißt, es wird zunächst eine summarische Zusammenstellung der Bilder gegeben — es handelt sich um insgesamt nicht weniger als 12.781 — mit kurzer Zu- oder Abweisung der Bestände in ihrer Bedeutung für uns. Da steht beispielsweise der Satz „Davon entfallen sofort als für die volkswissenschaftlichen Belange zweifellos unbrauchbar die rund 3400 Bilder der modernen Malerei“. Ich würde es wohl nicht wagen, so summarisch von dreitausendvierhundert Bildern zu sprechen; schon wenn ich bedenke, daß wir in dem letzten Jahrzehnt eine ganz eigene „Neue Galerie“ aufgebaut haben, die nur moderne Bilder von volkswissenschaftlicher Bedeutung enthält. Vom Standpunkt der „Historischen Bildquellen“, oder der „Bildquellen zur historischen Volkskunde“ mag man ja vielleicht so schreiben können; wer sich mit „Gegenwartsvolkskunde“ beschäftigt, wird anders davon denken.

Der positive Teil der Ausführungen setzt dagegen mit dem sicherlich richtigen Satz ein „An der Spitze des Interesses steht wohl die Altdeutsche Malerei, die hier in München, was Quantität und Qualität betrifft, eine Sammlung von höchstem Rang bildet“. Nach einer kurzen Übersicht der anderen Bestände folgt nun auch eine kleine Liste mit konkreten Angaben, die wir angesichts unserer eigenen Galeriestudien mit besonderem Interesse zur Kenntnis nehmen. Es sind darin die Gebiete: Haus und Hof; Möbel; Gerät; Sitte und Brauch; Gebärde; Volksglauben, gruppenweise berücksichtigt. Als Beispiel wählen wir die Angaben über „Gerät“ aus:

Hans Leonhard Schäufelein (um 1480—1539/40, Nördlingen), Kreuzanheftung — geschwänzter Hammer, Zange, Korb. Inv. Nr. HG 925.

Hans Holbein d. Ä. (1465—1524, Augsburg). Walther-Epitaph — Körbe. Inv. Nr. 4681.

Frans Snyders (1579—1657, Antwerpen), Obst- und Gemüseladen. Körbe. Inv. Nr. 4278.

Meister der Pollinger Tafeln, 1444, Verkündigung — Hausgeräte. Inv. Nr. 6247.

Giacome da Ponte, gen. Bassano (1515—92), Venedig, Bassano), Verkündigung an die Hirten — Milchgeräte. Inv. Nr. 6247.

Derselbe, Kornernte — Erntegeräte, Arbeitsweise. Inv. Nr. 2300⁹⁾.

Das ist alles über das alte Gerät, und wie man sieht, ist es gar nicht sehr viel. Dabei ist schon Handwerksgerät einbezogen. Man möchte meinen, daß bei einer Durchsicht der Depotbestände doch noch mehr zu entdecken sein müßte: In der Alten Pinakothek, die für die normale Anschauung in erster Linie in Betracht kommt, sind nur etwa 760 Bilder ausgestellt, vom Gesamtbestand der oben erwähnten 12.781 Bilder befinden sich nicht weniger als 5000 im Depot. Umgekehrt ergibt aber die Autopsie der ausgestellten Bestände, wie ich sie im Herbst 1958 durchführen konnte, daß auf den Bildern schon

⁹⁾ Gislind Ritz, wie Anmerkung 6, S. 148.

noch etwas mehr an Geräten zu sehen ist. Ich greife nur eine Sachgruppe heraus, das Hirtengerät, das man bekanntlich auf Darstellungen der Geburt Christi gut verfolgen kann¹⁰⁾. Wir sind in letzter Zeit verschiedenen alten Hirtengeräten nachgegangen, unter anderem auch dem eisernen Stachelhalsband der Hirtenhunde¹¹⁾. Davon wird noch die Rede sein müssen. Hier kann aber schon notiert werden, daß sich auch auf ausgestellten Bildern der Alten Pinakothek dafür mindestens zwei Bildzeugnisse finden: Auf dem nie genug bewunderten Bild der „Sieben Freunden Mariä“ von Hans Memling, 1480 (W. F. A. 668), ist oben links die Verkündigung an die Hirten dargestellt¹²⁾. Der Hund neben dem sitzenden Dudelsackspieler hebt den Kopf bellend nach oben, und an seinem Halse ist deutlich das Stachelhalsband zu sehen. Und auf dem Kaisheimer Altar von Hans Holbein dem Älteren, 1502 (725—733), ist auf der oberen Tafel des rechten Flügels (727) rechts oben wieder die Verkündigung an die Hirten zu sehen, und auch dort trägt der Hund offenbar ein Stachelhalsband¹³⁾. Leider hängt die Tafel so hoch, daß es dem normalen Beschauer schwerfällt, die Einzelheit zu erkennen. Da würde sich ein mit einer solchen Bildzeugnis-Sammlung beauftragter Bearbeiter leichter tun.

Er hätte freilich die Verpflichtung, neben seiner Bestandaufnahme ständig zu überprüfen, was die jeweilige Forschung von seinen Quellen eigentlich haben will. Das Beispiel „Stachelhalsband“ kann vielleicht zeigen, was ich meine: Die Tatsache nämlich, daß auch ein aufmerksamer Spezialbearbeiter nicht alles sieht oder gar erkennt, was wir von den Bildern gern wissen möchten. Er sieht hauptsächlich doch nur die deutlich erkennbar dargestellten Objekte, wogegen ihm jene, die erst aus einer gewissen thematischen Übersicht heraus zu Bewußtsein gebracht werden, leicht entgehen können. Mit anderen Worten, der Fachmann der Geräteforschung wird immer mehr Objekte auf den alten Bildern sehen und identifizieren können als ein mit der allgemeinen Durchsicht beauftragter Bildquellenbearbeiter, der wohl nicht ohne weiteres für alle Fragen dieses weiten Gebietes Spezialist sein kann. Von größter Wichtigkeit ist und bleibt dabei, daß sich einem überhaupt einmal die Augen für ein Bildthema öffnen, und daß man es dann auf möglichst vielen Darstellungen verfolgen kann. Das ist aber nicht sowohl bei der Durchsicht der Bestände einer Galerie, und sei sie noch so groß, möglich, sondern nur bei der immer wiederholten

¹⁰⁾ Einige Motive gut ersichtlich bei Reinhard Frauenfelder, Die Geburt des Herrn. Entwicklung und Wandlung des Weihnachtsbildes. Leipzig 1939.

¹¹⁾ Umfrage des Archivs der österreichischen Volkskunde, verschickt am 15. November 1958.

¹²⁾ Alte Pinakothek München. Kurzes Verzeichnis der Bilder. Amtliche Ausgabe 1957. S. 69.

Ich habe auf die starken brauchmäßig-volksschauspielhaften Beziehungen des Bildes vor kurzem wieder aufmerksam gemacht: Schmidt, Maler-Regisseure des Mittelalters. Bildende Künstler des Mittelalters und der Renaissance als Mitgestalter des Schauspielwesens ihrer Zeit in West- und Mitteleuropa (Maske und Kothurn, Bd. 4, Wien 1958, S. 61 f.).

¹³⁾ Alte Pinakothek München. Kurzes Verzeichnis der Bilder. Amtliche Ausgabe 1957. S. 47 f.

intensiven Betrachtung von Bildbeständen verschiedener Sammlungen. Wenn ich nochmals auf die obenstehende Liste von Geräterdarstellungen zurückkommen darf: Da wäre bei Schäufelein etwa anzuführen, daß wir ihn schon deshalb immer stärker ins Auge fassen, weil er nicht selten mit einem „redenden Bildmonogramm“ signiert, nämlich mit einem randbeschlagenen Holz-Schäufelein¹⁴⁾. Und bei Bassano müßte man stets im Auge behalten, daß für ihn und seine ganze Familie Atelier-Traditionen gelten¹⁵⁾. Die Durchsicht der sehr zahlreichen Bassano-Bilder im Kunsthistorischen Museum in Wien hat ergeben, daß es sich bei den Geräterdarstellungen ganz offenbar häufig um die Wiedergabe von Stücken handelt, die im Hause Bassano, im Atelier, vorrätig waren und die jeweils wieder herangezogen wurden. Wenn Gis lind Ritz bei der „Objektanwendung“ sagt, daß es sich dabei um ein „automatisches, außerbewußtes, gewohnheitsbedingtes Greifen nach einer als Selbstverständlichkeit empfundenen Umwelterscheinung“ handle, so muß man das bei Bildern, die aus großen Atelierbetrieben stammen, sehr wohl cum grano salis verstehen. Ich möchte zu den an sich richtigen und durchdachten Ausführungen der Verfasserin also doch noch sagen, daß eine solche Bestandaufnahme nicht zuletzt mit einer regen historisch-volkskundlichen Quellenkritik durchgeführt werden muß. Der Bearbeiter muß nicht von vornherein die stets möglichen Vorlagen der Bilder heranziehen; er muß aber doch die Möglichkeit im Auge behalten, daß Vorlagen der verschiedensten Art verwendet wurden, und daß wir dementsprechend jenes „gewohnheitsbedingte Greifen nach einer als Selbstverständlichkeit empfundenen Umwelterscheinung“ durchaus nicht immer voraussetzen dürfen. Die Objektdarstellungen werden durch eine derartige Quellenkritik nicht in ihrem Eigenwert gemindert; sie lassen sich dadurch nur besser in die tatsächliche Darstellungstradition einordnen, und diese spielt in der alten Kunst eine sehr große Rolle. Auch hier darf ich wieder auf meine dementsprechenden Studien zum randbeschlagenen Holzspaten verweisen, da ich dort beispielsweise über die möglichen Quellen der Spatendarstellung bei den Kreuzauffindungsszenen der alten Kunst ausführlicher gehandelt habe¹⁶⁾.

Man sieht, die Archiv-Arbeiten aller Art kommen in Fluß und beginnen auch fruchtbar zu werden. Methodische Versuche wie der von Gis lind Ritz müssen dementsprechend begrüßt werden. Auch ihre Absicht, eine „Disposition zu einer Bildquellen-Kartei“ vorzulegen, ist gut, alle an einer derartigen Erschließung des Bildquellenmaterials zur historischen Volkskunde Interessierten werden ihn dankbar aufnehmen und gern diskutieren. Einer der Kernpunkte jeder derartigen Diskussion wird jedoch sein, Genauigkeit in der volkskundlichen Bestimmung der Bildmotive zu verlangen, mit Berücksichtigung der ikonographischen Gebundenheit der Darstellungsstoffe. Nur dadurch würden nämlich die Bildquellen unsere Archive wirklich bereichern; eine rein positivistische Kenntnisnahme kann uns heute nicht mehr genügen.

¹⁴⁾ Beispielsweise auf dem Holzschnitt „Der Soldat“, vgl. Georg Hirth, Kulturhistorisches Bilderbuch, Bd. I, Abb. 75.

¹⁵⁾ Die Bassano-Bilder des Kunsthistorischen Museums wurden von uns für das Archiv durchphotographiert, eine ausführlichere Behandlung der darauf vorkommenden Geräte wird vorbereitet.

¹⁶⁾ Schmidt, Der randbeschlagnene Holzspaten in Ostmitteleuropa (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. III, Berlin 1957, S. 388 ff.).

Chronik der Volkskunde

Josef Weninger †

Der Ehrenpräsident des Vereines für Volkskunde in Wien, Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger, wirkkl. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, ist am 28. März 1959 in Wien gestorben. Weninger, der am 15. Mai 1886 in Salzburg geboren wurde, studierte noch zu einer Zeit unter Moritz Hoernes, Michael Haberlandt und Rudolf Pöch die Fächer Anthropologie, Urgeschichte und Ethnologie, als auch Volkskunde in ihrer akademischen Frühzeit damit verbunden war. Er blieb dem Fach trotz seiner immer steigenden anthropologischen Hauptfachbeanspruchung stets eng verbunden, zunächst als Mitarbeiter des Bundesdenkmalamtes, später als Ausschußrat des Vereines für Volkskunde. Trotz der weitgehenden Zerfächerung der Disziplinen, die ihn in seiner Jugend als Gesamtheit angesprochen hatten, blieb er ihnen in ihrem gemeinsamen Aspekt treu und sah sie in diesem Sinn auch in der von ihm viele Jahre hindurch geleiteten Anthropologischen Gesellschaft stets wieder gern verbunden. Das ist schließlich auch noch in der 1955 ihm gewidmeten Festschrift (= *Archaeologia Austriaca* Bd. XIX/XX) zum Ausdruck gekommen. Der Verein wird seinem Ehrenpräsidenten, dem ersten nach Michael Haberlandt, stets ein dankbares Angedenken bewahren.

Leopold Schmidt

Museen und Ausstellungen

Österreichisches Museum für Volkskunde

Am 21. Februar 1959 wurde im Rahmen einer „Skandinavischen Woche“ die Sonderausstellung „Skandinavische Volkskunst“ eröffnet, die das bisher nie ausgewertete oder ausgestellte Museumsgut an skandinavischer, besonders schwedischer Volkskunst zur Schau stellte. Dazu erschien mein kurzer Einführungsartikel: „Skandinavische Volkskunst in Wien“ (mit 2 Abb.) (*Österreichische Hochschulzeitung*, Bd. XI, Nr. 4 vom 15. Februar 1959, S. 4).

Oberösterreichisches Landesmuseum

Die Volkskunde-Abteilung des O. ö. Landesmuseums eröffnete eine Sonderausstellung „Mit Malhorn und Scharffeuer. Volkstümliche Töpferarbeiten und Majoliken aus Oberösterreich“, zu der auch ein einführender Artikel von Franz Lipp, Typen volkstümlicher Hafnerarbeiten und Majoliken in Oberösterreich (*Oberösterreichischer Kulturbericht*, Folge 21, 31. Oktober 1958, S. 3 f.) erschien.

Niederösterreichisches Landesmuseum

Im Sonderausstellungsraum des N. ö. Landesmuseums wurde zu Weihnachten „Die Gaminer Barockkrippe“ dargeboten, umrahmt von anderer Volkskunst der Weihnachtszeit im Voralpengebiet.

Krippenausstellung in Lienz

Wohl noch nie gab es in Lienz eine so reichhaltige und die ganze Krippenkunst zeitlich umspannende Schau, in derart vornehmer Aufmachung und wirkungsvollem Raume, wie sie 1958 in den Ausstellungsräumen der Handelskammer, aufgebaut vom Obmann des Osttiroler Krippenvereins, Dr. Franz Kollreider, zu sehen war.

In 58 Nummern wurden sämtliche Entwicklungsstadien, die die Krippe in Osttirol während der letzten 450 Jahre durchgemacht hat, aufgezeigt. Die Schau war unterteilt in alte Kunstkrippen, Tirolerkrippen, orientalische Krippen, Fastenkrippen, Tiroler Heimatkrippen, barocke und moderne Kabinettkrippen. Inhaltlich brachten sie die „Herbergsuche“, „Anbetung der Hirten“, „Anbetung der Könige“, den „bethlehemitischen Kindermord mit der Flucht nach Agypten“, die „Beschneidung Christi“, den „Zwölfjährigen Jesus im Tempel“, das „Paschafest“, die „Hochzeit zu Kana“ und „Christus am Jokobsbrunnen“ bzw. die „Passionsszenen vom Ölberg bis zur Auferstehung“ zur Darstellung.

Von größtem Kunstwert sind die drei gotischen Krippenreliefs aus dem Ende des 15. bzw. Anfang des 16. Jahrhunderts an der Stirnwand, mit denen drei moderne Krippenreliefs von J. Troyer, A. Egger und R. Gander als Antipoden korrespondierten. Aus der Barock- bzw. Rokokozeit brillierte die Tischvitrine mit den zwei Darstellungen „Bethlehemitischer Kindermord mit Flucht nach Agypten und Hochzeit zu Kanaan“ (Südtiroler Arbeit), denen einerseits ein barockes Tempelchen mit der Beschneidung Christi und andererseits ein in Poliment gefaßter Königszug von der berühmten Schnitzerfamilie Fasching aus Hollbrunn zu Seite standen. Von dem verniedlichenden und romantischen 19. Jahrhundert (Biedermeierzeit) blieben die gekleidete Kirchenkrippe von Dölsach (Hochzeit zu Kana), sowie drei reizende Szenen: „Anbetung der Hirten“, „Beschneidung“ und „Flucht“ der alten gekleideten Kerschbaumerkrippe in Leisach, die uns neben vielen anderen volkskundlichen Relikten auch diesen Figurentypus, der seinerzeit ziemlich allgemein verbreitet war und in den Frauenklöstern zu Lienz und Brixen hergestellt wurde, erhalten. Zeitlich daran anschließend herrscht durch das ganze 19. Jahrhundert die echte, alte „Tirolerkrippe“ mit dem steilen Felsenberg, der Stadt über der Geburtshöhle und der beide Teile verbindenden Straße, die ein reiches Tiroler Volksleben schildert, vor. Das eine von zwei solchen Beispielen enthält noch alte, kunstvolle Figuren im Stile J. N. Propsts, das andere primitive, volkstümliche Figuren von M. Lukasser aus Leisach (gest. um 1920). Den Übergang von der tirolischen zur orientalischen Krippe vollzog Pfarrer Niederwanger in der Klösterle-Chörlikrippe. Nicht mehr plastische Berge bilden den Hintergrund, sondern auf eine Holzplatte gemalte.

Die klassische, nach einem von Pernlochner gemalten Hintergrund geformte, „orientalische Krippe“ trägt hunderte von signierten und datierten Johann Seisl-Figuren, während eine zweite dieser Art die stilistisch sehr ähnliche „Herbergsuche“ von H. Gwercher vorstellt.

Drei der besten „Fastenkrippen“ von Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts (J. B. Propst, Probst Töchter und Propst Kopien) tragen ebenfalls noch ein völlig barockes Gepräge. Hieran reiht sich eine ausdrucksstarke, volkstümliche Fastenkrippe von M. Lukasser, Leisach, aus der Jahrhundertwende und ein Kulissengrab von Gendarmerieinspektor Winkler, Debant, aus den Vierzigerjahren. Unter den „Heimatkrippen“ zeichnen sich der Reihe nach die „St. Veiter Krippe“ von P. Feldner-Singer (1935), die „Obertilliacherkrippe“ von

Anna Berger-P. Maier und die „Matreiner-Weißensteinkrippe“ von Köfler-Girtsmaier besonders aus. Von diesen wurde die „Feldner-Krippe“ heuer erstmalig öffentlich gezeigt und es bildete daher die hervorragende Schnitztechnik, verbunden mit erlesenem Natursinn, für die meisten Besucher eine künstlerische Überraschung. An Stimmungs- und heimatlichen Gefühlswerten wäre die volkstümliche gekleidete Bauernkrippe aus Kolbenhaus an erster Stelle zu nennen; das lange Lockenhaar der Engel und der Gottesmutter erregten neben dem „Blattstock“ tragenden Hirten und den vielen Trachtenfiguren allgemeine Bewunderung.

In der Reihe der „Kunst- und Kabinettkrippen“ befand sich auch etwas kirchliche Kunst, wie das ansprechende „Krippenaltärchen“ und ein „Altarchristkindl“ von Toni Kollreider, Anras. Seine drei „Kabinettkrippen“ und die „Christbaumengel“ übertrafen an weihnachtlicher Wärme und religiöser Innigkeit sämtliche übrigen Krippen. Friedl Fuetsch, ebenfalls mit drei sehr schönen „Kabinettkrippen“ vertreten, zielte wieder auf das Ausdrucksvolle und Erhabene ab, während Bruno Costa, Hans Unterweger und Johann Breitegger sehr sorgsam das Kleine und Niedliche bevorzugten. Am modernsten, jedoch noch im Einklang mit der herkömmlichen Krippentradition stehend, wirkte Adrian Eggers symbolische „Rundkrippe der zwei Weltmächte“: bester Expressionismus mit vereinfachter Form, aber großer, durchscheinender Anatomie liegt in dem zur Krippe ziehenden Menschenpaar und dem Handwerksmann Josef, während die zwei Könige, der eine dem Erlöser zu-, der andere ihm abgewandt, der Wiener Hanak-Schule verpflichtet sind.

Weiters war eine mechanische Krippe mit eingebauter Spieldose vorhanden, die mit den modernsten Errungenschaften der Technik die früher bei Handwerkern sehr häufige, durch Wasserkraft betriebene, bewegliche Krippe auf neue Grundlagen stellt.

Ein besonderer Reiz der Ausstellung waren auch die verschiedenen Ausformungen von Krippenmodellen in Teig, Wachs und Gips, von denen der Lienzer Weihnachts- und Dreikönigsmodell (1644) vielleicht ein Unikum für ganz Österreich bedeutet und nur von den Fastenkrippenmodellen des Ulmer Brotmuseums übertroffen wird.

Zufolge ihrer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit bildete die Ausstellung jedenfalls eine Attraktion für alle Krippen- und Kunstfreunde Osttirols und Kärntens.

Maria Hofbauer.

Konferenz für volkskundliche Kartographie

Linz, 11.—13. Dezember 1958

Seit mehr als 20 Jahren ist der Ruf nach einem europäischen Volkskundeatlas und damit auch nach einer engeren Zusammenarbeit aller Institute und Persönlichkeiten, die sich mit volkskundlicher Kartographie in Europa befassen, nicht verstummt. Schon mehrmals wurden, am erfolgversprechendsten wohl in den Aktionen, die von Frankreich und Schweden ausgingen, wichtige Ansätze für die Gründung von internationalen Kommissionen gemacht, die sowohl die Koordinierung der nationalen Atlaswerke in kartentechnischer Hinsicht wie eine gemeinsame Materialsammlung für die Anlage eines gesamteuropäischen Volkskundeatlases zur Aufgabe haben. Zu effektiven Ergebnissen ist es bisher noch nirgends gekommen. Die Gründe mögen wohl, abgesehen von den auch hier nicht zu unterschätzenden finanziellen Verhältnissen, in der gegenwärtigen politischen Lage ebenso zu suchen sein, wie in

dem ungleichen Stand der Arbeiten in den verschiedenen europäischen Ländern, der Schwierigkeit einer aussichtsreichen gleichzeitigen Materialsammlung und nicht zuletzt in der Schwerfälligkeit, die jeder Organisation anhaftet, die notwendigerweise die aktive Mitarbeit aller Staaten eines ganzen Kontinents benötigt.

Da auch die Arbeiten an den Karten zum „Österreichischen Volkskundeatlas“ immer wieder in aller Deutlichkeit erkennen lassen, wie störend und entmutigend es sich oftmals auswirkt, wenn man von einer volkskundlichen Erscheinung zwar die Verbreitung im eigenen Land mit ziemlicher Genauigkeit feststellen kann, für die Kenntnis der Fortsetzung des Verbreitungsgebietes und den Grad der Verbreitungsdichte in den Nachbarländern aber nur unzureichende Belege vorliegen, entschloß sich die „Gesellschaft“ und die „Zentralstelle für den Volkskundeatlas in Österreich“ dazu, den Versuch zu machen, die Experten für volkskundliche Kartographie in den österreichischen Nachbarstaaten zu einer Konferenz einzuladen.

Die Tagung wurde für die Zeit vom 11.—13. Dezember 1958 nach Linz einberufen und von 18 Teilnehmern aus der Deutschen Bundesrepublik, Jugoslawien, Österreich, Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn besucht. Der Vertreter Italiens sandte ein Entschuldigungs-, bzw. Begrüßungstelegramm.

Als Ziel der Tagung wurde die Gewinnung eines Einblickes in den Stand der volkskundlichen Kartographie in den Nachbarstaaten Österreichs und die Untersuchung der Möglichkeiten einer regionalen Zusammenarbeit im alpen- und donauländischen Gebiet von Mitteleuropa in Aussicht genommen. Dementsprechend war der erste Teil der Konferenz der Berichterstattung, der zweite Teil der Diskussion gewidmet. Eine kurze Einführungsrede von A. Helbok, dem Obmann der Gesellschaft für den Volkskundeatlas in Österreich, in der die Teilnehmer begrüßt und die oberösterreichischen Behörden für die Unterstützung bedankt wurden, leitete zur Wahl der Tagesvorsitzenden über, als welche für die vier Verhandlungshalbtage: A. Helbok (Götzens bei Innsbruck), M. Zender (Bonn), W. Escher (Basel) und M. Filipović (Sarajewo) nominiert wurden.

Da alle Referate im Wortlaut in dem von der Tagungsleitung vorbereiteten Berichtsheft (erhältlich in der Zentralstelle für den Volkskundeatlas in Österreich, Linz, Bahnhofstraße 16) abgedruckt werden, dürfte es genügen, den Inhalt der Referate der einzelnen Landesvertreter hier nur in ganz großen Zügen wiederzugeben. Als erster Referent besprach A. Helbok die Geschichte des Österreichischen Volkskundeatlasses, über den E. Burgstaller später einen Bericht über die wissenschaftliche Zielsetzung, die Materialsammlung und die Anlage des Kartenwerkes gab. Dem Referate A. Helboks folgte die ausführliche Darstellung der Arbeiten am Atlas der Schweizerischen Volkskunde durch W. Escher, der es, unterstützt von sorgfältig ausgewählten Lichtbildern, verstand, bei seinen Darstellungen auch aufzuzeigen, wie wertvoll ergänzende Aufnahmen der volkskundlichen Erscheinungen in den Nachbarländern wären. In einem sehr gründlichen Vortrag schilderte M. Zender die gegenwärtigen Arbeiten am Atlas der Deutschen Volkskunde in Bonn. Der Redner konnte dabei auch auf die Karten der 1. und 2. Lieferung der neuen Serie des ADV wie auf die Proben der Kommentartexte hinweisen, die er in dankenswerter Weise für die gleichzeitige Ausstellung von volkskundlichen Karten, Kartenwerken und Fragebogen zur Verfügung gestellt hatte.

Gegenüber diesen Referaten, welche die mit großem abgeschlossenem Material arbeitenden westeuropäischen Atlaswerke behandelten, zeigten die Berichte der Vertreter der östlichen Staaten ein anderes Gesicht. Hier wird bei erstaunlicher Arbeitsleistung die Materialsammlung erst aufgebaut. So berichtete J. Barabas (Budapest) über das in kollektiver Zusammenarbeit 1958 fertig gestellte vierbändige Fragebuch zum „Ungarischen Ethnographischen Atlas“, dessen Leitung in Händen von Bela G u n d a liegt. Die Materialsammlung geschieht hier nicht wie in Deutschland und Österreich mittels Fragebogen, sondern durch geschulte Ethnologen, die ein bestimmtes Netz von Belegorten bereisen und dort jeweils alle Fragen des Fragebuches abfragen. Im Hinblick auf die große Veränderung der Sachkultur, die seit einigen Jahrzehnten in raschem Fortschreiten ist und die alten kulturellen Verbreitungsgrenzen verwischt oder aufhebt, wird nicht ein gegenwärtiges Bild angestrebt, sondern die Fixierung der Zustände um 1900, die noch zahlreichen Gewährsleuten deutlich in Erinnerung sind.

J. Podolak (Bratislava) und V. Karbusický (Prag) berichteten in längeren aufschlußreichen Referaten über die Arbeiten der volkskundlichen Forschung in der ČSR, die durch ein genau umgrenztes Arbeitsprogramm bestimmt sind, in dessen Rahmen die volkskundliche Kartographie weniger stark hervortritt. Trotzdem sind auch hier zahlreiche Themen bereits kartiert.

In eindringlicher Weise behandelte B. Bratanić (Zagreb) die Geschichte und die bisherigen Ergebnisse der volkskundlichen Kartographie in Jugoslawien, wobei er auf die erstaunliche Tatsache verweisen konnte, daß in seinem Heimatlande schon im Jahre 1928 die ersten systematischen Materialsammlungen mittels Fragebogen begonnen wurden. B. Bratanić kam in seinem Referat auch auf das zweite Tagungsthema zu sprechen, indem er auf die Tätigkeit der internationalen Kommission für den europäischen Volkskundeatlas im Rahmen der CIAP nachdrücklich hinwies. Auch seine Ausführungen wurden von Illustrationen unterstützt, von denen besonders die Wiedergabe der Fragebogen interessierte, die von Bauern und von Lehrern ausgefüllt wurden, wobei die besseren Berichte eindeutig aus der Feder der Bauern stammten.

Nach einem Rundgang durch die Stadt Linz, die zur Einführung in seinen Vortrag diente, referierte H. Com m e n d a, dessen eben erschienenen Buch „Volkskunde der Stadt Linz“, Band 1, als eine Spende des Magistrates der Stadt Linz jedem Teilnehmer überreicht werden konnte, über die Probleme der Großstadtvolkskunde und führte an Hand von Beispielen aus Linz auch die Möglichkeit der Kartographie einschlägiger Themen vor.

Mit einem Lichtbildervortrag von R. Wolfram über seine Aufnahmen im inneralpinen Gebiet (Salzburg, Südtirol, Schweiz), aus dem sich ebenfalls die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der volkskundlichen Institute im alpenländischen Raum ergab, schloß die Reihe der Vorträge.

Die unter dem Vorsitz von W. Escher geführte Diskussion wurde von E. Burgstaller mit der Feststellung eröffnet, daß die Referate nicht nur ein ausgezeichnetes Bild von der Vielfältigkeit und dem Umfang der Arbeiten in den verschiedenen Ländern boten (ein ähnliches Bild wäre wohl auch von Italien zu erwarten), sondern daß auch in den meisten Ausführungen wie in persönlichen Gesprächen häufig der Wunsch nach einer gut geplanten Zusammenarbeit geäußert wurde.

Eine derartige regionale Zusammenarbeit bestünde bekanntlich bereits in Skandinavien, wo sie zu außerordentlich guten Ergebnissen geführt habe, bahne sich in der Kontaktnahme zwischen den deutschen und holländisch-vländischen Forschern an und sei nun auch für den alpen- und donauländischen Raum in Mitteleuropa in Erwägung zu ziehen. Nach nachdrücklicher Unterstützung dieses Gedankens durch W. Escher schlug M. Zender vor, keine eigene, vereinsmäßig eingetragene Organisation zu gründen, sondern ein kleines Komitee zu wählen, das dafür sorgt, daß der Kontakt der hier vertretenen Atlaswerke erhalten bleibe und alle beteiligten Institute einige von den Mitarbeitern ausgewählte Fragen zur Materialsammlung übernehmen, die Ergebnisse kartieren und diese so rasch wie möglich zu Vergleichszwecken im Rahmen ihrer eigenen Veröffentlichungen publizieren. Dadurch könne die Tätigkeit dieses Komitees auch in keiner Weise als eine Konkurrenz zu den bereits bestehenden internationalen Kommissionen für einen europäischen Volkskundeatlas aufgefaßt werden, sie leiste vielmehr eine wichtige Vorarbeit für die Aufgabe dieser Organisationen.

Diesem Vorschlag wurde zugestimmt und hierauf folgende Resolution verfaßt:

„Die in Linz zu einer internationalen Konferenz für volkskundliche Kartographie über Einladung der Gesellschaft für den Volkskundeatlas in Österreich versammelten Vertreter der volkskundlichen Atlaswerke der Länder: Deutsche Bundesrepublik, Jugoslawien, Österreich, Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn sind zu dem Einvernehmen gelangt,

1. eine Koordination ihrer nationalen Atlaswerke nach Möglichkeit in die Wege zu leiten.
2. Sie sind bestrebt, jeder in seinem Wirkungskreis, die europäische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der volkskundlichen Kartographie zu fördern.
3. Die Herren Univ.-Prof. Dr. Branimir Bratanić und Oberrat Prof. Dr. habil. Ernst Burgstaller werden gebeten, mit den bereits bestehenden nationalen und internationalen Organisationen für volkskundliche Kartographie in dieser Angelegenheit Fühlung aufzunehmen und über die Ergebnisse bei der nächsten Zusammenkunft der beteiligten Länder zu berichten.“

B. Bratanić und E. Burgstaller werden weiters beauftragt, zunächst 3 Fragen auszuarbeiten, die in nächster Zeit allen Tagungsteilnehmern zur Diskussion zugehen sollen.

An die Besprechungen schloß sich außer der Stadtführung noch der Besuch der Ausstellung „Schifffahrt und Flößerei im Raum der oberen Donau“ im Landesmuseum in Linz, wo die Teilnehmer in Vertretung des verreisten Direktors von Oberrat Kustos Dr. F. Lipp begrüßt wurden. Die Führungen übernahmen Hofrat Dr. E. Neweklowsky (Schiffahrtsausstellung) und Kustos Dr. B. Ulm (Gotische Sammlung).

Im Zusammenhang mit dem Andruck der ersten Kartenserie zum Österreichischen Volkskundeatlas („Erzeugungsstätten und Vertrieb von Hinterglasbildern“ von F. Knaipp) fand als Abschluß der Tagung eine Exkursion in das Heimathaus in Freistadt statt, wo die Teilnehmer von Vizebürgermeister Unterbauer und Kustos F. Dichtl begrüßt wurden. Zur Einführung in die ungemein reiche Sammlung von Hinterglasbildern im Heimathaus Freistadt hielt F. Knaipp einen sowohl sprachlich wie inhaltlich vollendeten Vortrag über die sozialen Gründe, die verschiedentlich zur Erzeugung der Hinterglasbilder geführt haben

und erläuterte dabei seine mit größtem Interesse aufgenommene Kartenserie. Anschließend führte Kustos F. Dichtl durch die vortrefflich aufgebauten Sammlungen in den übrigen Räumen des Heimathauses.

Mit dem herzlichen Dank an alle, die sich um die Tagung bemüht hatten, schloß M. Zender die sehr anregend verlaufene Konferenz.

Ernst Burgstaller

Wechsel in der Leitung des Tiroler Volkskunstmuseums

Mit 31. Dezember 1958 trat der langjährige Leiter des Tiroler Volkskunstmuseums, Hofrat Dir. Dr. Josef Ringler, wegen Erreichung der Altersgrenze in den dauernden Ruhestand. Zu seinem Nachfolger wurde von der Tiroler Landesregierung Landesregierungs-Oberkommissär Dr. Franz Colleselli berufen. Dr. Colleselli war seit 1952 dem Volkskunstmuseum zur Dienstleistung zugewiesen.

Arthur Haberlandt 70 Jahre

Der tit. ao. Prof. Dr. Arthur Haberlandt wurde am 9. März 1959 70 Jahre alt. Nach einer vielseitigen Ausbildung vor allem ethnographisch-prähistorischer Richtung folgte er den Vorarbeiten seines Vaters Michael, des Hauptgründers der Institutionen der Volkskunde in Wien. 1914 habilitierte er sich, nach dem Weltkrieg wurde er 1918 als Beamter am Museum für Volkskunde in den Staatsdienst übernommen. Von 1924 bis 1945 leitete er dieses Museum als Direktor. 1924 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors, 1939 wurde er zum außerordentlichen Professor ad personam ernannt. Er arbeitete sich besonders in das von Michael Haberlandt inaugurierte Gebiet der „vergleichenden Volkskunde“ ein, das er vor allem durch seine während des ersten Weltkrieges geleiteten Aufnahmearbeiten auf dem Balkan sehr erweitern konnte. Seine „kulturwissenschaftlichen Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Serbien und Albanien“ (1917) sind bahnbrechend geworden. Der Bildband „Volkskunst der Balkanländer“ (1919) hat dieses Gebiet erstmalig erschlossen. Seine vielfältigen Vorarbeiten konnte er in dem Buschan-Band „Die volkstümliche Kultur Europas“ (1926) verwerten, dem letzten Versuch einer ethnographischen Bewältigung der europäischen Volkskultur. Während seine Buschan-Beiträge über Afrika und Indien (1922, 1923) noch der Völkerkunde verhaftet blieben, brachten ihn österreichische Arbeiten der engeren Volkskunde näher, so besonders der Kunsttopographie-Band „Volkskunde des Burgenlandes“ (1935). Aus der Vorlesungsarbeit erwuchs ihm der schmale Band „Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung im Rahmen der Geisteswissenschaften“ (1936), dem 1953 die kleine Enzyklopädie „Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs“ folgte, die über Haberlandts zahlreiche Spezialgebiete Aufschluß gibt. Der international sehr bekannte Forscher, der Mitbegründer der CIAP (Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires) und Mitglied der Kgl. Gustav-Adolfs-Akademie für Volksforschung in Uppsala ist, hat neben Museumsdirektion und Vorlesungsbetrieb sehr viel veröffentlicht. Nicht zuletzt hat er jahrzehntelang das volkskundliche Publikationswesen von der von ihm mitgeleiteten „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ aus beobachtet, was sich in sehr vielen Buchbesprechungen ausgedrückt hat. Die selbständige Leitung der Zeitschrift oblag ihm von 1938 bis 1944. Das Österreichische Museum für Volkskunde hat angesichts seines weitgespannten Veröffentlichungswesens eine eigene

Bibliographie seiner Arbeiten unternommen. Eine Würdigung seiner methodischen Hauptleistung „Lebenskreise als Forschungsziele der Volkskunde“ ist im Notring-Almanach 1955 erschienen. Schdt.

Ehrung Anton Dörrers

Die Bayerische Landesstelle für Volkskunde wählte nach dem Tode von em. o. Prof. Dr. Viktor Geramb einstimmig tit. ao. Prof. Dr. Anton Dörrer in Anerkennung seiner 50jährigen Tätigkeit für die Volkskunde und das Volksleben in Tirol zum Ehrenmitglied.

Titelverleihung

Der Herr Bundespräsident hat mit Entschließung vom 12. November 1958 dem Leiter des Volkskundemuseums in Graz (Joanneum) Kustos I. Klasse Dr. Viktor Theiss den Berufstitel Hofrat verliehen. (Wiener Zeitung vom 24. Jänner 1959, Nr. 19, S. 1)

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Die im Jahre 1946 an tit. ao. Prof. Dr. Leopold Schmidt erteilte Lehrbefugnis für das Fach „Volkskunde“ wurde auf „Volkskunde einschließlich der einschlägigen Museumskunde“ erweitert.

Förderungspreis der Stadt Klagenfurt

Der Förderungspreis der Stadt Klagenfurt für Geisteswissenschaften 1957 wurde kürzlich Prof. Dr. Oskar Moser ausgehändigt. Er verfaßte eine volkskundliche Arbeit „Die Sagen und Schwänke der Apollonia Kräuter“, die noch nicht veröffentlicht ist.

Anton Pfalz †

Dienstag, 11. November 1958, ist Univ.-Prof. i. R. Dr. Anton Pfalz, korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, im 73. Lebensjahr gestorben. Pfalz war vor allem Vertreter der germanistischen Mundartforschung, als solcher lange Zeit hindurch Leiter der Wiener Kanzlei des Bayerisch-Österreichischen Wörterbuches. Mehrere Jahre hindurch hatte er an der Wiener Universität einen Lehrauftrag für deutsche Volkskunde inne. Seine wichtigsten Veröffentlichungen liegen auf dem Gebiet der Dialektgeographie, für die er auch seit 1929 die Reihe „Arbeiten zur Bayerisch-Österreichischen Dialektgeographie“ herausgab. Im Rahmen des großen Editionsunternehmens „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen“ leitete Pfalz die Serie „Realistik des Spätmittelalters“, die besonders durch die Veröffentlichung des „Ring“ von Wittenwiler durch Edmund Wießner volkskundlich belangreich wurde. Leopold Schmidt

Slowakische Ethnographische Gesellschaft

Der Vorsitzende der Slowakischen Ethnographischen Gesellschaft, Dr. Michael Markuš in Kaschau (Košice) ersucht uns um die Aufnahme folgender Mitteilung:

Nach mehrmonatlicher Vorbereitungsarbeit in Prag und Bratislava wurde vor kurzem die Tschechoslowakische ethnographische Gesellschaft (Spoločnosť československých národopiscu) neu gegründet. Dieses neue Organ der tschechoslowakischen Ethnographen entfaltet seine Tätigkeit eigentlich im Rahmen der

tschechoslowakischen Wissenschaftlichen Akademie (Československá akademie vied). Sein Arbeitsprogramm wird mit Begutachtung der Akademie zusammengestellt — von hier aus wird auch der größte Teil seiner finanziellen Auslagen bestritten.

Mitglieder der Gesellschaft können nur fachgebildete Ethnographen sein, oder aber solche Ethnographen, die durch ihre bisherige Tätigkeit ihre Tüchtigkeit im Fach erwiesen haben. Die Gesellschaft hat auch eine slowakische Gliederung und die hiesigen Ethnographen registriert die „Slowakische ethnographische Gesellschaft“ in die Reihen ihrer Glieder. In slowakischer Relation genießt die Slowakische ethnographische Gesellschaft vollkommene Selbständigkeit, hat eigenen Vorstand und Ausschuß — im Ganzen aber ist sie fest an die neugegründete Tschechoslowakische ethnographische Gesellschaft angegliedert.

Das wichtigste Arbeitsprogramm der Gesellschaft ist die Zusammenfassung der tschechoslowakischen wissenschaftlichen ethnographischen Forschung. Ferner Bekanntmachen in weiten Kreisen mit den Ergebnissen der ethnographischen Wissenschaft, Sicherung der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis, — das Zusammenstimmen der im ganzen Lande laufenden ethnographischen Arbeit mit einem gemeinsamen Plan. Im Interesse dieses Zieles werden ethnographische Arbeitsbesprechungen und Konferenzen einberufen, um die Sammelarbeit richtig zu lenken, werden Publikationen veröffentlicht, Studienreisen organisiert und auch für deren Finanzierung Sorge getragen usw. — Die laut Statuten einberufene gründende Generalversammlung ernannte zum Vorsitzenden der Gesellschaft Dr. Karl Chotek, den gewesenen Vertreter des ethnographischen Lehrstuhles der Prager Universität. Vorsitzender der Slowakischen ethnographischen Gesellschaft wurde Dr. Michael Markuš (aus Košice), Forscher der Slowakischen Akademie der Wissenschaften.

Von der Gründung beider Gesellschaften erwarten wir die Erstarbung der ethnographischen Arbeit in der ČSR. Diese neu zustandekommenen Organe sollen nicht nur die Arbeit der schon bisher gewesenen Tschechoslowakischen ethnographischen Gesellschaft übernehmen, sondern mit Aufnahme neuerer Aufgaben noch bedeutend erweitern.

M. M.

Giuseppe Pitré-Preis 1958

Prof. Dr. Niko Kuret, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Volkskundeinstitut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften in Laibach (Institut za narodopisje pri Slovenski Akademiji v Ljubljani) wurde für seine Studie „Aus der Maskenwelt der Slowenen“ mit dem Zweiten Preis (= Preis für Sonderstudien in Sammelwerken usw.) des „Premio Internazionale folkloristico Giuseppe Pitré“ zu Palermo 1958 ausgezeichnet. Die genannte Studie war 1955 in den „Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien“, Band 1, „Masken in Mitteleuropa“. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung. Herausgegeben von Leopold Schmidt, S. 201—224, dazu Abbildungen 32—51 auf Tafeln XVII bis XXVI, erschienen.

Leopold Kretzenbacher.

Genauere Mitteilungen über diesen heuer erstmalig verteilten Preis, der mit insgesamt einer Million Lire dotiert ist, und an eine ganze Reihe von Fachleuten vergeben wurde, finden sich in der Rivista di Etnografia, Bd. XI—XII, Neapel 1957—58, S. 280 f. Schdt.

Literatur der Volkskunde

Arnold van Gennep- Manuel de folklore français contemporain. Band I, Teil 7: Cycle des douze jours. (Tournées et chansons de quête. — Personnifications. — Feux, bâchers et bandons mobiles. — La bûche et le tison de Noël.) Paris, Editions A. et J. Picard, 1958. XI S. + S. 2855—3166, 20 Karten.

Mit dem „Manuel de folklore français contemporain“ schuf Arnold van Gennep jenes Grundlagen- und Schulwerk, auf welches die gegenwärtige französische Volkskunde, die noch immer der Möglichkeit der akademischen Lehre und damit der regelmäßigen Weitergabe der wissenschaftlichen Erkenntnisse enträt, sich wesentlich stützen muß. In der Würdigung der Persönlichkeit und des Schaffens des Maître, der länger als ein halbes Jahrhundert die Volkskundeforschung seines Landes verkörperte und diese in ihren Methoden bestimmte, anlässlich seines achtzigsten Geburtstages im Jahre 1953 wiesen französische Fachkollegen, besonders aber ein deutscher Autor ¹⁾ auf die Bedeutung dieses monumentalen Werkes van Genneps hin und machten sich zum Echo des Wunsches, daß der Hochbetagte noch Zeit und Kraft finde, seinen Plan einer Darstellung der gesamten französischen Volkskultur zu verwirklichen. Indes, bis zum Jahr 1957, da ihn am 7. Mai der Tod erreichte, waren acht Teilbände erschienen, die, abgesehen von den methodischen Erörterungen und der systematischen Bibliographie, das Brauchtum im Lebensbereich und im Jahreszyklus von Fastnacht bis zu den Herbstterminen umfaßte ²⁾. Noch wenige Tage vor seinem Tod konnte der Autor die Korrekturen zum vorletzten Band des Jahresbrauchtums lesen, welcher nunmehr posthum durch die Sorge Roger Lecottés und Georges Henri Rivières erschien.

Durch diesen 9. Einzelband des Gesamtwerkes wird die Betrachtung der brauchmäßigen Überlieferungen der Weihnachtszeit, der Zwölfnächte, eingeleitet. In sechs Kapiteln: 1. Vorbemerkungen, 2. Vorweihnachtszeit, 3. Heischeumzüge und -lieder, 4. Glaubens- und Brauch-

¹⁾ G. H. Rivière, *Jubilé d'Arnold van Gennep*. (Arts et Traditions populaires, 1953, Nr. 4, S. 289.) Besonders aber die eingehende Studie von: Lutz Röhrich, *Arnold van Gennep — 80 Jahre*. (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, I. Band, 1955, S. 253—258.)

²⁾ Band I, Teil 1: *Introduction générale. Du berceau à la tombe* (première partie). Paris, 1943. — Teil 2: *Du berceau à la tombe* (fin). *cérémonies périodiques, cycliques et saisonnières*: 2. *Cycle de mai*. La Paris, 1946. — Teil 3: *Les cérémonies périodiques, cycliques et saisonnières*: 1. *Carnaval — Carême — Pâques*. Paris, 1947. — Teil 4: *Les Saint-Jean*. Paris, 1949. — Teil 5: *Les cérémonies périodiques, cycliques et saisonnières*: 3. *Les cérémonies agricoles et pastorales d'été*. Paris, 1951. — Teil 6: *Les cérémonies périodiques, cycliques et saisonnières*: 4. *Les cérémonies agricoles et pastorales d'automne*.

gestalten des Weihnachtszyklus, 5. Weihnachtsfeuer und Fackeln, 6. Weihnachtsklotz und -span — werden Einzelzüge aus dem Brauchkomplex herausgelöst und in geographischer Anordnung, Provinz für Provinz, zusammengestellt. Weitere Abschnitte waren in diesem Zusammenhang vorgesehen: 7. Festmähler und -speisen, Weihnachtsbaum, 8. Weihnachtslieder, Weihnachtsvigilien, 9. in der Kirche, Darbringung von Singvögeln, 10. Wunderbares in der Weihnachtsnacht, 11. die Zeit vom 25. bis 31. Dezember, 12. Silvester und Neujahrstag, 13. Dreikönig, 14. Magische Handlungen, Erzählungen, 15. Gemeinschaftsbräuche, 16. Schlußbetrachtung. Die beiden Herausgeber der vorliegenden Bandes können mitteilen, daß das Material zu diesen Teilthemen in verstreuten Notizen im Archiv van Genneps vorhanden war und mit diesem in die Obhut des Musée national des Arts et Traditions populaires, Paris, gelangt ist. Sie behalten sich vor, zu gegebenem Anlaß diese Hinterlassenschaft zu ordnen, zu ergänzen und mit Erläuterungen zu versehen mit dem Ziel, in einem letzten Teilband wenigstens die Darstellung des jahreszeitlichen Brauchtums noch abzuschließen. Darüber hinaus jedoch sei an eine Fortsetzung des mehrteiligen I. Bandes, in welchem weiterhin die kalendarrisch fixierten Bräuche hätten beschrieben werden sollen, wie auch des Gesamtwerkes, für dessen uersprüngliche Anlage die Bibliographie des III. und IV. Bandes den Entwurf bietet, von nun an nicht mehr zu denken. Es hätte dazu der starken Persönlichkeit und der überlegenen Sicht van Genneps bedurft; schon schrieben es die Herausgeber.

In der Tat, man wird sich dieser Einsicht nicht verschließen können, wenn man den vorliegenden Band überschaut und da liest, was etwa zu dem mehr als 100 Seiten umfassenden Kapitel über Heischebräuche aus dem französischen Nationalgebiet, das unter der breiten Decke einer vom Zentrum Paris bestimmten Zivilisation noch starke sprachliche und volkskulturelle Differenzierungen aufweist, zusammengetragen wurde. Eingehende Kenntnis aller regionalen Literatur, ein reiches Eigenwissen, das sich van Gennep durch umfangreiche Direktbefragungen in den französischen Landschaften Savoyens, des Dauphiné und der Isère, Burgunds, Flanderns, der Auvergne und der französischen Hochalpen erarbeiten konnte — auf dieser Dokumentation bauten vorerst die volkskundlichen Monographien auf, die van Gennep diesen Landschaften in früheren Jahren schon widmete —, Fragebogenerhebungen und schließlich noch unveröffentlichte Beiträge und Mitteilungen ständiger Mitarbeiter in den Provinzen vermochten allein jene Vielfalt an Brauchzeugnissen zu liefern, die der Autor in straffer Deskription und strenger Analyse darbietet. Das Augenmerk ist darauf gerichtet, die noch greifbaren Überlieferungen so vollständig wie nur eben möglich zu erfassen, andererseits aber auch den Einzelbelegen mit äußerster Quellenkritik zu begegnen. Es geht dem Autor darum, in Eile eine volkskundliche Ernte einzubringen, zu deren Bewältigung man in Frankreich bislang kaum die notwendigen Kräfte heranzubilden und gar einzusetzen imstande war, und welche heute durch die rasch voranschreitende Rationalisierung aller Lebensbereiche besonders bedroht erscheint. Demgegenüber mußte durch eine schroffe kritische Haltung dem allzu oft dilettierenden Schreiben und literarisierenden Darstellen mancher regionaler Autoren entgegengetreten und ein Vorbild sachlicher Arbeitsweise gewährt werden.

Die landschaftlich aufgegliederte, topographische Darbietung der Einzeltatsachen aus dem Brauchkomplex der Zwölfnächte beschließt van

Gennep jeweils durch eine Zusammenfassung, die etwa folgenden Gesichtspunkten gehorcht: Hervorheben der Erscheinungstypen, deren räumliche Ausbreitung und historische Festlegung, soweit es möglich ist; stellenweise erfolgt ein vergleichender Ausgriff über die Nationalgrenzen, in diesem Fall bieten die Atlaswerke der deutschen und Schweizer Volkskunde dem Autor eine rasche Übersicht. An letzter Stelle werden schließlich die Thesen geprüft, die zur Deutung der einzelnen Erscheinungen bisher in das wissenschaftliche Gespräch eingeführt wurden; durch kurze Kritik wird diesen vielfach der Boden entzogen, ohne daß van Gennep in seiner vielerorts rationalistischen Einstellung aufbauende Gedanken bieten könnte.

Zu Abschnitt 4, Auftreten von Brauchgestalten innerhalb des Winterzyklus: Allgemein ist zunächst festzustellen, daß die Brauchgestalten des Wintertermins in Frankreich nicht jene vielfältige Ausprägung aufweisen wie in Deutschland und den benachbarten Alpenländern, oder auch in England und Skandinavien. Weiterhin ist ihre Verbreitung in Frankreich kennzeichnend, sie bleiben auf einen schmalen Saum beschränkt, der Lothringen, das Elsaß und die Freigrafschaft umfaßt, im wesentlichen also der Grenze zum deutschen Sprachraum folgt. Keine Überlieferungen dieser Art in ganz Südfrankreich! Van Gennep denkt in diesem Zusammenhang zunächst an einen germanischen Ursprung, benutzt aber das Argument neuerer deutscher Volkskundler, die für derartige Glaubens- und Braucherscheinungen Frankreich oder im weiteren Sinn die Romania als Ausgangsgebiet setzen, um auf den durch den Limes begrenzten rhein- und donaeuropäischen Raum zu verweisen, der in über 500 Jahre währender gemeinsamer Geschichte eine starke Romanisierung erfahren hat. Diese Geschichtsgegebenheit verdiente nachhaltige Aufmerksamkeit der volkskundlichen Forschung, postuliert van Gennep nicht nur an dieser Stelle.

Welches sind die Brauchgestalten dieser Jahreszeit, welche sich durch die ihnen anhaftenden christlichen Züge und in ihrer Eigenschaft als Gabenspende von den Personifikationen anderer Jahreszeiten (Fastnacht und Maimonat) unterscheiden? Noch im Vorwinter: im atlantischen Küstengebiet von Dünkirchen reitet Sankt Martin als mythischer Gabenbringer auf einem Esel einher. Dieser Beleg muß wohl der westlichste Zeuge jener Verbreitungszone sein, die über Belgien, die Niederlande und am Niederrhein herauf bis in die Gegend von Köln und Trier reicht. — Die Einkehr des hl. Nikolaus und seiner verschiedenen Begleiter ist im Nordosten Frankreichs brauchtümlich. Picardie und Champagne haben noch als negative Gebiete zu gelten, selbst Lothringen, das gemeinhin als eine einheitliche Kernlandschaft des Nikolauskultes (um die mittelalterliche Wallfahrt von Saint-Nicolas-du-Port bei Nancy) und des vorweihnachtlichen Einkehrbrauches angesehen wird, bietet bei kritischer Schau einmehrschichtiges Bild. Die Materialien dazu müßten jedoch neuerdings departementsweise erhoben werden. Tragesel und der „Père Fouettard“ erscheinen gebietsweise als die Begleiter des Heiligen. Der „Père Fouettard“ dürfte jedoch nicht ausgesprochen volkstümlichen Ursprungs sein, sondern aus der Schulübung der Jesuitenpatres oder anderer christlicher Schulbrüder des 18. Jahrhunderts hervorgegangen sein. Stärkere Verschiedenheiten dieser Erscheinungsgruppe weist die elsässische Landschaft auf, wo besonders im Zeitalter der protestantischen Reformation Verschiebungen erfolgten, die heute an einzelnen Beispielen recht gut erhellt werden können. Im Unterelsaß, das dem Protestantismus sich stark öffnete, erscheint

St. Nikolaus durch die weibliche Gestalt des „Christkindels“ in der kennzeichnenden Weißverkleidung abgelöst. Anders im Oberelsaß, das durch die gegenreformatorischen Bestrebungen der Habsburger dem Katholizismus erhalten blieb, wo „Santiklôis“ in wechselnder Begleitung des „Esels“, „Pickeresels“ oder „Hanstrapp“ u. a. auftritt. Vordringender Katholizismus, die französische Schule, städtische Presse vermögen das Bild, dessen beharrliche Züge noch keineswegs ganz erschlossen sind, neuerdings zu verändern. Wiederum im französischen Sprachgebiet ist die brauchmäßige Erscheinung für das Territorium von Belfort und für die Franche-Comté im Doubsstal ausgewiesen. Dieser schmalen Randzone im Nordosten Frankreichs steht nun ein weites negatives Gebiet gegenüber, welches von der südlichen Picardie, der Normandie und der Champagne angefangen alle westlichen und südlichen Provinzen Frankreichs, wie auch dessen Alpenanteil umfaßt. Diese Tatsache veranlaßt van Gennep, die Erkenntnis Karl Meisens, daß dieser Volksbrauch von Nordfrankreich her seine Ausbreitung erfahren habe, in Frage zu stellen. — Gewöhnlich wird die verhältnismäßig junge Gestalt des „Père Noël“ auf Grund seiner morphologischen und funktionellen Ähnlichkeit unmittelbar aus der älteren Nikolausgestalt abgeleitet. Van Gennep hingegen vermag, soweit es Frankreich betrifft, in der wohl abgerundetsten Studie des vorliegenden Bandes aufzuzeigen, daß der Anstoß zu der rezenten brauchmäßigen Erscheinung von den USA her erfolgte, die ihrerseits die Überlieferung des „Father Christmas“ als leicht abgewandelte Entsprechung des „Weihnachtsmannes“ von den Deutschen, die durch ihre massive Einwanderung und Tüchtigkeit alsbald eine vorherrschende Stellung im amerikanischen Volksleben einnahmen, übernommen haben sollen. — Neben weitere männliche Gestalten („Père Challande“ etwa, dessen Verbreitung sich auf ein kleines, selbständiges Gebiet in Hochsavoyen und im Schweizer Kanton Bern beschränkt; oder „Père Janvier“ in Mittelfrankreich; u. a. vereinzelt Sondergestalten) treten als weibliche Darstellungen besonders das „Christkindel“ und „Tante Arie oder Tantairie“. Hinsichtlich des „Enfant-Jésus“ wird eine strengere Unterscheidung notwendig sein, als diese bei van Gennep geschehen ist. Im Gegensatz zu der reinen Glaubensgestalt, die in vielen Provinzen Frankreichs nach Meinung der Kinder zu Weihnachten Geschenke in die Holzschuhe oder in den hohlen Weihnachtsklotz einlegt, aber immer unsichtbar bleibt (Auvergne, Champagne, Franche-Comté, Gascogne, Hainaut, Ile-de-France, Languedoc, Lyonnais, Orléanais, Picardie, Roussillon), findet allein im Elsaß und im anschließenden deutschsprachigen Lothringen das „Christkindel“ eine eigentliche spielmäßige Ausgestaltung. Es übernehmen Mädchen die Darstellung, nicht jedoch Kinder im Schulalter, sondern, wie es die älteren Bezeugungen und gegenwärtige Erhebungen ergeben, Mädchen in der Reife. Dieses nur, um die Meinung van Genneps zu entkräften, daß nämlich die Darstellung der „Christkindel“-Rolle in der Vorpupertät erfolgen müsse, da sonst die Reinheit, wie sie die volksmäßige Auffassung von dieser Rolle fordere, nicht gewährleistet sei. Der räumliche Zusammenhang dieser Erscheinung hingegen mit der anschließenden östlichen Verbreitung ist evident; ebenso als gesichertes Ergebnis hat weiterhin die Erkenntnis zu gelten, daß die Gestalt des „Christkindels“ durch Bestrebungen der protestantischen Reform an die Stelle des älteren, „papistischen“ Gabenbringers Nikolaus getreten ist. Die Frage, inwiefern bei dieser Umgestaltung ältere weibliche Glaubens- und Brauchgestalten hineinwirkten, bleibt bei van Gennep un-

berührt. Aber gerade das historische Material zu diesem Fragenkreis aus dem Elsaß könnte in dieser Hinsicht wichtige Anhaltspunkte geben. — Ein ähnliches Problem liegt für die Brauchgestalt der „Tante Arie“ vor, deren Name trotz intensiver Bemühung seitens der Sprachforschung weiterhin als ungeklärt gelten muß; in morphologischer und funktioneller Hinsicht ist sie den Berchtengestalten zuzuordnen; ihre Verbreitung beschränkt sich auf die Departements Haute-Saône, Doubs, Jura und hat ihre Fortsetzung in die Schweiz hinein.

Das Handbuch von Genneps ist als minutiöse Materialsammlung und durch seine kritischen Zusammenfassungen und Interpretationen von einer solchen Autorität, daß hinfort jegliche brauchkundliche Forschung über Frankreich auf dieses zurückgreifen muß. Das gilt nicht nur für die intensiven Untersuchungen einzelner französischer Landschaften, sondern ebenso für umfassendere vergleichende Arbeiten, bei denen man sich auf zuverlässige und übersichtliche Auskünfte stützen will. In solcher Erkenntnis wird es die internationale Wissenschaft bedauern, daß das monumentale Unternehmen des verstorbenen Meisters Arnold van Gennep Fragment bleiben wird. Wir sind mit den beiden Herausgebern Georges Henri Rivière und Roger Lecotté eines Sinnes, wenn sie zum Abschluß ihres Geleitwortes schreiben: „*Donec, il faudra bien s'y résigner, le monument restera inachevé: telle cette cathédrale de Beauvais dont le choeur et le transept immenses, avec leur coupure tragique, feront toujours songer à la nef manquante . . .*“.

Klaus Beittl

Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde. Herausgegeben von Alemannischen Institut unter Leitung von Friedrich Metz. 2 Bände. 756 Seiten, 276 Abb. Freiburg im Breisgau 1959. Verlag Rombach. DM 48,—.

1790 ist die letzte „Geschichte der k. k. Vorderösterreichischen Staaten“ von P. Franz Kreutter erschienen. Dann kamen Revolution, Napoleonische Kriege, Ende des alten Reiches und schließlich jener Friedensschluß, der Österreich seine seit den frühen Habsburgern eigenen „Vorlande“ nahm. Von Österreich aus ist die Erforschung der Vorlande immer wieder betrieben worden, insbesondere von den Innsbrucker Historikern. Die „Geschichtliche Beschreibung der Ober- und Vorderösterreichischen Lande“ von Otto Stolz, 1943, ist das letzte große Zeugnis dafür. Nunmehr, nach den vielen Wandlungen gerade in Südwestdeutschland, hat man auch dort endlich einmal sich besonnen, ein zusammenfassendes Werk über diese Landschaften unter dem richtigen Titel herauszubringen. Die historischen Kapitel stammen übrigens wiederum zum größten Teil von Innsbrucker Historikern: Franz Huter schreibt über „Vorderösterreich und Österreich. Von ihren mittelalterlichen Beziehungen“, Hans Kramer über „Die Beziehungen zwischen Vorderösterreich und Österreich in der Neuzeit“, und Otto Stolz über „Das Verhältnis der vorderösterreichischen Lande zu den landesfürstlichen Regierungen in Innsbruck und Wien“. Und der Militärhistoriker Oskar Regele hat als der dazu Berufene sich „Zur Militärgeschichte Vorderösterreichs“ geäußert. Der erste Band enthält außer der Einführung von Metz und den genannten Abhandlungen noch Beiträge von Hans Feine (Entstehung und Schicksal der vorderösterreichischen Lande), Rudolf Metz (Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden), Werner Noack (Südwestdeutsche Kunst im Zeichen der vorderösterreichischen Herrschaft), Wolfgang Müller (Die kirchlichen Verhält-

nisse) und Friedrich Schaub (Die vorderösterreichische Universität Freiburg). Davon ist der Bergbau-Beitrag für uns außerordentlich wichtig, nicht zuletzt wegen der deutschen Bergwerkssiedlungen in den Vogesen. Als Ergänzung dazu dienen die Aufsätze von Hektor Ammann und Rudolf Metz über „Die Bergstadt Prinzbach im Schwarzwald“ (Alemannisches Jahrbuch 1956, S. 283 ff.) und von Franz Schmider „Ein Bergwerksverzeichnis der ehemaligen Fürstlich-Fürstenbergischen Herrschaft im Kinzigtal“ (ebendort, S. 314 ff.). Da wird vielleicht eine künftige Bergmannsvolkskunde dieses Gebietes anschließen können, — man bedenke unsererseits immerhin, daß dieser ganze vorderösterreichische Bergbau von Schwaz aus geleitet wurde.

Der umfangreichere 2. Band bringt Einzeldarstellungen über den Breisgau, über Freiburg, die vier Waldstädte, die Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg (von Anton Senti, dem Leiter des Heimatmuseums Rheinfelden: ich erinnere mich mit Vergnügen, von ihm mit Freund Wildhaber zusammen durch diese Schatzkammer altvorderösterreichischer Kultur geführt worden zu sein), über die Grafschaft Hauenstein, über Villingen, Bräunlingen und die Herrschaft Triberg, über die Landvogtei Ortenau (wozu wir besonders anmerken möchten, daß diese wie viele andere Einzellandschaften dieses vielgestaltigen Landes eine eigene stattliche Zeitschrift besitzt: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden), über die habsburgischen Güter im Elsaß, über die Reichsgrafschaft Falkenstein, über die Grafschaft Hohenberg, dann über die österreichischen Grafschaften Sigmaringen und Veringen, über die Landgrafschaft Nellenburg, über Konstanz als österreichische Stadt (von dem Bodensee-historiker Otto Feger), über die Grafschaft Tettngau, dann über Vorarlberg und seine territoriale Entwicklung (von Ludwig Welti in Bregenz) sowie über Vorarlberg und Vorderösterreich (von Meinrad Tiefenthaler ebendort), dann über die Landvogtei Schwaben, über die österreichischen Donaustädte (gemeint sind die vorderösterreichischen), und im einzelnen über die Stadt Riedlingen, über Ehingen an der Donau als vorderösterreichische Stadt, ferner über Entstehung und Entwicklung der Markgrafschaft Burgau sowie schließlich über die Stadt Günzburg. Es handelt sich durchwegs um gute Darstellungen, erläutert durch kleine Kärtchen und belebt durch zahlreiche Abbildungen.

Wenn man den Rundgang beendet hat, zögert man, die Bände zuzuschlagen. Man meint, ein Kapitel, oder eine Kapitelfolge übersehen zu haben: Wo steht nun die „Volkskunde von Vorderösterreich“? Ist innerhalb einer Landeskunde, die sich durch Metz auf Riehl beruft, kein Platz für unsere Disziplin? Landesbeschreibung und politische, eventuell noch wirtschaftliche Geschichte machen doch keineswegs eine moderne Landeskunde aus? Schon allein die Tatsache, daß alle wichtigeren Maskenorte des Gebietes (Villingen, Rottweil usw.) auf altvorderösterreichischem Boden liegen, hätte doch zu denken geben sollen. Ein Vergleich der politischen Karte mit der Masken- und Volksschauspielkarte zeigt die Zusammenhänge schlagartig. Aber von all dem ist nirgends die Rede. Bei Riedlingen keine „Gole“-Figuren? Sind nicht auch sie vielleicht doch in altösterreichischen Zusammenhängen zu verstehen?

Wir möchten also an Herausgeber und Verlag die dringende Bitte richten, dieses sehr schöne, auch für uns wirklich wertvolle Werk durch einen dritten Band ergänzen zu lassen! Dieser „Landeskunde“ möge eine „Volkskunde“ folgen, eine Volkskunde von Vorderösterreich,

mit Berücksichtigung aller älteren und derzeitigen Arbeiten dazu. Die Gelegenheit wäre außerordentlich günstig, das in unserer Disziplin zur Zeit im Gange befindliche Umdenken vor eine wichtige Aufgabe zu stellen, dieses Umdenken von den so lange Zeit gepredigten stammheitlichen Zusammenhängen auf die territorialgeschichtlichen. Wir wissen ja, daß diese Bewegung, ausgehend von der Bonner Germanisten- und Historikerschule allmählich schon große Teile vor allem der Atlas-Volkskunde ergriffen hat. Bis zur südwestdeutschen Landeskunde ist es offenbar nicht gedrungen; so sehr die südwestdeutschen Historiker selbst an diesen Arbeiten beteiligt sind, sie haben der benachbarten Volkskunde offenbar noch nicht den entsprechenden Impuls zukommen zu lassen. Wir wissen, wie wenig volkskundliche Karten es aus diesem Bereich jetzt gibt. Die Vorarbeiten zu unserem Saal „Süddeutsche Volkskunst“ haben uns da genugsam belehrt. Wenn nicht unsere Volksschauspiel- und Maskenforschung im eigensten Bereich uns schon sehen gelehrt hätte, wüßten wir kaum etwas von den vorliegenden Problemen. Es darf davon offen gesprochen werden, weil wir glauben, daß an einer solchen „Volkskunde von Vorderösterreich“ neben den südwestdeutschen und den schweizerischen Fachleuten eben wie in den geschichtlichen Teildisziplinen auch die österreichischen Vertreter mitarbeiten müßten. Der Anlaß dieses schönen Buches ist wichtig genug, um dafür einzutreten.

Leopold Schmidt.

Karl M. Klier, Drei handschriftliche Liederbücher aus dem Burgenland (= Burgenländische Forschungen, Heft 38) 124 Seiten, mit Abb. und Melodien. Eisenstadt 1958, Burgenländisches Landesarchiv.

Die „Burgenländischen Forschungen“ sind von Anfang an der Volkskunde offen gestanden, insbesondere haben Arbeiten zur Volksliedforschung dort einen guten Platz gefunden. Wir brauchen hier nur auf die letzten Hefte Kliers in dieser Reihe hinzuweisen: Nr. 28. Weihnachtlieder aus dem Burgenland, 1955. Nr. 33. Das Totenwacht-Singen im Burgenland, 1956. Nun folgt eine Besonderheit, die Ausgabe von drei handschriftlichen Liederbüchern, wie sie auf dem Dorf geführt wurden. Das erste hat dem Josef Humann aus Purbach gehört, ist 1873 in Zara angelegt worden, und enthält reichlich altösterreichisches Soldatenliedgut. Das zweite ist das der Theresia Sattler aus Andau, dem so unvermutet berühmt gewordenen Grenzort, um 1903–06 geschrieben; Liebeslieder, Stammbuchverse und verwandtes Gut, aber auch zahlreiche Soldatenlieder füllen die Handschrift. Das dritte ist das der Theresia Nika aus Riedlingsdorf im Bezirk Oberwart, also im Süden des Landes, im Frühjahr 1919 entstanden. Liebeslieder, Liebesbriefe herrschen hier vor, und das alles in einer Art von nachlebendem Biedermeier, das für die stille Grenzlandschaft von damals sehr bezeichnend erscheint. Klier hat in gewohnt werkgetreuer Art sehr gute Liedkataloge hergestellt, von den wichtigsten Texten Beispiele geboten, kurzum, mit den zusammen 164 Liedern einen sehr guten, und auch sehr gut aufbereiteten Querschnitt durch das burgenländische Gesellschaftslied, wenn man so sagen darf, des 19. Jahrhunderts gegeben. Seine Kenntnis der Vergleichsliteratur, nicht zuletzt der Flugblattdrucke haben eine Kommentierung ermöglicht, wie sie seit seiner beispielgebenden Arbeit über einen „Band Prager Flugblattlieder von 1828“ (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, Prag 1929, S. 97 ff.) zum Vorbild für uns alle geworden ist. Die burgenländische Volksliedforschung darf man zu ihrer dauernden Bereicherung durch Klier beglückwünschen.

Leopold Schmidt

Jeannette Hills, **Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. A. (1560)**. Eine volkskundliche Untersuchung (= Veröffentlichungen des Österr. Museums für Volkskunde, Bd. X). Wien 1957, Selbstverlag des Museums. 74 Seiten mit 1 Farbtafel. S 42,—.

Das berühmte Gemälde mit den spielenden Kindern stammt aus den ehemaligen kaiserlichen Sammlungen und ist im Wiener Kunsthistorischen Museum zu sehen. Reproduktionen des ganzen Bildes und von Teilstücken sind im Verlag Schroll, Wien, erschienen; eine sehr gute Abbildung des Gesamtbildes ist nebst einer Oleate dem Buch beigegeben. Die Arbeit entstand als Dissertation der Universität Chicago 1940; sie hat bleibenden Wert und könnte höchstens in Details aus der jüngeren Kinderspielliteratur ergänzt werden, die aber nichts wesentliches beitragen würden. Das ausgesprochene Ziel: „jedes auf dem Bild dargestellte Spiel ausführlich zu beschreiben und die entsprechenden zeitgenössischen Begriffe und Ausdrücke heranzuziehen“ ist vollkommen erreicht. 78 der Einzelfiguren und Gruppen wurden an Hand der literarischen Belege des 16. und 17. Jahrhunderts identifiziert; besonders die englische (1653), holländische (1682) und deutsche (1832) Übersetzung der Spielliste von Rabelais (1535) waren hiebei von Nutzen. Neben der alten Literatur wird von Hills auch jüngere aus Holland, England, Frankreich, Deutschland und Österreich herangezogen; 534 Fußnoten geben zu all dem nähere Hinweise. E. Mehl vermittelte nicht nur die Veröffentlichung des Manuskriptes in Wien, sondern steuerte dankenswerterweise auch eine Reihe von Ergänzungen bei. So reicht die Arbeit weit über die Zeitschriftenaufsätze zum Thema von Mehl (1926) und Haiding (1937) hinaus. — Leopold Schmidt als Leiter der Reihe, die nun schon stattlichen Umfang aufweist — 11 Bände mit insgesamt 99 Bogen —, gibt im Anhang einen Überblick über die volkskundliche Erschließung der Werke P. Bruegels in Österreich.
Karl M. Klier.

Maria Tetzler, **Der Hausgarten**. Graz und Göttingen, Leopold Stocker Verlag, o. J. 88 Seiten, Illustrationen.

Das Büchlein ist keine volkskundliche Abhandlung über das Thema, sondern will „die Bedürfnisse der ländlichen Hausfrau in der Versorgung ihrer Familie mit verschiedenen Gemüsen, Würzkräutern und Beerenobst in den Mittelpunkt stellen und auch den Blumenschmuck für Heim und Hof miteinbeziehen“ (Vorwort, S. 2). Es ist eigentlich ein Sonderdruck aus dem Buch „Führung der Hauswirtschaft“, geschrieben von Betty Hinterer für die Bäuerin und ländliche Hausfrau. Wir dürfen also nicht erwarten, daß die Broschüre den Stand der Dinge aufweist, noch weniger, daß sie versucht, historisch in die Tiefe zu gehen. Die Verfasserin will die Bäuerin anregen zur Gestaltung und Neugestaltung ihres Gartens und zu einer modernen Bearbeitung mit modernen Arbeitsgeräten. Es ist pflanzenbiologisch sicher gut durchdacht.

Für den Volkskundler ist darin von Interesse, was von einer „amtlichen“ Stelle, in diesem Fall von der Leiterin der landwirtschaftlichen Haushaltungsschule Alt-Grottenhof bei Graz, an die junge Bäuerin herangetragen wird, was dabei von Altem beibehalten und was als Neuerung für den bäuerlichen Hausgarten empfohlen wird. Dem Charakter des Büchleins entsprechend, bleibt es dem volkskundlichen Leser überlassen, diese Unterscheidung selbst zu treffen. Bedauerlich erscheint dabei, daß versäumt wurde, die volkstümlichen

Pflanzennamen anzuführen, die in großer Zahl und landschaftlich sehr verschieden, sich in der Steiermark bis in die Gegenwart erhalten haben. Einerseits dürfte wohl durch das Fehlen dieser Namen manche botanische Verwirrung gestiftet werden (wie das allerdings schon in vergangenen Zeiten auch durch die Kräuterbücher geschah, deren Illustrationen nicht immer eindeutig die gemeinte Pflanze erkennen ließen) und andererseits wird damit der Bevölkerung die Unbefangenheit gegenüber den überlieferten bodenständigen Namen, die in der Regel viel sprechender sind, genommen. Sowohl der Volkskundler, wie auch der Mundartforscher bedauern diese Entwicklung. Ein Schulbeispiel gibt in dieser Hinsicht etwa der Liebstöckel. (Kein botanisches Werk, noch etwa der Duden bringen die Form „Liebstock“, wie die Verfasserin, die dazu noch als einziges Synonym Maggikraut anführt.) Ich habe in 80 Orten der Steiermark den Liebstöckel in Bauerngärten gefunden, in nur zwei Orten hörte ich „Liabstöckl“, Maggikraut nie, was freilich nicht besagen will, daß dieser Name in der Steiermark nirgends bekannt ist. Aber: In 78 Fällen wußte man andere Namen für diese Pflanze, durchwegs altes Sprachgut, und zwar Lusstock, Luststöckl, Luftstock, Lukräutl, Nußkräutl, Herr im Garten, Herrenstock, Guater Herr, Gartenherr, Gaschtlmoaster, Hausväter, Helferstock, Helfenkraut, Helfkraut, Helftenkräutl, Helfenboakräutl, Helmboakräutl, Elfenbue (= Elfenbein), Hoaland, Hoalandwünd, hoalander Heiland, Tättermann, Luscharikräutl. Es ist hier nicht der Platz auf die Deutung dieser Namen einzugehen. Man erwartet auch in einem derartigen Buch nicht alle mundartlichen Besonderungen, aber etwas mehr könnte und sollte man doch dem bäuerlichen Sprachgebrauch entgegenkommen, der mindestens die gleiche Lebensberechtigung hat wie der Ausdruck „Maggikraut“, den es jedenfalls erst seit dem Aufkommen der Maggi Suppenwürze [erfunden um 1880¹⁾] gibt, die unter starker Verwendung des Liebstöckl hergestellt wird. Zum Abschnitt „Kräuterecke“ wären noch mehrere Heilkräuter hinzuzufügen, die seit altersher ohnehin in den Bauerngärten gezogen werden. Schließlich kommen auch die Fensterpflanzen zu kurz, unter denen so alte Bewohner unserer Bauernhäuser wie Rosmarin und Myrthe, Rosenkraut und Muschkát (zwei selbengewordene Pelargonium-Sorten), die Kapuzinerkresse und die altherwürdige Passions- oder Leiden-Christi-Blume fehlen.

Maria K u n d e g r a b e r.

A r n o l d B ü c h l i, Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. I. Teil: Fünf Dörfer, Herrschaft, Prätigau, Plessurtal, Chur, Davos. 694 Seiten, zahlreiche Abb. im Text. Aarau 1958, H. R. Sauerländer & Co.

Während man mitunter das Gefühl hat, daß Märchensammlungen bald nur mehr aus Motiv-Nummern bestehen werden, greifen manche Persönlichkeiten der Sagensammlung ganz bewußt wieder auf die romantische, individuelle Sammlung zurück, mit völliger Neuaufnahme ohne Rücksicht darauf, ob die betreffenden Geschichten schon veröffentlicht sind oder nicht, auch ohne Verweis auf bereits veröffentlichte Fassungen, ohne Vergleichs-Kommentar usw. Wir haben in Österreich das eindrucksvolle Beispiel der Sammlung von Hans F i n k dafür, seine „Eisacktaler Sagen, Bräuche und Ausdrücke (= Schlern-Schriften Bd. 164). Innsbruck 1957. Diesem Band, der viel Aufmerksamkeit verdient und mit dessen Material sich die alpenländische Sagenforschung noch ein-

¹⁾ Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 17. Aufl. Berlin 1957. S. 452.

gehend wird befassen müssen, folgt nun ein noch umfangreicheres, noch schwergewichtigeres Gegenstück für Graubünden. Der Aargauer B ü c h l i hat dort ein Vierteljahrhundert mit nie ermüdender Begeisterung gesammelt und legt jetzt den ersten Teil seines Aufzeichnungsschatzes vor. Die verschlossenen Bündner haben es dem „Landfremden“ nicht leicht gemacht. Einige Sätze aus seiner Einleitung müssen zitiert werden: „Es waren keine Vergnügungstouren, es waren harte Zeiten auch seelischer Strapazen zu bestehen. Der ‚smaledi Tudais-ch‘, wie er im Münstertal, der ‚Germano‘, wie er im Calancatal etwa apostrophiert wurde, wünschte sich manches Mal in seine trauliche Arbeitsstube an der Aare zurück, wenn er abends im ‚stockromanischen‘ Dorf mit Mühe und Not Unterkunft gefunden und sich wie in einen fremden Erdteil verschlagen vorkam. Oder wenn in einem Haus von Bauernpatriziern die spitze Frage an ihn gerichtet wurde: ‚Sind Sie Bündnar?‘, in einer Tonart, daß er am liebsten durch das erste beste Mauselloch bis in seinen Untertanenkanton Aargau hinab geschlüpft wäre ...“ Nun, die Mühen haben sich jedenfalls gelohnt, B ü c h l i hat ein vorzügliches Material gesammelt, hat die Erzähler festgehalten, zum größten Teil übrigens auch im Bild, und wird im zweiten Band über sie noch genauer Auskunft geben. Das Buch ist einstweilen nicht einfach zu benutzen, da aus den obenerwähnten Ressentiments des romantischen Sammlers die Aufzeichnungen nun selbstverständlich keine Nummern haben, übrigens die Lichtbilder auch nicht; auch die Ordnung, nach Orten und Erzählern, ist zwar durchaus verständlich, aber für eine Benützung durch eine vergleichende Forschung alles andere als nützlich. Wir sind mit den graubündner Stoffen seit langem vertraut. Schließlich hat schon Franz Josef V o n b u n 1862 seine „Beiträge zur deutschen Mythologie in Churrhaetien“ herausgegeben, und die neueren Sagensammlungen des Landes sind uns nicht unbekannt. Umgekehrt hat sich B ü c h l i auch österreichischer Zusammenhänge angenommen, was nicht etwa nur örtlich, sondern auch persönlich nahelag: Er hat seine Sammlung nämlich letztlich im „Alten Gebäu“ in Chur zusammengestellt, dem Sitz der aus Österreich stammenden letzten Baronin Anna von Salis-Soglio (geborene Breitenfelder). Dadurch ist andererseits wieder eine Sage aus Schlackenwerth bei Karlsbad in dieses Graubündner Buch gekommen (S. 669 f.), die man hier sicherlich nicht suchen wird.

Ein abschließendes Urteil über die sammlerische Leistung und ihre Verarbeitung wird man erst nach Erscheinen des zweiten Bandes dieses originellen Werkes fällen können. Hier sei nur anschließend auf den „Bündner Kalender“, der in Chur bereits seit 118 Jahren erscheint, aufmerksam gemacht, der manche einschlägige Beiträge enthält. Der Jahrgang 1959 bringt beispielsweise von J. U. Meng, Von mittelalterlichen Transitwegen durchs Rheintal zur modernen Autostraße (S. 27 ff.); von J. B. Masüger, „Mazza“, das Männerspiel der Rätoromanen (S. 36 ff., mit guten Bildern); Aita Stricker, 25 Jahre Bündner Trachtenvereinigung (S. 83 ff.); Arnold B ü c h l i, Vom alten Gebäu in Chur (S. 89 ff.).
 Leopold S c h m i d t.

Harry T r o m m e r, **Das versteinerte Brot, und andere alte deutsche Sagen und Märchen.** 259 Seiten. Berlin 1958, Altberliner Verlag Lucie Großer. DM 4,80.

Thematisch zusammengestellte Auswahlausgaben von Volksüberlieferungen sind immer interessant. In diesem Fall hat Trommer ein Kinderbuch aus den verschiedenen Überlieferungen von Hartherzigkeit

und Erbarmungslosigkeit geschaffen, Geschichten von den vielen Untaten Mächtiger gegenüber den Ohnmächtigen. Das ist also die gleiche Tendenz, die Wolfgang Steinitz programmatisch für solche Arbeiten in der Deutschen Demokratischen Republik gefordert hat: Lied und Märchen als Stimme des Volkes (Wissenschaftliche Annalen, Bd. IV, 1955, S. 321 ff.). Trommer schöpft vor allem aus den meist hundertjährigen deutschen Sagensammlungen von Grimm, Bechstein, Simrock usw., wobei er erfreulicherweise die Quellen auch angibt.

Leopold Schmidt.

Ehe sie verklingen . . . Alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga. Gesammelt, herausgegeben und eingeleitet von Johannes Künzig. Mit 4 Schallplatten und 24 Bildtafeln. Freiburg im Breisgau, Herder, 1958. 80 Seiten.

Das authentische, das aus seinem örtlichen, zeitlichen und soziologischen Kontext unmittelbar gehobene und sozusagen naturbelassene Sing- und Musiziergut des Volkes hat unseres Wissens in Deutschland durch die kommerzielle Schallplatte, welche es in wenigen Jahren zu einer verblüffenden technischen Höhe und thematischen Vielfalt brachte, noch keine Berücksichtigung erfahren. Anders in Frankreich etwa, oder in den Vereinigten Staaten von Amerika¹⁾. Johannes Künzig, gestützt vom Unternehmergeist des Freiburger Verlagshauses Herder, hat es unternommen, den ersten Schritt in dieser Richtung zu tun und zwar in der originellen Form eines „dreidimensionalen“ Buches, des „Ton-Bild-Buches“.

Im Anklang an den Titel der monumentalen Sammlung Louis Pincks aus Lothringen²⁾ und in verwandter wissenschaftlicher Orientierung auf deutsche Randlandschaften gibt Johannes Künzig Zeugnisse der musikalischen Überlieferung der Deutschen aus den ehemaligen Siedlungsgebieten im südosteuropäischen Grenz- und Ausland heraus. Ausgehend von der Aufnahme der Erzähl-, Sing- und brauchmäßigen Traditionen, welche Johannes Künzig für das alemannische Gebiet am Oberrhein mit seiner ganzen Begabung des Enquêteurs stets betrieb, wandte er sich frühzeitig, in den Zwanzigerjahren, der volkskundlichen Erforschung der genannten ausländischen Niederlassungen Deutscher, deren ursprüngliche Heimat vielfach in den bereits begangenen Landschaften am Oberrhein lag, zu. So erscheint es folgerichtig, daß unter den gegenwärtigen Gegebenheiten, da die Nachkommen der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen deutschen Kolonisten letztlich als Opfer des Katastrophenkrieges im Mutterland Aufnahme suchen mußten, die

¹⁾ The Columbia World Library of Folk and Primitive Music. Collected and edited by Alan Lomax. Band IV: France, edited by Cl. Marcel-Dubois and Maguy Andral. From the collection of the Musée des Arts et Traditions populaires. (33 $\frac{1}{3}$ Umin, Ø 30 cm. SL-207) — Das Musée national des Arts et Traditions populaires, Paris, brachte im Selbstverlag eine Schallplattenreihe mit dem musikalischen Volksgut der französischen Provinzen heraus. In der ständigen Rubrik „Discographie“ der Zeitschrift „Arts et traditions populaires“ werden alle Veröffentlichungen dieser Art verzeichnet.

²⁾ Louis Pinck, Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder. Bisher 4 Bände (1926—1939). Ein fünfter Band, Geistliche Lieder, befindet sich in Vorbereitung durch Angelika Merkelbach-Pinck.

volkskundliche Bestandsaufnahme nunmehr im Rahmen eines Institutes (Zentralinstitut für ostdeutsche Volkskunde, Freiburg; ähnliche Einrichtungen bestehen in den Bundesländern Deutschlands) fortgesetzt wird. Abgesehen von den Fragen, welche das kulturelle Hineinwachsen dieser Gruppen in ihre neue Umgebung ergeben, scheint heute eine derartige Arbeit durch zwei Imperative bestimmt: in Eile und größtem Umfang von den Überlieferungsträgern einholen, was an Auskünften über die kulturellen Ordnungen aus den verlorenen Lebensräumen noch zu erhalten ist, und damit weitere Bausteine für eine Volkskunde dieser ehemaligen Siedlungen bereitzustellen. Zweitens: Geleitet von der Erkenntnis vorangegangener dialektologischer und volkskundlicher Forschung, daß in den entfernten Niederlassungen Deutscher, die unter Umständen nachweisbar als aus einer einheitlichen Landschaft besiedelt gelten dürfen, durch die starke Isolierung gegenüber andersartigen Nachbarn Überlieferungsformen sich als besonders beharrlich erweisen können, ergibt sich die Möglichkeit, von hier historische Aufschlüsse über die älteren sprachlichen und volkskundlichen Zustände der Ursprungslandschaften der Auswanderer zu erhalten, aber auch nach Zeugnissen historischer Erscheinungsformen in der einen und anderen Hinsicht überhaupt zu fragen. Wie berechtigt solche Einstellung ist, und welche Ergebnisse von hier noch zu erwarten sein dürften, wenn der Schritt über die reine Sammlung hinaus einmal getan wird, deutet Johannes Künzig in seinen Darlegungen mehrfach an. In dieser Hinsicht ist etwa das Dokument Nr. 16 der vorliegenden Sammlung aufschlußreich: 1958 konnte von einer greisen Gewährsfrau aus dem jugoslawischen Banat die Ballade „Des Herrn von Braunschweig“ aufgezeichnet werden, die ganz in der Weise des spätmittelalterlichen Erzählgesanges gehalten ist und von welcher bisher nur aus Holland und Flandern je eine Singweise bekannt geworden war, nicht aber aus dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet.

Das vorliegende Buch ist wesentlich das Ergebnis derartiger Bemühungen. Vier Schallplatten (45 Umin., Ø 17,5 cm) mit einer gründlich bedachten Auswahl aus den musikalischen Traditionen der ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete im Südosten Europas stellen das Kernstück der Sammlung dar, welchem sich ein beschreibend ausgreifender, was die musikwissenschaftlichen Erörterungen betrifft, aber leider sehr beschränkter Textteil und eine Auswahl von Bildern, die freilich nur zum geringeren Teil Bezug zum eigentlichen Gegenstand des Buches haben, anfügen.

Es sei vorweggenommen, daß die Verbindung von Phonogramm, Abbild und Schriftsatz in einem „Ton-Bild-Buch“ einen verlegerischen Versuch darstellt, der inzwischen die Bestätigung des allgemeinen Gebrauches erfahren hat, aber des bibliotheksmäßigen wohl noch bedarf. Einstweilen ist zu bemerken, daß die Konkordanz der drei Teile durch systematische Verweise (etwa- Aufdruck der Nummern der Klang- und allenfalls Bildzeugnisse auf den Seitenrand der entsprechenden Stelle des beschreibenden Textes und der musikalischen Hinweise; ebenso: Kennzeichnung der einzelnen Lieder und Musikstücke durch ihre Nummern auf den Platten selbst; ein Register, in dem diese Zeugnisse verschiedener Natur unter den Gesichtspunkten von Sache, Landschaft und Sängerpersönlichkeit einander zugeordnet werden; schließlich die Zusammenziehung des an den Anfang des Buches gestellten Hinweises auf den Inhalt und die Einteilung der Schallplatten (S. 6—7) mit der auf S. 58—76 befindlichen Wiedergabe der Liedtexte und Referenzen

über Herkunft und Aufnahme der Belege noch enger und gleichzeitig übersichtlicher gestalten ließe. In diesem Zusammenhang stellt sich grundsätzlich die Frage, ob sich für die wissenschaftliche Benützung nicht eine analytische Kartothekkarte, die einer jeden Schallplatte beigegeben wird — wie sich ihrer übrigens andere musikhistorische Publikationen bedienen (Archiv-Produktion der Deutschen Grammophon-Gesellschaft) —, als praktisch erwiese? Auf die Möglichkeit, die Klangzeugnisse zusätzlich in der herkömmlichen Art des Notensatzes wiederzugeben, wurde nach der prinzipiellen Erwägung, daß das Notenbild nur eine Abstraktion bieten könne, und in der liedpflegerischen Absicht, die in dem ganzen Buch betont wird, allein durch die unmittelbare Audition zum Weitersingen anzuregen (S. 3, 9—10, 77), von vorneherein verzichtet. Dem Wunsch des aufmerksamen Benützers des Sammelwerkes, der die Herkunft des musikalischen Volksgutes sich zu vergegenwärtigen bestrebt ist, käme eine Kartenskizze, die die bedeutendsten Siedlungsgebiete und die Orte der einzelnen Klang- und Bildbelege wiedergäbe, sehr entgegen.

Die vorzüglichen 34 musikalischen Aufnahmen, um deren bedachte Auswahl sich ein Fachkollegium bemüht hatte, gehorchen zunächst einer Anordnung nach Liedgattungen: I. Liebeslieder, Gesellige Lieder, II. Geistliche Lieder aus dem Weihnachtskreis, Passionen und Legenden, III. Erzählende Lieder, IV. Jodler, Scherzlieder, Musik auf dem Tanzboden. Doch die Dokumentation birgt hinter dieser Gliederung, die wohl für jeglichen Gebrauch die naheliegendste war, eine Vielfalt von Aspekten, die Walter Salmen in seinem gedrängten, wohlgedachten musikkundlichen Kommentar aufzuzeigen vermag: „Die vorliegende Sammlung vermittelt Proben von fast sämtlichen im deutschen Lied vorkommenden Zeitstilen, Gattungs- und landschaftlichen wie auch vom unverwechselbaren Ton einiger besonders begabter Sängerpersönlichkeit.“ Letztere sind es übrigens, die einzelne hier berücksichtigte Landschaften stark in den Vordergrund stellen, etwa die Gruppe der Wolgadeutschen, die durch das Talent einer weiblichen Sängerin besonderes Profil erhält. Dementsprechend erhalten die wolgadeutschen Überlieferungen auch durch eine verhältnismäßig große Anzahl von Liedern einen bevorzugten Platz in der vorliegenden Sammlung. In der ausführlicheren Darstellung „Vom Böhmerwald bis zur Wolga. Land und Leute, Brauchtum und Liedleben“ aus der Feder Johannes Künzigs werden die musikalischen Einzelbelege in ihre funktionellen und im weiteren volkskulturellen Zusammenhänge eingefügt. Für die deutschen Siedlungen im Böhmerwald und Egerland, im Iglauer Gebiet, der Donauschwaben, in der Karpaten-Ukraine, Zips, Gottschee, in Siebenbürgen, in der Dobrudscha und an der Wolga werden lebhaft volkskundliche Landschaftsskizzen entworfen, welche vom persönlichen Erlebnis des Feldforschers durchwirkt sind. Die Schilderung der natürlichen Gegebenheiten der Lebensräume, der Abriß einer Siedlungsgeschichte, die Darstellung von Bau- und Wirtschaftsweise, Sprache, Tracht und festlichem Brauchtum dieser traditionellen Gemeinschaften bilden den Hintergrund, vor dem der Formenschatz des volksmäßigen Singens und Musizierens, und die ganze Fülle der Singelegenheiten im ländlichen Jahres- und Lebenskreise ausgebreitet wird.

Der Autor und wohl auch der Leser vermögen über allem wissenschaftlichen Bedacht nicht, sich dem Schicksal der Menschen, deren berechte Aussagen am Ursprung unserer Kenntnisse sind, zu verschließen. Ihnen ist die bedeutende und unmittelbar ansprechende Lieder-

sammlung zgedacht, so treten auch die Zeilen aus dem getragenen Lied der Wolgadeutschen „Muß nun unsere Heimat meiden — Tief im Herzen tut mir's weh“ an die Stelle einer Dedikation.

Klaus Beitzl.

Karl-Sigismund Kramer, Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen (= Beiträge zur Volkstumsforschung, Herausgegeben von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde, Bd. XI). 232 Seiten. Würzburg 1957, Ferdinand Schöningh.

Die süddeutsche Volkskunde ist in den letzten Jahren durch eine Reihe von wertvollen Arbeiten Kramers bereichert worden. Wir verweisen besonders auf seine Veröffentlichungen: „Die Nachbarschaft als bäuerliche Gemeinschaft. Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Bayerns“, München-Pasing 1954; „Die Nachbarschaft. Beitrag zur Kenntnis des Dorflebens vergangener Jahrhunderte auf Grund archivalischer Quellen“ (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1952, S. 128 ff.); „Rechtliches Gemeindeleben im Maindreieck zwischen Reformation und Aufklärung“ (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1953, S. 136 ff.); „Kirchliches Brauchtum im Maindreieck im Zeitalter der Gegenreformation“ (Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz, Wien 1954, S. 153 ff.). Das vorliegende Buch nun zeigt Kramer bei seinem weiteren Ausgriff auf jenem Gebiet historischer Volkskunde, das durch Hans Moser in München seine Neufundierung erfahren hat. Was Moser vor allem für Altbayern angestrebt hat und immer weiter leistet, die Vertiefung unserer aus der Sammlung des 19. Jahrhunderts stammenden flächigen Kenntnisse durch die Erhebung der archivalischen Zeugnisse, das hat Kramer, sein engster Mitarbeiter an der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde, für Franken begonnen, und, wie das vorliegende Buch wieder zeigt, schon sehr weit fördern können. Auf den sachlichen Inhalt des Buches soll noch von zuständiger Seite her eingegangen werden. Daß sich unsere Kenntnisse des Volkslebens der Vergangenheit in Unterfranken durch Kramers Quellenauszüge und ihre sachkundige Zusammenordnung wesentlich vermehrt haben, sei aber doch auch hier schon dankbar vermerkt.

Leopold Schmidt.

Heinz Goldberg (Übersetzer), Märchen aus Finnland. 208 Seiten. Zeichnungen von Heinz Bartholomäus. Berlin 1958, Altberliner Verlag Lucie Großer. DM 5,20.

Eine hübsche Auswahl-Übersetzung aus dem reichen finnischen Märchenschatz, 14 umfangreiche Märchen zu einem Kinderbuch zusammengestellt. Das Buch scheint beliebt zu sein, da es sich bereits um die 2. Auflage der 1954 zuerst erschienenen Ausgabe handelt. Leider ohne Quellenangabe.

Leopold Schmidt.

Anzeigen / Einlauf 1956—58 / Museen, Sammlungen, Ausstellungen

a) Österreich

- (Eduard Andorfer), Sonderausstellung Grazer Biedermeier und Nachbiedermeier im Künstlerhaus Graz. Juli bis August 1957. Stadtmuseum Graz am Landesmuseum Joanneum. 47 Seiten, 16 Tafeln.
- Mario Andreis, Eine Krippe aus Rohholzstücken. Un presepio di pezzi di legno grezzo. Wien (1958), Österreichisches Museum für Volkskunde. 16 Seiten, mit Abb.
- Franz Dichtl, Flachs und Schafwolle. Katalog zur 5. Sonderausstellung im Mühlviertler Heimathaus. Freistadt 1956. 31 Seiten.
- Franz Dichtl, Das Handwerk der Goldschmiede, Zinngießer und Kupferschmiede. Katalog zur 7. Sonderschau im Mühlviertler Heimathaus. Freistadt 1957.
- Heimatmuseum Egg. Von Elmar Vonbank. Herausgegeben von der Gemeinde Egg im Bregenzerwald. 8 Seiten.
- Rudolf Egger, Führer durch die Ausgrabungen und das Museum auf dem Magdalensberg. Klagenfurt 1956, Geschichtsverein für Kärnten. 3. Aufl. 40 Seiten, 14 Abb., 1 Karte.
- Gabriele Folk-Stoi, Eine Wiener Spielzeugsammlung (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. V, 1956, S. 154 ff.).
- Ein Grenzland baut auf! Burgenländische Landesausstellung 1957. Wegweiser durch die Ausstellungshalle der Landesregierung. Eisenstadt, 1957, Amt der Burgenländischen Landesregierung. 41 Seiten.
- Karl Haiding, Bienenzucht und Lebzelter-Handwerk. Führer durch die erste Sonder-Ausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. Selbstverlag (1956), 31 Seiten, Abb. im Text.
- Karl Haiding, Wald und Holz. Führer durch die vierte Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. Selbstverlag des Museums, (1958), 68 Seiten, 24 Abb. im Text.
- Heimatmuseum der Stadt Gmünd, N.Ö. Ein übersichtlicher Führer durch die Sammlungen. Gmünd, Verlag des Museums (1949). 17 Seiten, 1 Abb.
- Karl Kirsch, Burg Kreuzenstein. Geschichte und Beschreibung. Wien 1956, Selbstverlag. 64 Seiten, Abb.
- Friedrich Knaipp, Alte Hinterglasmalereien des 18. und 19. Jahrhunderts (Die Sammlung Friedrich Knaipp). 22. Okt.—20. Nov. 1955 in der Wandelhalle des Kurhotels, Sartoristraße. Gmünd, O.Ö., Künstlergilde Salzkammergut, 1955. 42 Seiten hekt., 3 Abb.
- (Franz Kollreider), Osttiroler Heimatmuseum Schloß Bruck, Lienz. 2. verm. Aufl. Herausgegeben vom Stadamt Lienz in deutscher, italienischer und englischer Sprache. 1956. 32 Seiten, 11 Abb.
- Franz Kollreider, Krippen und Heiliggräber in Osttirol. Lienz 1958, Osttiroler Presseverein. 50 Seiten, 77 Abb. auf 20 Tafeln.
- Anni Lind, Besuch im Heimatmuseum Vöcklabruck (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich, Februar 1958, S. 12 ff., Abb. im Text).

- Franz Lipp, „Aus Glasschrein und Kapelle“. Zur gleichnamigen Ausstellung im o. ö. Landesmuseum (16. 3.—31. 5. 1956). (Oberösterreichische Kulturberichte, Folge 10, 11. Mai 1956).
- Franz Lipp, Die Volkskunde am Oberösterreichischen Landesmuseum seit 1945 (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. III, 1954, S. 140 ff.).
- Franz Lipp, Linz und die österreichische Volkskultur (Ausstellungskatalog). (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums Nr. 29) Linz 1956, O. Ö. Landesmuseum. 28 Seiten, 7 Abb.
- Franz Lipp, Katalog zur Ausstellung Denkmäler der Alten Bauernherrlichkeit Oberösterreichs (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums, Nr. 31). Linz 1957, O. Ö. Landesmuseum. 8 Seiten.
- Franz Lipp, Freilichtmuseen in Oberösterreich (Oberösterreichische Kulturberichte, Folge 4, 21. II. 1958, S. 2).
- Adolf Mais, Die Krügelmacher der Fischauer Gruppe (Archaeologia Austriaca, Heft 19/20, Wien 1956, S. 250 ff., 1 Abb.).
- Franz Maresch, Die Heimatstube Loich (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. V, 1956, S. 128 ff.).
- Franz Maresch, Die Beleuchtung zu Großmutterzeiten. Eine Sonderschau der Heimatstube Loich. 4 Seiten hekt. (1956).
- Gustav Matzanetz, Erhaltung und Wiederherstellung von Bodenfunden. Gebrannte Tongegenstände, Gefäße und Ziegel (= Wiener Schriften, Bd. III). Wien 1955, 79 Seiten, 31 Abb.
- Mitteilungen des Ischler Heimatvereines, Folge 5, August 1957: Tracht und Brauch im Ischland. Eine volkskundliche Ausstellung. Herausgegeben vom Ischler Heimatverein. 23 Seiten hekt.
- Norbert Mylius, Museen als Volksbildungsstätten — neue Wege (Neue Volksbildung, Bd. IX, Wien 1958, Nr. 10, S. 393 ff.).
- Rudolf Noll, Vom Altertum zum Mittelalter. Spätantike, altchristliche und frühmittelalterliche Denkmäler der Antikensammlung. Wien, 1958, Kunsthistorisches Museum. 84 Seiten, 1 Karte, 57 Abb. auf Tafeln.
- Österreichisches Museum für angewandte Kunst. Aus den Sammlungen des Museums. Wien 1958, Verlag des Österreichischen Museums. 10 Seiten und 191 Bildtafeln.
- Friedrike Prodingner, Der Trachtenmaler E. Tony Angerer. „Gesicht und Gewand des Salzburger Volkes.“ (23. Sonderausstellung im Museumspavillon Mirabellgarten, 28. März bis 20. April 1958) Salzburg, Museum Carolino-Augusteum, 1958. 4 Seiten.
- P. Ansgar Rabenalt, Die Sonnenuhrsammlung der Sternwarte Kremsmünster (98. Jahresbericht, Schuljahr 1955, Obergymnasium der Benediktiner zu Kremsmünster, S. 11 ff.).
- Leopold Schmidt, Das Volkskundemuseum im Palais Schönborn. (Österreichische Hochschulzeitung, Bd. X, Nr. 11, 1. Juni 1958, S. 4, mit Abb.).
- Leopold Schmidt, Das Österreichische Museum für Volkskunde (Vorarlberg-Wien, Bd. I, Heft 12, Wien 1958, S. 8, mit 2 Abb.).
- Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum. Museum für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe. Graz 1958. 24 Seiten, zahlreiche Abb.
- Eduard Straßmayr, 125 Jahre Wissenschaftspflege im Linzer Landesmuseum (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich. November 1958, S. 81 ff., zahlreiche Abb.).

- Textilien aus aller Welt, von der Faser zum Brokat. Führer durch die Sonderausstellung. Wien, Museum für Völkerkunde, 1956. 39 Seiten, 16 Abb., 1 Farbtafel.
- Gilbert Trathnigg, Die städtischen Museen in Wels im Jahre 1955 (Jahrbuch des Musealvereines Wels, 1956, S. 13 ff.).
- Unesco-Seminar „Museum und Erziehung“. 24.—26. Mai 1956 in Wien. Vorträge von Erwin M. Auer, Elly Cornaro, Anton Grösel, August Loehr, Leopold Schmidt. 35 Seiten hekt.
- Friedrich Wallisch, Vom Glück des Sammelns. Nürnberg o. J. 342 Seiten. Textill.
- (Franz Zabusch), Zeiten und Menschen von Hernals. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Hernalser Heimatmuseum. Wien 1958. 144 Seiten, 28 Abb. auf Tafeln.
- Fritz Zink, Kulturdokumente Österreichs aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Konstanz, Wessenberg-Galerie, 1958. 50 Seiten, 3 Abb. — Dazu Schriftumsnachweis, 21 Seiten hekt., 1959.

b) Südtirol

- Le collezioni del museo di Merano. Die Sammlungen des Meraner Museums. Meran, 1956. unpag. zahlr. Abb., 3 Farbtafeln.
- Nicolo Rasmio, Il Museo civico di Bolzano. Guida breve. Bozen 1957. 32 Seiten, 52 Abb., 2 Farbtafeln.

c) Belgien

- Stadt Brugge — Gruuthuse-Museum. Brugge o. J. 56 Seiten, zahlreiche Abb., Deutsche Beilage.
- Archaeologisches Museum der Byloke in Gent. Kurzer Führer. Gent 1957. 20 Seiten, Abb. im Text.
- Stadt Antwerpen. Museum für Volkskunde. Flämische Volkskunst. Kurzgefaßter Katalog. Antwerpen o. J., 9 Blatt hekt.
- (F. Smekens), Vlaamse Volkskunst-Catalogus. Stadt Antwerpen. Museum voor Folklore. 1956. 56 Seiten, 12 Bildtafeln.
- F. Smekens, Museum voor Folklore. Ommegangen en blijde inkomsten te Antwerpen. Tentoonstelling vanaf 18. Mai 1957. 38 Seiten, unpaginiert, 4 Abb.
- F. Smekens und W. van Nespén, Stadt Antwerpen. Oudheidkundige Musea. Het Museum voor Folklore. Beknopte Gids. Antwerpen 1958. 30 Seiten, XII Tafeln.
- F. Smekens, De opening van het Museum voor folklore en van het National Scheepvaartsmuseum (Steen). (Antwerpen, Bd. IV, Nr. 1, S. 2 ff., mit Abb.
- Tentoonstelling Magie, 27. Juli—15. September 1957. Stad Antwerpen, Stedelijke festzaal. Antwerpen 1957. 50 Seiten, 23 Abb. auf Tafeln.
- (J. Wilms, Frans M. Olbrechts und Adr. G. Claerhout), Het Masker, Alle volken — Alle tijden. Die Maske. Alle Völker, alle Zeiten. Antwerpen, Koninklijke Museum voor Schone Kunsten. 1956. 72 Seiten, 70 Abb. im Anhang, 6 Kartenskizzen. Deutsche Textbeilage 15 Seiten.

d) Dänemark

- Peter Michelsen, Den sjoellandske krog (Budstikken, 1958, S. 117 ff., 15 Abb.).
- Fra Nationalmuseets Arbejdsmark. Kopenhagen 1956, Nationalmuseets Publikationsfond.

e) Deutschland

- Sigrid von Blankenhagen, Rosgarten-Museum Konstanz. Lindau o. J., 16 Seiten und 33 Abb.
- Deutsches Brotmuseum e. V. Ulm-Donau. Gegründet im Jahre 1955 von Senator W. Eiselen. 56 Seiten, zahlreiche Abb.
- Wolfgang Brückner, Werner Braun und Mathilde Hain, Einführung in die Ausstellung Bildwelt und Glaube. Volkstümliche Kulte und Verehrungsformen, veranstaltet vom Institut für Volkskunde an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Verbindung mit dem Amt für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung der Stadt Frankfurt am Main aus Beständen der Sammlung Kriss am Bayerischen Nationalmuseum München. 1. Dezember 1957 bis 12. Januar 1958 im Karmeliterkloster. Frankfurt a. M. 1957. 32 Seiten, 24 Abb.
- Ludwig Döry, Ausstellung: Bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main, Historisches Museum, 1957. 81 Seiten, 35 Bildtafeln.
- Günther Franz, Bauernhausmuseen und landwirtschaftliche Gerätesammlungen in Deutschland (Mit Beiträgen von Maria Kundesgraber, Robert Wildhaber, Wolfgang Jacobeit, Günther Franz und H. v. Wenckstern). (Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Bd. V, 1957, 129—159).
- Günther Franz, Hohenheimer Pflugschau. Eröffnung anlässlich des Welt-Wettpflügens in Stuttgart-Hohenheim am 30. Sept. 1958. Hohenheim 1958, Landwirtschaftliche Hochschule, 20 Seiten, Abb.
- Ernst Grohne, Alte Kostbarkeiten aus dem bremischen Kulturbereich. Bremen 1956, Carl Schünemann. 183 Seiten, Bildtaf.
- (Ludwig Grote, Gerhard Gülzow, Leonie von Wilckens, Günther Schiedlausky), Aus dem Danziger Paramentenschatz und dem Schatz der Schwarzhäupter zu Riga. Ausstellung zur Eröffnung des Theodor-Heuß-Baus 1958. Nürnberg, Germanisches National-Museum, 1958. 47 Seiten, 24 Bildtafeln.
- Heimatmuseum Hersbruck. Das deutsche Hirtenmuseum. Hersbruck 1957. 8 Seiten, 40 Abb.
- Herbert Hoffmann, Bodensee-Museum Friedrichshafen. Kunstsammlung (= Thorbecke-Kunstabteilung, Bd. IV), Lindau o. J., 24 Seiten und 28. S. Abb.
- (Herbert Hohenemser, Heinrich Kreisel, Erich Köllmann, Hanns-Ulrich Haedeker), 3. Deutsche Kunst- und Antiquitäten-Messe, München 1958. Im Haus der Kunst, München, Bundesverband des deutschen Kunst- und Antiquitätenhandels, 1958. 177 Seiten mit zahlreichen Abb.
- Wolfgang Jacobeit, Bäuerliches Arbeitsgerät in unseren Museen (Natur und Heimat, Berlin 1958, Heft 1, 2 Seiten, 8 Abb.).
- Alfred Kamphausen, Die Museen des Landes Schleswig-Holstein. Ein Gesamtführer durch die Museen und öffentlichen Sammlungen. Meldorf in Holstein, Arbeitsgemeinschaft der Museen Schleswig-Holsteins, 1955, 52 Seiten.
- Lenz Kriss-Rettenbeck, Das Votivbild (Mit Katalog der Votivbilder der Sammlung Rudolf Kriss). München 1958, Verlag Hermann Rinn. 185 Seiten, 173 Abb. im Text und 8 Farbtafeln.
- Christa Kupfer, Bericht über eine Sammelreise im Südwesten Mecklenburgs („Jabel-Heide“). (Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. XV, 1956 (1957), S. 118 ff., 10 Abb.)

- Helmuth Plath, Mittelalterliche Keramik vom 12. bis zum 15. Jahrhundert in Hannover (Hannoversche Geschichtsblätter, N. F. Bd. XII, 1958, H. 1/2, 39 Seiten, 21 Abb.).
- (Wulf Schadendorf), Wegweiser durch das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, 1956/57. 96 Seiten, 8 Abb., Umschlag mit Lageplan.
- Bruno Schier, Der Plan eines westfälischen Freilichtmuseums (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 52, Stuttgart 1955, S. 239 ff.).
- Victor Schmitt, Die Nagelschmieden des Ostrachtales (= Deutsches Museum; Abhandlungen und Berichte, 25. Jg., 1957, München, R. Oldenbourg, 1957. 28 Seiten, 18 Seiten Zeichnungen, 15 Abb. im Text.
- Schriften des Historischen Museums Frankfurt am Main. Herausgegeben von der Direktion des Museums. Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt a. M. 1958, Bd. IX. 109 Seiten, 47 Abb.
- Hildemarie Schwindra z h e i m, Führer durch die Bauernstuben des Altonaer Museums. Hamburg (1950), Altonaer Museum. 47 Seiten, 32 Abb. im Text.
- Staatliche Museen zu Berlin. Museum für deutsche Volkskunst. Eingang Kupfergraben. Nordflügel. Faltblatt 6 Seiten. 1957.
- Leonie von Wilckens, Tageslauf im Puppenhaus. Bürgerliches Leben vor dreihundert Jahren (= Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums zur deutschen Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. V). München 1956. Prestel-Verlag. 48 Seiten, Textabb., XIV Tafeln, 40 Abb. auf Tafeln im Anhang.
- Fritz Zink, Kulturdokumente der Oberrhein- und Neckargebiete aus dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. Ausstellung im Stadtmuseum am Rhein. Vom 15. Sept. bis 14. Okt. 1956. 56 Seiten, 19 Abb.
- (Fritz Zink), Kulturdokumente Norddeutschlands unter besonderer Berücksichtigung Westfalens. Leihgaben des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Karl-Ernst-Osthaus-Museum Hagen. 13. Okt. bis 24. Nov. 1957. 59 Seiten, 14 Abb.

f) England

- Geoffrey Grigson, Kunstschätze im Britischen Museum. Photos von Edwin Smith, Geleitwort von Sir Thomas Kendrick. München-Zürich 1958, Droemer-Knaur. 71 Seiten, 153 Bildtafeln, 6 Farbtafeln.
- A Guide to the Manx Open-Air Folk Museum Cregneash. A Branch of the Manx Museum and National Trust. Douglas (Isle of Man), The Manx Museum. 1957. 20 Seiten, zahlr. Abb.

g) Estland

- (V. Belitser, T. Habicht, A. Moora, H. Moora, M. Rebane, L. Trees), Eesti rahva-roivaid XIX sajandist ja XX sajandi algult (Estonische Volkstracht im 19. und 20. Jahrhundert). Tallinn, Eesti riiklik kirjastus, 1957. Herausgegeben von der Estnischen Akademie der Wissenschaften, Ethnographisches Museum. 256 Seiten, 387 Abb. im Text, 121 Tafeln, 2 Musterbogen.

h) Finnland

- Niilo Valonen, Gräveningsfynden i det gamla Abo (Abo Stads Historiska Museums Arsskrift, 1956/57, S. 9—107, 78 Abb. im Text, 16 Tafeln).

Wien 1959

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1

Die Zuckertüte zum Schulbeginn

Zur Einbürgerung eines Brauches in Wien

Von Leopold Schmidt

Jedes Jahr liegen in den ersten Tagen des September in den Auslagen der großen Konditoreien Wiens, vor allem in jenen der Inneren Stadt und der Mariahilferstraße, merkwürdige große Stanitzeln, gemeindeutsch „Zuckertüten“ genannt¹⁾. Vor etwa drei bis vier Jahrzehnten gab es sie noch nicht, und dem allgemeinen Urteil nach zu schließen waren sie auch viele Jahre später noch nicht bekannt. Anscheinend sind es jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, daß damit begonnen wurde, und so kann man wohl annehmen, daß es sich da um eine Einführung innerhalb dieses Zeitraumes handelt. Die bunten Tüten, erstaunlich groß und für sehr viel süße Füllung berechnet, sind geschmackvoll gemacht, manchmal rein kunstgewerblich ausgeführt, manchmal mit lustigen Erstklassersprüchen beschrieben. Im ganzen aber offensichtlich noch eine Neuigkeit, eine Neueinführung, die über den Kreis besagter Konditoreien erst allmählich hinauszugreifen beginnt. Von einer besonderen Verbreitungsdichte ist bei Beobachtung verschiedener Schulen jeweils am Schulanfang noch nicht viel zu bemerken.

Eine Einführung seit vor etwa zwanzig Jahren, das bedeutet in Wien den Hinweis auf einen markanten Zeiteinschnitt. Falls es sich um eine Neueinführung handeln sollte, dann wäre sie mit dem zahlenmäßig verstärkten reichsdeutschen Element in den Jahren zwischen 1938 und 1945 in Wien zeitgleich und vermutlich in Verbindung zu bringen. Das läßt sich aber nur durch eine intensivere Beobachtung des Brauchtums der Schulen und der Schüler feststellen, wovon in unserer Brauchforschung bisher sehr wenig die Rede war. Die rauen Bubenbräuche freilich, beispielsweise das „Hobeln“, die Einführung der Neulinge über eine oder mehrere Bänke, die sind geläufig²⁾. Aber Anfangs-

¹⁾ Ich habe 1955 zuerst darauf hingewiesen: Schmidt, Die Zuckertüte zum Schulbeginn (Wiener Zeitung Nr. 207 vom 7. September 1955, S. 3).

²⁾ Schmidt, Wiener Volkskunde. Wien 1940. S. 63 f.

bräuche wie der mit diesen auffallend stilisierten Zuckergaben, die sind bisher noch nicht beobachtet worden. Nicht in Wien, und offenbar auch im näheren Umkreis nicht. Auch die anderen österreichischen Städte haben den Brauch bisher offenbar noch nicht zur Kenntnis genommen. Auch die der Gegenwart so durchaus aufgeschlossene Stadtvolkskunde von Linz, die Hans Commenda erst 1958 vorgelegt hat, berichtet darüber noch nichts³⁾.

Der Brauch ist also nicht an der Donau und in den Alpen gewachsen, er muß von weiter her stammen. Das benachbarte Süddeutschland kommt dafür offenbar auch nicht in Frage, denn auch in der bayerischen Hauptstadt ist der Brauch neueren Herkommens. Wir halten uns für eine genauere Umschau in diesem Fall an sonst und bisher wenig genützte Quellen, nämlich an die Lebenszeugnisse von literarisch tätigen Menschen, an Selbstbiographien und verwandte Darstellungen. Wiener, Grazer und Linzer Selbstdarstellungen haben keine Beiträge zu dem Thema geliefert. Für das München des Jahres 1907 liegt nunmehr eine aufschlußreiche Stelle in den Jugenderinnerungen des Historikers Hermann Heimpel vor, der in diesem Jahr die Volksschule bezog: „Die Zeremonien des ersten Schultags waren sehr einfach. Zuckertüten gab es für die Münchner ‚Erstkläßler‘ nicht, die Festlichkeit bestand eigentlich nur in der Versammlung der Mütter, die ihre Söhne in dem grauen, noch neuen Gebäude an der nordöstlichen Ecke von Türken- und Schellingstraße abliefern.“⁴⁾ Das entspricht durchaus den Verhältnissen auch in Wien. Ländlichen Schulbrauch solcher Art hat es in unseren Landschaften schon gar nicht gegeben: Es bleibt also nur die Ausschau nach Herkunftsgebieten, die weiter als das benachbarte Bayern liegen müssen, und dennoch auf Wien eingewirkt haben können.

Wir haben den Brauch, von Wien aus begreiflicherweise, zunächst als Großstadtbrauch gebucht. Zweifellos ergibt sich bei einer derartigen flüchtigen Zuordnung auch die Neigung, den Neuwuchs etwas geringschätzig als Zuckerbäckerbetätigung abzutun, als jene Form der geschäftstüchtigen Steigerung von Brauchformen und Brauchgestalten, die in den letzten Jahrzehnten besonders bei allen Schenkbräuchen, beim Osterhasen wie beim Christkindl und seinem namenlosen männlichen Begleiter, dem „Weihnachtsmann“, immer stärker auffällt. Aber wie so ziemlich in allen solchen Fällen hat sich doch auch die Zucker-

³⁾ Hans Commenda, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. Bd. I. Linz 1958.

⁴⁾ Hermann Heimpel, Die halbe Violine. Eine Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München. Wiesbaden 1958. S. 35.

tüte zum Schulanfang aus älteren Vorformen, letzten Endes vermutlich sogar aus sinnvollen Ursprüngen heraus entfaltet. Nicht in den nahen süddeutschen und schweizerischen Landschaften freilich, sondern weit mehr in Mittel- und Norddeutschland. Man kann sagen, vom Main nach dem Norden zu, in verschiedenen Teilrichtungen, mit verschiedenen Kern- und Ausstrahlungsgebieten, dort verdichtet sich die Verbreitung immer stärker und dort haben sich ab und zu auch altertümliche Züge dieses Brauches erhalten, die zeigen, daß man sich dabei mehr dachte, als der großstädtische Ableger heute erkennen läßt.

Einen bedeutenden Teil der entsprechenden Vorarbeiten für solche Erkenntnisse hat uns die deutsche Brauchforschung der Dreißigerjahre bereits abgenommen. Im Umkreis Adolf Spamer's ist man auf dieses wie auf so viele ähnliche Phänomene aufmerksam geworden, und Richard Beitzl hat daran entscheidenden Anteil. Nicht zuletzt an der Erhebung der Verbreitung des Brauches in dieser Zeit für das wichtigste Sammelunternehmen unserer Disziplin in jener Epoche, für den Atlas der deutschen Volkskunde. Die ersten Befragungen darüber sind 1932 eingeleitet worden, und 1933 hat Beitzl, der in Berlin heimisch gewordene Vorarlberger, bereits in seiner beschreibenden „Deutschen Volkskunde“ darüber berichtet⁵⁾. Freilich war seine Einstellung dazu offenbar zunächst nicht gerade zustimmend. Er stellte zwar fest, wie der Sachverhalt war: „Mit mancherlei Bräuchen, mit kleinen Geschenken und, besonders in den Städten, mit großen bunten Zuckertüten versöhnen die Eltern das weinende Kind . . .“ Aber er findet den Brauch nicht sehr pädagogisch: „Die moderne Schule hat, Gott sei Dank, heute schon bessere Mittel, dem Neuling die Schule freundlich und schmackhaft zu machen.“ Ein fast aufklärerischer Optimismus, möchte man aus der Distanz eines Vierteljahrhunderts dazu sagen. Aber Beitzl, der den bergbäuerlichen Schulbeginn in Erinnerung trug, war mit dem in Berlin beobachteten Brauch eben nicht einverstanden. 1934 schrieb er wieder: „Es ist so bezeichnend wie bedauerlich, daß vorläufig noch die große Zuckertüte mit dem Unsinn der gehäuften Leckereien und Süßigkeiten, als offenkundiges Schmerzensgeld für den Jammer des ersten Schultages, immer weitere Verbreitung findet.“⁶⁾ In ruhigerem Ton kommentiert 1935 Eduard Craß die unter Adolf Spamer's Leitung zusammengestellten Lebensbrauchbilder, von denen eines auch den „ersten

⁵⁾ Richard Beitzl, Deutsche Volkskunde. Berlin 1933. S. 136.

⁶⁾ Richard Beitzl, Volkskunde und Schule. Leipzig 1934. S. 21.

Schulgang mit Zuckertüte und Schulranzen“ in Berlin zeigt: „Auch erhält es (das Kind) vielfach, meist von den Paten, zur Versüßung des neuen und ersten Pflichtenkreises eine Schul- oder Zuckertüte. Aber obwohl schon Horaz in seinen Satiren (I, 1, 25) die Verabreichung von Zuckerzeug an die Schulneulinge bezeugt, fand die Schultüte in der heutigen Form erst im letzten Jahrzehnt von Mitteldeutschland her weite Verbreitung. Waren diese Schultüten bei den wohlhabenden Familien fast stets mit Süßigkeiten gefüllt, so enthielten sie bei den ärmeren oft ein Paar Stiefel, einen Wecken („Schuster“) und eine dünne Auflage von Näschereien.“ 7)

In den gleichen Jahren, in denen also diese ersten Beobachtungen von volkskundlicher Seite niedergeschrieben und veröffentlicht wurden, und sogar Bildzeugnisse erfreulicherweise dargeboten werden konnten 8), gab die Aufnahme für den Atlas der deutschen Volkskunde das objektive Bild des Brauchbestandes um 1932, das freilich erst 1938 als Karte gezeichnet und noch später veröffentlicht wurde 9). Diese Karte ergibt nun tatsächlich, daß wir es vor allem mit einem mitteldeutschen Brauch zu tun haben. In den protestantischen Landschaften Nordbayerns beginnt die schütterere Verbreitung südlich des Mains, nördlich davon wird sie rasch dichter, und bleibt es, bis zur Höhe von Magdeburg etwa. Aber ganz Sachsen ist ebenso dicht beteiligt, und Schlesien, mit Oberschlesien, dessen irreführenderweise besonders dichtes Punktenetz freilich durch die wesentlich dichtere Befragung zu erklären ist. In Nordostdeutschland ist die Streuung der Verbreitungspunkte wesentlich geringer, nach dem Nordwesten zu hört sie fast ganz auf. Einzelpunkte finden sich in den verschiedensten Landschaften, aber neben den Zeichen für ganz andere Schulanfangsgeschenke: Neben den Zeichen für die Brezel im Westen, am Mittelrhein, aber auch in Baden, neben den Zeichen für den Lebzelten in Franken, neben den weit verstreuten Zeichen für Süßigkeiten. Österreich bleibt wie Altbayern ziemlich leer. Die Alpenländer kennen offenbar so gut wie gar keine Schulanfangsgeschenke. Nur ab und zu werden im Südosten Süßigkeiten als derartige Gabe gemeldet, mitunter auch Geldgeschenke, sehr selten ein Stück Kuchen, ein Kipfel, und man darf

7) Eduard Craß, Deutsches Brauchtum im Lebenslauf. Eine Bilderfolge (= Bilder zur Deutschen Volkskunde, herausgegeben von Adolf Spamer, 1. Folge). Leipzig 1935. S. 31 f.

8) Craß, ebendort, Abb. 9.

9) Atlas der deutschen Volkskunde, Band 5, Karte 98. Als Kommentar dazu muß man einstweilen die bei Paul Sartori, Sitte und Brauch, Bd. I, S. 45, zitierte Literatur verwenden.

diese Einzelpunkte also zweifellos in keiner Weise zusammenfassen und aus ihnen einen „Brauch“ in irgendeiner landschaftlichen Zuordnung ablesen. Das gilt ganz besonders für jene wenigen Belegpunkte, die schon damals die Gabe der Zuckertüte meldeten: Bei einer wirklichen Quellenkritik, wie wir sie für ein derartiges Atlaswerk als notwendig erachten, hätte sich die Unstichhaltigkeit der Antworten zweifellos herausgestellt. Wien weist, und das ist maßgebend, keinen Belegpunkt auf.

Unserer heutigen Auffassung nach hat einer solchen Verbreitungskarte auch der Versuch einer *Vergangenheitsaufweisung* zu entsprechen. Wir sagen „Vergangenheitsaufweisung“, weil uns der sonst gern verwendete Ausdruck „Geschichte“ dafür viel zu großartig dünkt. Die Zuckertüte zum Schulanfang hat keine erkennbare Geschichte, wohl aber eine Vergangenheit, und zwar in allen den genannten Verbreitungslandschaften, und vielleicht auch noch hie und da darüber hinaus. Aus einigen Landschaften liegen ja bereits Zeugnisse volkkundlicher Aufzeichnung vor, die einige zeitliche Anhaltspunkte gestatten. Darüber hinaus liefern, wie schon erwähnt, die Lebenszeugnisse verschiedener Männer und Frauen der Feder gute Schilderungen, die als Kindheits Erinnerungen besonders örtlich gebunden und persönlich getönt erscheinen. Wenn wir wissen wollen, wie sich die Kinder mit dieser Brauchgabe abfanden, was sie davon glaubten, dann liest man am besten in derartigen Jugenderinnerungen nach. Es ist ein hübscher Zufall, daß eine der am weitesten zurückführenden belegartigen Schilderungen mit einem um Österreich hochverdienten Mann zusammenhängt. Ich meine damit Josef Meder, den großen Graphikforscher und langjährigen Vorstand der Wiener Albertina, der köstliche Lebenserinnerungen hinterlassen hat. Meder war ein Bauernbub aus dem westlichen Egerland, und seine Kindheit verlief in der Mitte des 19. Jahrhunderts. In dem ersten Teil seiner Erinnerungen, dem „Leben und Meinungen eines Bauernjungen“ hat Meder nun unseren Brauch für seine Heimat so ganz kindertümlich festgehalten, indem er schreibt: „In unserer Schule gab es noch eine weitere tiefer gehende und schmerzliche Täuschung. Damit wir nicht etwa gleich am ersten Vormittag heulend davonliefen, redeten uns alle Angehörigen wochenlang von dem Zuckerbaum vor, der mit Näschereien dicht behangen in der Schulstube stehe und nur für die Erstlinge bestimmt sei. Das war allerdings etwas! Als mich meine Mutter dem Lehrer — meine Familie nannte ihn nur den Schultvetter — mit freundlichem Gesichte übergab, suchten meine Blicke in dem dunstigen Raume nur diese einzige Herrlichkeit, leider vergebens.“

Und als ich mich zu Hause über diese Unwahrheit bitter beklagte, sagte mein Bruder, er stehe auf dem Dachboden, wegen der anderen. Neue Hoffnungen und Pläne, ihn aufzusuchen, keimten auf. Des anderen Tages schlich ich mich während des Unterrichtes hinaus, kroch die hohen Treppenstufen auf allen Vieren empor, immer horchend wie ein Dieb, ob sich nicht eine Wohnungstüre öffne. Kaum daß meine Augen den weiten Dachboden überblicken konnten, erlebte ich abermals den Schmerz der kleinen Betrügerei. Alles leer, nichts Grünes, mit Tüten Behangenes, wie ich es mir so lebhaft eingebildet hatte; nur aufgehängte Wäsche, Mehltruhen und Bodengerümpel. — Merkwürdigerweise erhielt ich an diesem Tage nach der Stunde vom Lehrer eine Zuckertüte, die doch wieder dem Zuckerbaum entstammen sollte. — Welche Gutmütigkeit und Einfalt verlangt man von den Kleinen! Und sie haben sie auch, weil ihr Vertrauen zu den Erwachsenen ein unbegrenztes ist und so lange ausharret, bis es roh erschüttert wird.“¹⁰⁾ Der sentimental-kinderpsychologischen Schlußfolgerung geben wir heute eine ganz andere Wendung: Wir wüßten viel lieber, ob man auch in anderen Dörfern des Egerlandes an diesen Zuckerbaum glaubte, ob auch dort der Lehrer solche Zuckertüten austeilte? Die Atlaskarte zeigt einige Belegpunkte im Egerland wie im anschließenden Nordböhmen, neben den häufigeren Belegen für das Geschenk von Süßigkeiten und von Geld. Die Geschichte von dem Zuckertütenbaum ist auf jeden Fall weiter verbreitet gewesen. Bei der Sammlung der Atlasbelege ist sie auch für Mitteldeutschland festgehalten worden: „In Thüringen (Wiehe) sagt man, in seinem Keller habe der Lehrer einen Baum, darauf wachsen noch mehr solche Tüten, wenn das Kind brav sei.“¹¹⁾ Da ließe sich zu dieser Sonderform also noch manches gewinnen, und eine besondere Karte für diesen Glaubenszug wäre wohl möglich und vielleicht aufschlußreich; davon aber unten noch mehr.

Versucht man nun, an Hand von weiteren Selbstbiographien den Zeugnissen für Zuckertüten zum Schulanfang in Süddeutschland nachzugehen, so findet sich sehr wenig, und sogar an diesem wenigen muß Quellenkritik einsetzen. Ein aufschlußreiches Zeugnis hat der einstmals sehr bekannte Schriftsteller Paul Oskar

¹⁰⁾ Joseph Meder, Von der Scholle herauf. Lebenserinnerungen. Wien 1928. S. 31 f.

¹¹⁾ Beitzl, Deutsche Volkskunde, S. 136.

Dieser Zuckertütenbaum hat übrigens nichts mit der Bezeichnung „Zuckerbaum“ für den Christbaum zu tun, die auch ein ganz anderes Verbreitungsgebiet besitzt. Vgl. dazu Hugo Hepding, Der Zuckerbaum (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. XXX/XXXI, 1932, S. 257 f.).

Höcker in seinen Erinnerungen dargeboten. Seine Schuljahre verliefen in Karlsruhe, in den Siebziger- und Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts. Seinen Schuleintritt schildert er folgendermaßen: „Als ich Anfang Oktober 1872 ins Lyceum am Marktplatz neben der evangelischen Stadtkirche kam, bestand dort noch die drollige Stiftung eines alten Karlsruher Bürgers, aus der jeder neucintretende Abc-Schütze als Willkommensgruß der Wissenschaften eine große, mürbe Brezel erhielt. Der Schuldiener erschien am Einschulungstag mit einem Waschkorb in der Klasse, und Herr Scherer verteilte die duftende Liebesgabe. Daheim erwartete mich die nächste Freude: die Zuckertüte der Eltern. Sie war ebenso bunt und umfangreich wie die ‚Storchtüten‘, die wir Jungen bei der Ankunft unserer Schwester erhalten hatten.“¹²⁾ Die Stelle ist also gleich in dreifacher Hinsicht aufschlußreich. Erstens gibt sie deutlich an, daß das brauchtümlische Schuleintrittsgeschenk in Karlsruhe eben die Brezel war: Ein Blick auf die Atlaskarte zeigt, daß Karlsruhe heute nur mehr am Westrande des bedeutenden badisch-württembergischen Brezelgebietes liegt, an der früheren Zugehörigkeit kann aber gar kein Zweifel bestehen. Karlsruhe ist ja nach 1871 stark dem südwestdeutschen Traditionszusammenhang entfremdet worden. Der Vorgang des Bevölkerungszustromes aus anderen, zumal mittel- und norddeutschen Landschaften in die badische Residenz war schon in Höckers Jugendzeit im Gange, worauf noch einzugehen sein wird. Zunächst nur ein Hinweis darauf, daß das traditionelle Brezelgeschenk sich auch in älteren badischen Jugenderinnerungen belegen läßt. Heinrich Hansjakob, der große Schwarzwälder Volksschriftsteller, hat es für die Vierzigerjahre in Haslach im südlichen Schwarzwald in liebenswürdiger Form festgehalten: „Übrigens bewahre ich den längst toten Stadtherren meiner Schulzeit ein dankbares Andenken um der Freude willen, die sie uns Kindern jedes Jahr bereitet. Wenn an Ostern die Prüfungen vorüber waren, so öffnete sich die Türe des Schulzimmers, und herein traten der ‚Stadtbot‘ und die ‚Sicherheit‘, jeder mit einem Riesenkorb voll großer Brezeln. Ein ‚Vater der Stadt‘ nahm die Ehrengabe der Bürgerschaft an die Schuljugend in Empfang und stellte sich an den Körben auf. Nun begann der Vorbeimarsch: Männlein für Männlein und Weiblein nach Weiblein zogen vorüber, und jedes erhielt eine Brezel.“¹³⁾ In diesem Zusammenhang will also

¹²⁾ Paul Oskar Höcker, *Gottgesandte Wechselwinde. Lebenserinnerungen eines Fünfundsiebzighährigen.* Bielefeld und Leipzig 1940. S. 45.

¹³⁾ Heinrich Hansjakob, *Der Wälderbub. Erinnerungen.* Stuttgart 1937. S. 109.

die Aufzeichnung Höckers für Karlsruhe gesehen werden. Es handelte sich auch dort um den Rest eines alten Gemeinschaftsbrauches, von dem sich der neue Brauch der Gabe zu Schulanfang deutlich abhob. Damit sind wir aber beim zweiten Punkt der Höckerschen Problematik: Die Eltern gaben dem kleinen Paul Oskar die Zuckertüte zuhause. Und diese Eltern stammten nicht aus Karlsruhe, auch nicht aus Baden überhaupt. Der Vater, schlesisch-sächsischer Abstammung, kam vom Hoftheater in Meiningen, die Mutter aus Pilsen in Westböhmen. Alles Gebiete, in denen die Zuckertütengabe Brauch war; wir müssen nicht entscheiden, von welchem dieser Gebiete die stärkere Familientradition ausgegangen sein mag, sie waren alle längst von dem Brauch erfüllt. Und zwar, um nun noch den dritten Punkt zu erörtern, auch in der Hinsicht, daß die Zuckertüte wohl als brauchmäßige Gabe zu Schulanfang gereicht wurde, aber noch mehr in der von Höcker angedeuteten anderen, daß diese Tüte nämlich den Kindern bei Ankunft des neuen Geschwisterchens gegeben wurde. Davon wird aber noch eigens die Rede sein müssen.

Mit Höcker sind wir in die Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts gekommen, mit Leo Weismantel gelangen wir in seine Neunzigerjahre. Der fränkische Dichter hat den Schulanfang um 1895 in der Rhön mitgemacht und ein halbes Jahrhundert später kurz beschrieben: „Nun will ich auch der Schule gedenken. Von ihr weiß ich nur wenig, — etwas vom ersten Tag, weil es da eine Tüte gab mit allerlei Zuckerzeug und einen großen Weck. Das war das gewaltige Versprechen an die Abschützen.“¹⁴⁾ Die Atlaskarte nach den Erhebungen von 1932 zeichnet in der Gegend tatsächlich Zuckertüten neben Wecken ein: Eine genaue, detaillierte Landschaftskarte müßte also nach Weismantels Zeugnis Zuckertüten und Wecken an einem Ort einzeichnen. Die Wecken dürften wohl die landschaftlich ältere Tradition darstellen, die Zuckertüten mögen hier nach Nordbayern aus dem benachbarten Thüringen gekommen sein, wo das dicke mitteldeutsche Belegnetz beginnt.

Auch in diese breite mitteldeutsche Zuckertüten-Verbreitungslandschaft gestatten die Lebenszeugnisse Einblicke. Es handelt sich, um bei der zeitlichen Reihenfolge zu bleiben, nun schon um einen Beleg aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Dichter Erich Kästner trat im Jahr 1905 in Dresden in die Volksschule

¹⁴⁾ Leo Weismantel, Jahre des Werdens. Eine Jugend zwischen Dorf und Welt. Berlin 1940. S. 78.

ein, ein halbes Jahrhundert später hat er seine Erinnerung an dieses Ereignis folgendermaßen aufgezeichnet: „Die 4. Bürgerschule in der Tieckstraße, unweit der Elbe, war ein vornehm düsteres Gebäude mit einem Portal für die Mädchen und einem für die Knaben . . . Herr Bremser setzte uns, der Größe nach, in die Bankreihen und notierte sich die Namen. Die Eltern standen, dichtgedrängt, an den Wänden und in den Gängen, nickten ihren Söhnen ermutigend zu und bewachten die Zuckertüten. Das war ihre Hauptaufgabe. Sie hielten kleine, mittelgroße und riesige Zuckertüten in den Händen, verglichen die Tütengrößen und waren, je nachdem, neidisch oder stolz. Meine Zuckertüte hättet ihr sehen müssen! Sie war bunt wie hundert Ansichtskarten, schwer wie ein Kohleneimer und reichte mir bis zur Nasenspitze! Ich saß vergnügt auf meinem Platz, zwinkerte meiner Mutter zu und kam mir vor wie ein Zuckertütenfürst . . . Doch das ging bald vorüber. Herr Bremser verabschiedete uns; und die Eltern, die Kinder und die Zuckertüten stiefelten gesprächig nach Hause. Ich trug meine Tüte wie eine Fahnenstange vor mir her. Manchmal setzte ich sie ächzend aufs Pflaster. Manchmal griff meine Mutter zu. Wir schwitzten wie die Möbelträger. Auch eine süße Last bleibt eine Last . . . Von der Luisenstraße an ließ ich die Tüte nicht mehr aus den Händen. Es war ein Triumphzug. Die Passanten und Nachbarn staunten. Die Kinder blieben stehen und liefen hinter uns her. Sie umschwärmten uns wie die Bienen, die Honig wittern. ‚Und nun zu Fräulein Haubold!‘ sagte ich hinter meiner Tüte . . . Sie sollte mich bewundern. Ihr wie keinem sonst gebührte der herrliche Anblick . . . Meine Mutter öffnete die Tür. Ich stieg, die Zuckertüte mit der seidnen Schleife vorm Gesicht, die Ladenstufe hinauf, stolperte, da ich vor lauter Schleife und Tüte nichts sehen konnte, und dabei brach die Tütenspitze ab! Ich erstarrte zur Salzsäule. Zu einer Salzsäule, die eine Zuckertüte umklammert. Es rieselte und purzelte und raschelte über meine Schnürstiefel. Ich hob die Tüte so hoch, wie ich irgend konnte. Das war nicht schwer, denn sie wurde immer leichter. Schließlich hielt ich nur noch einen bunten Kegelstumpf aus Pappe in den Händen, ließ ihn sinken und blickte zu Boden. Ich stand bis an die Knöchel in Bonbons, Pralinen, Datteln, Osterhasen, Feigen, Apfelsinen, Törtchen, Waffeln und goldenen Maikäfern. Die Kinder kreischten. Meine Mutter hielt die Hände vors Gesicht. Fräulein Haubold hielt sich an der Ladentafel fest. Welch ein Überfluß! Und ich stand mittendrin . . .“¹⁵⁾ Man mag Kästner

¹⁵⁾ Erich Kästner, Als ich ein kleiner Junge war. Wien 1957. S. 72 f.

dichterischer Freiheit und Übertreibung bezichtigen. Aber seine Erzählung gibt doch einen guten Einblick in Form und Inhalt des Brauches wie der Zuckertüten selbst, und wenn wir schließlich noch erfahren: „Die Zuckertüte hatte meine Mutter gekauft und gefüllt“, dann haben wir so ziemlich alle für uns wichtigen Mitteilungen aus dem Bericht entnommen, der für das Dresden im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts steht. Und Dresden lag auch 1932 mitten im dichtesten Verbreitungsgebiet des Brauches, so daß der Beleg aus der Selbstbiographie die willkommene Vertiefung in die Vergangenheit gerade in einem flächig gut bekannten Gebiet darstellt. Vergangenheit, nicht Geschichte: Denn über das eventuelle Werden des Brauches sagt das Zeugnis nichts aus.

Von diesem Werden sprechen vielleicht die gelegentlichen Andeutungen in den Berichten, daß die Zuckertüte von einem Zuckerbaum stamme. Was Josef Meder mehr oder minder als Phantasie darstellt, hat es, wie die Atlas-Belege beweisen, tatsächlich gegeben. Die Kurzfassung des Sachverhaltes wird auf der Karte folgendermaßen formuliert: „Den Kindern wird erzählt, daß im Schulkeller oder auf dem Schulboden ein Baum wachse, an dem die Geschenke (Tüten mit Süßigkeiten oder Pflaumen, Rosinen usw.) hängen. Dieser Baum heißt Pflaumenbaum, Rosinenbaum, Schachtelbaum, Schokoladenbaum, Boltchenbaum (Boltchen gleich Zuckerzeug), Tütenbaum, Weckenbaum.“ Außerdem besagt die Legende zum letzten Zeichen der Gruppe: „In der Schulklasse ist ein baumartiges Gestell aufgebaut, an dem die Schultüten hängen (wird Tütenbaum genannt).“ Wie schon gesagt, ist dafür keine Sonderkarte gezeichnet worden, die Zeichen stehen mitten zwischen den anderen drin und lassen daher die Verbreitungslandschaft nicht gut hervortreten. Thüringen, Anhalt, das Vogtland und das angrenzende sächsische Erzgebirge und sein Vorland im Norden sind offenbar hauptsächlich beteiligt. Im Osten des Gebietes, bis Bautzen und Zittau etwa, tritt der tatsächlich in der Schulstube aufgestellte Tütenbaum verhältnismäßig oft auf.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man diesen Gabenbaum als das alte Zentrum des Brauches auffaßt. Gabenbringende Bäume sind unserem Volksbrauch zu den verschiedensten Festzeiten wohlvertraut¹⁶⁾. Der Maibaum auf der einen, der Christbaum auf der anderen Seite, sie verkörpern die bekanntesten Ausformungen dieses Brauchgedankens. Der Christbaum und sein Vorläufer,

¹⁶⁾ Adolf Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit. Jena 1937. S. 71 ff.

der Nikolobaum¹⁷⁾, stehen dem „Zuckerbaum“, dem „Tütenbaum“ zweifellos besonders nahe. Aber die brauchgeschichtlichen Möglichkeiten sind durch die Einbindung der Erscheinung in das Schulwesen nur mit Schwierigkeiten zu erkennen. Es war doch so, daß die Gaben von den Eltern gestiftet wurden. Die Spätformen, die von Beitzl so hart kritisierte übergroße Zuckertüte, war zweifellos reichlich unpädagogisch. In älterer Zeit versuchte der Lehrer durch diese Gaben die Kinder allmählich an die Schule zu gewöhnen. Er gab ihnen in den ersten Schultagen täglich einige Pflaumen, Feigen oder Rosinen aus einer solchen Tüte, die ihm von den Müttern anvertraut worden war: Und in eben solchen Fällen hingen dann diese Tüten tatsächlich an dem Gabenbaum, oder man erzählte den Kindern doch, daß die Früchte an einem solchen Wunderbaum gewachsen seien. Das fügt sich in die sonst bekannten Hausbräuche um den Christbaum usw. gut ein. Eine solche Entfaltung kann sich aber eben doch nur in den erwähnten mitteldeutschen Landschaften vollzogen haben. Dort wäre anscheinend die Vollform des Brauches zuhause gewesen, bei der Gabenbaum und Zuckertüte noch zusammengehörten. In den weiteren, anscheinend jüngeren Ausbreitungsgebieten ist dann offenbar die Gabe allein, die Zuckertüte, vorgezogen, und hat zum Teil die älteren Schulanfangsgeschenke zu verdrängen begonnen.

Diese Ausformung wurde in manchen Gegenden aber sicherlich noch dadurch erleichtert, daß ein anderer Erstlingsbrauch ganz ähnlich verlief. Es handelt sich um den mitteldeutschen **T a u f b r a u c h**, bei dem die älteren Geschwister des Neugeborenen derartige Zuckertüten erhalten. Hier sind wir nun ganz auf die Zeugnisse der Selbstbiographien und verwandten Veröffentlichungen angewiesen. Während nämlich dem Schulanfangsbrauch doch eine gewisse Beachtung geschenkt wurde, die sich anlässlich der frühen Arbeit am Atlas der deutschen Volkskunde sogar zu einer ersten flächigen Befragung und der kartographischen Darstellung ihrer Ergebnisse steigerte, ist man dem eng damit verbundenen Brauch der Besenkung der Geschwister eines Neugeborenen ebenfalls mit einer Zuckertüte bisher anscheinend überhaupt kaum nachgegangen.¹⁸⁾ Wie schon bei dem Beleg in der Schilderung Paul Oskar

¹⁷⁾ Emil Karl Blümmel und Gustav Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien. Wien und Leipzig 1922. S. 42 f.

¹⁸⁾ Nur bei Richard Beitzl, Der Kinderbaum. Brauchtum und Glauben um Mutter und Kind. Berlin 1942. S. 50, ein kurzer Hinweis: „Bei den Hessenkindern machte er (sc. der Storch) sich noch besonders beliebt durch die große Zuckertüte, die er den Geschwistern des Neugeborenen mitbringt.“

Höckers hinzuweisen war, deuten auch hier Herkunftsfäden auf Mitteldeutschland. Das älteste Zeugnis aus den hier verwerteten Selbstbiographien führt gleichfalls dorthin, und zwar direkt nach Thüringen, bemerkenswerterweise wieder von Wien aus. Es handelt sich um das Zeugnis von Rosa von Gerold, die in die altberühmte Wiener Buchhändlerfamilie von Thüringen her einheiratete und den Taufbrauch in ihren liebenswürdigen Erinnerungen 1908 so beschrieb, wie sie ihn von der Geburt eines Bruders im Jahre 1834 her im Gedächtnis behalten hatte: „Wir Schwestern waren zur Tante Langfeld gebracht worden und spielten dort mit deren Kindern. Plötzlich brachte man uns zwei große Tüten von Goldpapier, mit Zuckerwerk gefüllt, und sagte uns, die habe der Storch, der eben ein Brüderchen ins Haus getragen, für uns mitgebracht! Dies war alte Thüringer Sitte.“¹⁹⁾ In Wien ist von dem Brauch sonst nie die Rede, er ist also anscheinend durch die beträchtliche reichsdeutsche Einwandererwelle nach der Mitte des 19. Jahrhunderts hier nicht eingewurzelt worden. In Mittel- und Norddeutschland dagegen läßt er sich zumindest an Hand literarischer Zeugnisse weiterverfolgen. Zeitlich dem Geroldschen Zeugnis am nächsten käme wohl der Beleg in den „Buddenbrooks“ von Thomas Mann. Dort wird die Geschwisterbeschenkung in einem vornehmen Lübecker Haus um 1840 anlässlich der Ankunft eines Neugeborenen folgendermaßen geschildert: „Ihre Gesichter waren rot und erregt. Welch ein Festtag heute! Der Storch, ein Storch mit braven Muskeln, entschieden, hatte außer dem Schwesterchen noch allerlei Prachtvolles mitgebracht: eine neue Schulmappe mit Seehundsfell für Thomas, eine große Puppe mit wirklichem — dies war das Außerordentliche — mit wirklichem Haar für Antonie, ein buntes Bilderbuch für die artige Klothilde, die sich aber still und dankbar fast ausschließlich mit den Zuckertüten beschäftigte, die gleichfalls eingetroffen waren, und für Christian ein komplettes Kasperle-Theater mit Sultan, Tod und Teufel...“²⁰⁾ Da Thomas Mann seinen großen Roman weitgehend nach Familien-erinnerungen gearbeitet hat²¹⁾, ist es durchaus möglich, daß hier die Schilderung eines Lübecker Bürgerbrauches vorliegt. Es ist höchstens fraglich, ob der Brauch schon für die Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts angesetzt werden darf. Aber das Thüringer Gegenstück von 1834 bei Rosa von Gerold würde dazu stimmen.

¹⁹⁾ Rosa von Gerold, Erinnerungen. Wien 1908. S. 6.

²⁰⁾ Thomas Mann, Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Berlin (Ausgabe 1930). S. 58.

²¹⁾ Quellenmäßig wichtig: Viktor Mann, Wir waren fünf. Bildnis der Familie Mann. Konstanz 1949.

Einige Jahrzehnte später ist der Brauch in der anderen großen Hansastadt, in Bremen, sehr gut bezeugt. Rudolf Alexander Schröder hat ihn in seinen Kindheitserinnerungen ausführlich geschildert, wobei sich der betreffende Abschnitt „Unser altes Haus“ auf die Zeit um 1880 bezieht. Schröder schreibt: „Auch anderer, in unserer Familie in ziemlich regelmäßigen Abständen — etwa von zwei zu zwei Jahren — einfallender Ankömmlinge wäre unter dieser Rubrik zu gedenken; denn die Ankunft eines neuen Brüderchens oder Schwesterchens war selbstverständlich jedesmal ein großes Fest, das nach herkömmlichen Riten gefeiert wurde. Erstens gab es — wenigstens so lange man noch in der kleinen Schule war — einen halben Tag frei, und zweitens gab für uns Kinder der Storch seine Visitenkarte in Gestalt zweier großer Tüten ab. In der einen, silbernen, waren kleine, weiße Brezelnchen und Pfeffernüsse, in der anderen, goldnen, buntbezugerte Schokoladenplätzchen nebst weißen und roten, silbernen und goldenen Zuckerperlen. Aber wenn wir auch auf Treu und Glauben die Behauptung hinnehmen mochten, der um den Ursprung aller Menschenkinder in so geheimnisvoller Weise bemühte Vogel bringe sich auf diese Weise bei den ihm ja noch verhältnismäßig nahestehenden Junioren in freundliche Erinnerung und bedanke sich für die Stücke Zucker, die wir, von vorausahnenden Wärterinnen ermuntert, ihm schon einige Wochen hindurch aufs Fensterbrett gelegt hatten, während er andererseits mit den uns gespendeten Gaben die Tatsache gutzumachen suche, daß er wieder einmal unsere arme Mutter ins Bein gebissen hatte, so möchte ich heute doch wohl annehmen, die ja auch zu uraltem Herkommen gehörigen Zuckertüten seien ursprünglich eher als eine Art captatio benevolentiae, eine Art ‚Mitbringsel‘ des von der größten aller Reisen eingetroffenen Neulings, Miterben und Mitessers gedacht gewesen. Nun, über derlei machten wir uns kein Kopfzerbrechen, wir liefen den ganzen Tag mit unseren Tüten herum, waren nach Leibeskräften aller Welt im Wege, und erwarteten ungeduldig den Moment, wo wir das zahnlose, lockenschöpfige Wichtchen, aus dem mit Jahr und Tag so etwas wie wir selber oder doch wenigstens ein laufender und radebrechender ‚kleiner Bruder‘ oder dito Schwester werden sollte, zum erstenmal in seiner, zu jenen Zeiten noch mit ungeminderter Pracht von — freilich unhygienischen — Spitzenvolants, Steppdecken, Stechkissen und dergleichen ausgestaffierten Wiege beaugenscheinigen durften.“²²⁾ Auch hier also die Überzeugtheit vom Alter des Brauches, und die bemerkenswerte

²²⁾ Rudolf Alexander Schröder, Aus Kindheit und Jugend. Erinnerungen und Erzählungen. Hamburg 1935. S. 87 f.

Schilderung des festlichen Aussehens der Gabe: Schrieb Rosa von Gerold von Goldpapiertüten, so waren es hier zwei, eine aus Silber- und eine aus Goldpapier, und beide noch dazu inhaltlich voneinander verschieden. Solche Differenzierungen und die Festigkeit der Erinnerung daran verbürgen zweifellos ein gewisses Alter der Erscheinung.

Neuere literarische Belege haben sich vor allem für Berlin gefunden. Die rege Berliner Volkskunde wird sicherlich weit mehr und auch ältere literarische Zeugnisse für den Brauch finden können, ebenso für den in Berlin besonders eifrig gepflegten Brauch der Zuckertüte zu Schulbeginn. Mir sind bei kursorischer Lektüre besonders zwei literarische Zeugnisse aus den letzten Jahrzehnten aufgefallen. 1948 hat der baltendeutsche Dichter Werner Bergengruen eine reizende Berliner Kindererzählung „Zwieselchen“ veröffentlicht, in der sich folgende Schlußepisode findet: Zwieselchen, ein kleiner Berliner Junge, hat ein Brüderchen bekommen, und sein Onkel Sebastian bereitet ihm im Garten süße Überraschungen: „Das war die Überraschung: auf dem Beet war eine Kokosnuß gewachsen, obwohl das Zwieselchen doch noch gar keine Stachelkastanie hineingesteckt hatte, und es war eine große Ananas gewachsen, und es waren Äpfel und Kirschen und Apfelsinen gewachsen, ganz einfach aus der Erde, ohne Stämme und Zweige, und eine bunte Storchtüte war auch gewachsen, und sie war voll von Zuckerzeug und Schokoladensachen.“²³⁾ Und der Onkel Sebastian erklärt dem Zwieselchen, daß die Storchtüte ihm das Schwesterchen mitgebracht habe. Das zweite, etwa gleichzeitige Berliner Zeugnis findet sich in dem merkwürdigen Roman „Neumond“ von Herbert Cysarz, 1956. Die Stelle, so kompliziert und verschachtelt wie der ganze, anscheinend teilweise autobiographische Roman, bezieht sich offenbar auf die Dreißigerjahre unseres Jahrhunderts. In der Familie des Romanhelden wird in Berlin ein Kind geboren. Die obligate Gabe gilt dem älteren Bruder, der schon zur Schule geht. „Egberts Würmchen gedeiht. Christian, der Zwerg, ist plangemäß heimgeholt worden. Der angekündigte Storch sollte ihm eine riesige Zuckertüte voll köstlichen Inhalts einlegen — so hatte er es abgebildet gesehen. Was er indes zuhause vorfindet, ist eine eckige Packung voll längstbekanntesten Konfekts. Christian verweigert die Annahme. Überredungen fruchten nichts...“²⁴⁾. Das mag also etwa Berliner Wirklichkeit um 1932 widerspiegeln.

²³⁾ Werner Bergengruen, Zwieselchen. Stuttgart 1948. S. 189 f.

²⁴⁾ Herbert Cysarz, Neumond, Roman. Stuttgart 1956. S. 62.

Maßgebend, in Wirklichkeit und Phantasie, war und ist also die mit Süßigkeiten gefüllte Tüte. Nach Form und Inhalt die gleiche zum Schulbeginn und bei Ankunft eines Geschwisterchens. Die beiden Erscheinungen lassen sich also nicht voneinander trennen. In den Bezeugungen anscheinend ziemlich gleich alt, in der Verbreitung offenbar auch gleich gelagert, stellen sie zwei Ausformungen einer Grundgestalt dar. Außer dem bezeugten Alter, nämlich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der ungefähren mittel- und norddeutschen Verbreitung und der starken städtischen, ja großstädtischen Bezogenheit ist uns bisher nicht allzuviel davon bekannt.

Alter und Verbreitung geben eventuell noch einen gewissen Hinweis: Auf das Vorkommen in hauptsächlich protestantischen Landschaften. Das katholische Südostdeutschland, ebenso Österreich, kennen den Brauch entweder gar nicht, keine der beiden Erscheinungsformen, oder doch nur in den Großstädten, die ja seit Jahrzehnten aus dem konfessionellen Gefüge ihrer Heimatlandschaften herausfallen. Von einer bekenntnismäßig-protestantischen Bindung kann aber umgekehrt bei dem Brauch auch keine Rede sein; es handelt sich nur darum, daß wir hier einer der vielen weltlichen Braucherscheinungen gegenüberstehen, die sich auf protestantischem Boden leichter bilden und ausbreiten, weil hier die im katholischen Bereich immer noch mächtigen Wächter sakramentaler und benediktionaler Art alles Brauches längst weggefallen sind.

Umgekehrt ermöglichen solche Erscheinungen rein weltlichen Brauchtums vielleicht einen Einblick in Bezirke einer Art des Volksglaubens, mit dem wir im allgemeinen viel zu wenig rechnen: des Glaubens ohne Verpflichtung. Man könnte auch „Brauch ohne Glaube“ sagen, eingedenk dieses Wesensmerkmals. Der Brauch besteht dann darin, daß man bestimmte Handlungen konventionell setzt, daß man seinem Erstkläßler eben eine Schultüte schenkt. Es haftet aber keinerlei verpflichtender Glaube daran, man denkt nicht etwa, daß es dem Kind etwas schaden könnte, wenn man es unterlassen würde. Diese Freiheit von Segens- und Schadenglaube hat offenbar aber den bildhaft-mythischen Hintergrund der Kinderbräuche nicht zerstört. Man spricht von der wunderbaren Herkunft dieser Zuckertüten, man bezeichnet sie als Früchte eines wunderbaren Baumes, in manchen Gegenden zeigt man sogar diesen Baum, soweit es sich um den Schulbrauch handelt. Die Zuckertüte für die Geschwister eines Neugeborenen wieder ist nach diesen bildhaft-mythischen Vorstellungen vom Kinderbringer, vom Storch, mitgebracht, sie ist gewissermaßen ein Zeugnis

für die wunderbare Überwelt, aus der der Kinderbringer wie das Kind selbst stammen. Die enge Bindung an den Storch mag wesentlich sein: der spitze Storchschnabel und die spitze Zuckertüte haben eine beträchtliche gestaltliche Ähnlichkeit. Und man muß wohl dazu anführen, daß der Storch, nach der Befragung durch den Atlas der deutschen Volkskunde wieder zu schließen, in älterer Zeit hauptsächlich in Mittel- und Norddeutschland als Kinderbringer angesehen wurde.²⁵⁾ Da decken sich also die Verbreitungen der beiden Vorstellungen, bzw. Bräuche, und das ist zweifellos von Wichtigkeit. Auch in diesem Fall sind die protestantischen Landschaften die maßgebenden; die katholischen in West- wie in Süddeutschland haben sich lang gegen den Storchenglauben gewehrt.

Storchenglaube in der heutigen Form und Zuckertütenbrauch mögen verhältnismäßig junge Glaubens- und Brauchsichten sein. Es ist wahrscheinlich noch verfrüht, sie in tiefere und verhänglichere Beziehungen einordnen zu wollen. Auch die Beobachtung des Werdens und der Verbreitung solcher Dinge in unseren Jahrzehnten ist wohl von Wert, und wenn dabei die bemerkenswerte Rolle der Großstadt, der Großstädte, deutlich hervortritt, dann dürfte das auch wichtig sein. Die Vielzahl der in diesen Schmelztiegeln der Volkskultur wirkenden Kräfte kommt auch an einem solchen Beispiel zur Geltung.

²⁵⁾ Richard Beitzl, Der Kinderbaum, S. 51 f.

Votivtypen aus Westflandern

(Mit 9 Abbildungen)

Von Walter Giraldo

Westflandern ist die Meeresprovinz Belgiens. Sie grenzt nördlich an die Nordsee und die Niederlande, östlich an ihre Nachbarprovinz Ostflandern, südlich an Frankreich und den Hennegau, westlich an Frankreich und die Nordsee. Nur in einem schmalen Streifen im Süden spricht man überwiegend französisch, überall sonst wird flämisch gesprochen. Bedeutende Städte sind Brügge, die Hauptstadt, Oostende, Kortrijk¹⁾.

Die Votivkunde ist in Belgien bisher nur wenig getrieben worden²⁾. Und doch bieten unsere so zahlreichen Wallfahrtsorte einen reichen Votivschatz, der inständigst um Entdecker ruft. Anderen Gebieten (Bayern, Österreich, der Schweiz) gegenüber, dehnt sich unser Votivreichtum aus wie ein brachliegendes Land.

Mit diesem Beitrag über die heutzutage noch in unseren Wallfahrtsorten vorhandenen Votivtypen wollen wir es versuchen, diese Lücke für die Provinz Westflandern (= Bistum Brügge) auszufüllen. Dabei sind wir bemüht gewesen, Aufzählungen und Wiederholungen zu vermeiden. Solche Wallfahrtsorte, welche z. B. die üblichsten Wachs- und (oder) Silbervotive innerhalb ihrer Mauern bergen, werden nicht immer wieder erwähnt. Wir denken hierbei an das hl. Blut in Brügge, an die beiden Lourdesgrotten (in der Beguinestiftskapelle und hinter der Passionistenkirche) in Kortrijk, an die Lourdesgrotte auf dem „Rode Berg“, d. h. Roten Berg, in Westouter, an die Kapelle zu Ehren U. L. F. von Ruhe und Frieden in Bikschote usw. Auch haben wir meistens Rücksicht genommen auf die für die erwähnten Krankheiten repräsentativen Wallfahrten. Damit sei aber nicht behauptet, daß die Pilger sich für eine bestimmte Krankheit immer an einen „Spezialistheiligen“ wenden. Wenn

¹⁾ In diesem Artikel haben wir die Namen der Städte und Dörfer nicht verdeutscht.

²⁾ Einen allgemeinen und vergleichenden Aufsatz schrieb schon im Jahre 1923 E. V a n H e u r c k, *Le Contrepoisage et le Rite des Offrandes substitutives et votives* (Extrait du Bull. de la Soc. franç. d'Hist. de la Médecine, XVII, 1923, 3—4).

einem Heiligen kein Krankheitspatronat hinzugefügt ist, so wird dadurch ausgedrückt, daß man ihn gegen alle Übel anruft.

*

Der häufigste Votivtyp, die Kerzen, zeigt eine ziemlich monotone Uniformität. Ausnahmen sind jedoch die oft reich gefärbten und geschmückten Riesenkerzen, geopfert von Abordnungen unserer Parochien, Schulen und Bünde. Hierbei tritt das Nachbarschaftsgefühl stark in den Vordergrund: ehrliche Seelen gehen von Tür zu Tür, um Geld zu sammeln für die zu opfernde Kerze, die manchmal von einer begleitenden Person mit herumgetragen wird; nur wenige Glieder der Nachbarschaft, sogar unter den nicht Praktizierenden, werden sich weigern ihre Spende dazu zu geben. Solche Kerzen, an denen eine kleine Karte mit dem Namen der Parochie, der Schule oder des Bundes befestigt ist, sind besonders verbunden mit Liebfrauenwallfahrten, wie z. B. in Dadizele und Izenberge; man findet sie aber auch in Gistel, wohin man aus den verschiedensten Gegenden des flämischen Teiles Belgiens pilgert, um der hl. Godelieve zu „dienen“³⁾, besonders gegen Hals-, Kopf- und Augenschmerzen. Würde doch diese große flämische Heilige erwürgt und durch ihre Vermittlung ein blindes Mädchen geheilt.

Im Anschluß an diesen Brauch sei hier eine jahrhundertealte Dankprozession erwähnt zur Erinnerung an die Schlacht beim Pevelenberg (in Nordfrankreich) (1304), in der die Flamen, unter ihnen viele Einwohner aus Brügge, die französischen Truppen Philipps des Schönen überwandten. Die Frauen der Brügger Kämpfer gelobten U. L. F. der Potterie in Brügge, eine riesige Wachskerze zu opfern, falls ihre Männer den Sieg davontrügen und wohlbehalten zurückkämen. Alljährlich noch wird zu Maria Himmelfahrt eine Riesenkerze in einer Prozession zur Potteriekirche getragen⁴⁾.

Riesenkerzen, von individuellen Wallfahrern geopfert, sind aber nicht ausgeschlossen. Im Juli 1957 bemerkten wir solches Spezimen in der Kirche von U. L. F. der Dünen in Bredene.

*

Die wächsernen und silbernen Votive, die Mensch⁵⁾ und Tier darstellen, nehmen in Westflandern den wichtigsten

³⁾ „Dienen“ ist das westflämische Wort für „wallfahrten“.

⁴⁾ Ein vorzüglicher Führer für Kirche, Museum und Wallfahrt der Potterie ist das Buch von A. Maertens, *Onze Lieve Vrouw van de Potterie*, Brugge 1937.

⁵⁾ Über die Menschenfigur als Votiv schrieb M. D a e m, *De menselijke figuur als ex-voto* (Oostvlaamse Zanten, XXX, 1955, S. 165 ff.).

Platz ein. Ihrer Form nach sind die Wachsvotive gröber gearbeitet als die bayrischen und österreichischen Typen, und ihrer Art nach kann unsere Provinz sich nicht einer so bunten Mannigfaltigkeit rühmen, wie das in beiden genannten Ländern der Fall ist. Die übliche Farbe der Wachsvotive ist weiß; blau kommt nur selten vor. Silbervotive werden heutzutage nur noch wenig geopfert.

Die menschliche Figur taucht etwa überall auf, wo der Wallfahrtsort Opfergaben enthält. Silberne Wickelkinder kommen nicht häufig vor; man bemerkt Exemplare u. a. in der hl. Blutkapelle in Brügge, wo man Heilung sucht für alle Krankheiten, besonders aber solche des Blutes, um den Rahmen der Mutter von der immerwährenden Hilfe in der Kathedrale in Brügge und in der Kapelle des hl. Herzens Jesu in der Liebfrauenkirche derselben Stadt; weiter zu Ehren des hl. Fiacrius, angerufen gegen allerhand Kinderkrankheiten in der Martinikirche in Kortrijk, und bei der Lourdesgrotte im Kortrijker Beguinenstift. Wachskindchen gibt es besonders da, wo man „dient“ gegen Kinderkrankheiten, wie z. B. in der Kapelle auf dem Gottesacker in Bikschote, wo man U. L. F. von Ruhe und Frieden verehrt, um u. a. die unruhigen Kinder zu beruhigen; in diesem Betort hängen die in Westflandern üblichsten Wachsvotive in reichlichen Büscheln an den Wänden; auch in der Kapelle von U. L. F. zur Ruhe in Deerlijk, wohin man aus demselben Grund pilgert, übertreffen die Wachskindchen die anderen Votive.

Unter den geopfertem Körperteilen bekleidet das Herz den Ehrenplatz. Sehr oft trägt es das Monogramm Christi oder Marias, manchmal auch ein Kreuz oder ein Bildnis Marias; am schönsten sind diejenigen, welche mit der Flamme der Gottesliebe versehen sind. Man findet das Herz an fast allen Wallfahrtsorten und bei den verschiedensten Heiligen. Bisweilen stößt man sogar auf goldne Herzvotive. Am Altar der Madonna in der St. Johann Baptistakirche in Poperinge, besonders in Kindsnöten angerufen, hängt das schönste wächserne Herz, das uns in Westflandern bekannt ist: es ist belegt mit farbigen Blümchen und Laubverzierung.

Was die Köpfe betrifft, berücksichtigen wir nur diese Orte, wohin man an erster Stelle gegen Kopfweh pilgert. Hierbei werden die silbernen Votive von den wächsernen überflügelt. Letztere bemerkt man in Wevelgem, wo ein hl. Dorn Christi verehrt wird, in Varsenare, wo man den hl. Mauritius und seine Gesellen anruft, auch dort, wo es einen Rahmen gibt mit dem Bildnis des hl. Antlitzes (u. a. in der Kathedrale in Brügge, in

der St. Nikolauskirche in Veurne, in Roesbrugge), aber besonders zu Ehren der schon erwähnten Godelieve in Gistel.

Im St. Johannsspital in Brügge „dient“ man der hl. Catharina gegen das sogenannte „St. Catharinarad“, einen kreisförmigen Hautausschlag (herpes circinatus), den der Sympathiegläubige mit den für diese Heilige benutzten Foltergeräten, vier mit Messern besetzten Rädern, im Zusammenhang gedacht hat. In diesem Betort sind gegen diese Krankheit kleine wächserne Räder erhältlich, die wir aber während unserer zahlreichen Besuche niemals unter den geopferteten Votiven (fast alles Zahnschnüre) bemerkt haben. Diese Wachsräder bilden also einen seltenen Fall vom Opfer einer Krankheitsgestalt.

Augen begegnet man in geringerem Maße. Wieder wenden wir uns nur solchen Heiligen zu, deren „Spezialität“ die Augen-sorge ist. In erster Linie tritt schon wieder die hl. Godelieve heran, nicht nur mit — leider undeutlich eingepreßten — wächsernen Augen, sondern auch mit silbernen, unter denen wir ein einfaches Exemplar bemerkt haben. Früher sah man auch silberne Augen in der Kapelle Unserer Lieben Frau der Blinden in Brügge; auch heute kommen Augenranke noch hierher, aber Silbervotive sind jetzt in einen glänzenden Kranz um die Gnadenstatue umgeschmolzen. Hiermit sei nicht behauptet, daß man außer an diesen zwei genannten Wallfahrtsorten keine Augen mehr finden wird, aber sie tauchen bei zu sehr verschiedenen („nicht-spezialisierten“) Heiligen auf, um sie hier zu zitieren.

Ohren sind noch seltener vorhanden. Silberne Beispiele befinden sich in der reichen Mannigfaltigkeit der Votive bei U. L. F. von Lourdes in der Kirche des Beguinestiftes in Kortrijk und bei der Liebfrauenfigur in der romanischen Krypte unter der hl. Blutkapelle in Brügge. Wachsohren zieren die Figur der hl. Maria-Francisca der fünf Wunden, Patronin gegen Krebs, Nerven- und Herzleiden, ebenfalls verehrt in der Kirche des Beguinestiftes in Kortrijk, und die der Madonna von Fatima⁶⁾ in Westniewkerke.

Wer vom Zahnweh geplagt wird, opfert entweder ein Mündchen, ein Gebiß oder eine Schnur Zähne, alle meistens aus Wachs gefertigt. Diese Gaben widmen die Pilger hauptsächlich einem (einer) Heiligen, auf den (die) sie sich berufen gegen Zahn- oder Kopfschmerzen. Selbstverständlich for-

⁶⁾ Vom August bis zum Dezember 1947 machte die Gnadenfigur von Fatima eine grandiose Rundfahrt durch Belgien. Um diese Periode entstanden viele neue Devotionen zu dieser portugiesischen Madonna.

dert hier die große „Zahnärztin“, die hl. Apollonia, den Löwenanteil ein. Mündchen und Gebisse zu ihrer Ehren hangen in der Kirche des Beguinenstiftes in Kortrijk, weiter u. a. in den Kirchen von Eggevaartskapelle 7), Haringe, Oeren, Oeselgem; bestaubte Schnüre bemerkt man in Dranouter, Haringe und in der Kapelle des St. Johannsspitals in Brügge. Heilige, deren Schutz man u. a. gegen Kopfweh anruft, empfangen ebenfalls die oben genannten Votive. Wir denken hierbei an die große Wallfahrt zu Ehren des hl. Johannes des Täufers in Kachtem, und abermals an die hl. Godelieve in Gistel. Letzten Endes begegnen wir diesen Opfergaben auch bei den meisten Kinderwallfahrten; erwähnen wir hier nur die Kapelle von U. L. F. von Ruhe und Frieden in Bikschote und die Kapelle des hl. Vinzenzklosters in Lichtervelde, wo St. Cornelius „gedient“ wird gegen Keuchhusten, schwieriges Durchbrechen der Zähnen, Fallsucht und Viehkrankheiten.

Silberne R ü m p f e findet man noch hie und da, aber wächserne Beispiele sind äußerst selten nachzuweisen. Der schönste Wachsrumpf, versehen mit einem kreuzweise gespreiteten blauen Band, hängt in Damme beim wundertätigen Kreuz, das der Legende nach aus dem Meer aufgefischt wurde.

Das Gliedmaßenopfer (A r m e und B e i n e) ist von den Pilgern immer in reichlichem Maße dargebracht worden. Dabei haben sie nicht immer Rücksicht genommen auf die darauf spezialisierten Heiligen; wir aber kehren uns nur diesen Heiligen zu, die als besondere Hilfeleister gegen Gliederkrankheiten bekannt sind. In dieser Hinsicht kommt an erster Stelle der in Flandern sehr beliebte hl. Livinus in Betracht. Wächserne Gliedmaßen hangen zu seinen Ehren in Elverdinge, Westkapelle und Zandvoorde (bei Oostende). Wir haben sie auch beim hl. Maurus in Bavikhove notiert (Abb. 1).

In viel geringerem Maße kommen H ä n d e vor. Hierbei müssen wir uns wieder verschiedenartigen Heiligen zuwenden. Ein besonders schönes silbernes Exemplar, an einer Kette befestigt, sieht man am Bild der Mutter der immerwährenden Hilfe in der Kathedrale in Brügge. Wachshände sind dem hl. Vinzenz, Diakonus und Märtyrer, geopfert in Beselare, wo man ihm „dient“ gegen ansteckende Krankheiten und Geschwüre; weiter in den Kapellen der Maria der Dünen in Bredene und der Maria-Not-sucht-Trost, angerufen gegen das Fieber in der Westhoekkapelle in Zonnebeke.

*

7) In dieser Kirche sind durch die Sorge eines früheren Pfarrers bei fast allen Heiligenfiguren auffällig viel Votive aufbewahrt worden.

Unter den größeren Tieren sieht man das Pferd immer weniger und weniger. Die Konkurrenz der „motorisierten Pferde“, des Autos und des Schleppers, wird daran nicht unbeteiligt sein. Wächserne Pferde hängen u. a. an einer hölzernen Tafel unter der Statue des „Schweinespezialisten“ Antonius des Einsiedlers — dessen Schutz sich auch oft über den ganzen Viehstand verbreitet — in der Liebfrauenkirche in Brügge. Auch in Zerkegem bemerkten wir im Juni 1952 wächserne Pferdchen, demselben Heiligen aufgetragen.

Das Rind erfreut sich einer geräumigeren Verbreitung. Silberne Spezimina bewundert man in Ingooigem, wo St. Antonius dem Einsiedler „gedient“ wird gegen das Antoniusfeuer bei Mensch und Tier, und gegen allerhand Hautkrankheiten. In Wulpen sind silberne Rinder dem hl. Rochus geopfert. Für die Wachsrinder beschränken wir uns auf Heilige, die als Hornviehpatrone bekannt sind, wie z. B. die mit ihrer traditionellen Kuh dargestellte hl. Brigida von Irland, in Eggewaartskapelle, Beselare und (bis vor einigen Jahren) in Beveren-IJzer, den hl. Cornelius, abgebildet mit dem Horn als ikonographisches Attribut, der u. a. in Adinkerke und Oekene verehrt wird. Im August 1957 bemerkten wir bei einer Antonius-von-Padua-Figur in Alveringem eine Marmortafel, in die mit vergoldeten Linien eine Kuh hineingekerbt war. Dieses Exemplar erstaunte uns sehr, da die üblichen Marmortafeln immer nur mit Texten versehen sind.

Aber das Schwein braucht dem Rind nicht nachzustehen. Selbstverständlich wird unsere Aufmerksamkeit hier an erster Stelle auf St. Antonius den Einsiedler gelenkt, der mit seinem rassigen Schweinchen als ikonographischem Attribut doch als allererster Schweinepatron in Frage kommt. Das schönste silberne Schwein haben wir im schon erwähnten Ingooigem gesehen, wo sein Fest, am 17. Jänner, mit glanzreicher Feier und Naturalienopfer begangen wird. In wächserner Gestalt tauchen die Schweine auf in der Liebfrauenkirche in Brügge, in der Martinikirche in Kortrijk, in Aatrijke, wo sie an einem rautenförmigen eisernen Schild hängen, weiter in St.-Julian-Langemark, Zerkegem, Draouter, Heist (an der Nordseeküste) usw.

Kaninchen kennen wir nur als Wachsoffer. Sie sind besonders dem hl. Cornelius, auch Schutzheiligem des Kleinviehs, aufgetragen. Wir denken dabei an Eggewaartskapelle, Oekene und Snaaskerke. Aber man entdeckt sie auch zu Ehren des hl. Antonius des Einsiedlers in der Liebfrauenkirche in Brügge und zu Ehren der hl. Brigida von Irland in Eggewaartskapelle.

Wächsernes Geflügel haben wir aufgezeichnet in den Corneliusstätten in Lichtervelde (St. Vinzenzkloster) und Oekene,

zu Ehren des hl. Vinzenz, Diakon und Märtyrer, und der hl. Brigida von Irland in Beselare; auch in Eggewaartskapelle, bei der Figur der hl. Pharaïldis, ganz besondere Schutzfrau des Federviehs.

Wir haben früher ⁸⁾ geschrieben, daß Eggewaartskapelle die einzige Kirche war, die Eisen votive besaß. Bei einem Besuch vor einigen Jahren hatten wir nämlich ein paar braun-schwarzfarbige Votive bemerkt, deren nähere Untersuchung uns aber vom damaligen Pfarrer verweigert wurde. Indessen ist die Pfarre von Eggewaartskapelle in gefügigere Hände übergegangen, so daß es uns vor kurzem möglich war, die genannten Votive einer genauen Prüfung zu unterziehen. So hat es sich herausgestellt, daß es sich nicht um eiserne Gegenstände, sondern um solche aus der bekannten Legierung von Silber und Kupfer handelt. Aber auch die ungewöhnliche Bearbeitung dieser Votive — es sind jetzt noch zwei Kühe und zwei Beine vorhanden — hatte uns auf die Idee von Eisenopfern gebracht. Sie weicht tatsächlich ab von der üblichen Ausschmückung der Silbervotive: der Verfertiger hat gewisse Körperteile mit feinen Einkerbungen akzentuiert. Zu Ehren welches Heiligen sie dargebracht worden sind, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, denn ein Teil der Votive aus Eggewaartskapelle sind früher durcheinander gemischt worden.

*

Mirakelbilder und Votivtafeln, den Stolz der bayrischen, österreichischen und schweizerischen Wallfahrtsorte, kennen wir auch in Westflandern. Erstere schmücken die Betorte von Damme (zu Ehren des hl. Kreuzes), Meetkerke (U. L. F.), Izenberge (U. L. F. von Barmherzigkeit), Gistel (hl. Godelieve): die Kirche von U. L. F. der Potterie in Brügge rühmt sich sowohl auf Votivtafeln wie auf Mirakelwandtapeten; die Gemälde in Kortrijk (U. L. F. von Groeninge), Haringe (U. L. F. von Halle), Bredene (U. L. F. der Dünen), Lombardsijde (U. L. F.), Westrozebeke (U. L. F.) und Wervik-Kruiseke (hl. Rita) sind als Votivtafeln zu betrachten. Jedenfalls gibt es in den heutigen westflämischen Wallfahrtsorten mehr Mirakelbilder als Votivtafeln. Was aber die Darstellung der Wunder betrifft, sehen wir keinen gründlichen Unterschied zwischen beiden.

Die oft geistreiche Abbildung der wunderbaren Ereignisse und die manchmal naiv-volkstümliche Erzählungsart der be-

⁸⁾ W. Giraldo, Volksdevoties en volksbedevaarten in Westvlaanderen (De Toerist, 16. April 1957, S. 283); derselbe, Ex-voto's uit Westvlaamse bedevaartplaatsen. Huidige toestand (Handelingen van het XXIIe Vlaams Filologencongres. Gent 1957, S. 386).

gleitenden Texte bieten eine Fülle wertvoller Einzelheiten für die Kenntnis der damaligen Wallfahrtsvolkskunde und des Volkslebens überhaupt.

Die *Mirakelbilder* in der Eulenspiegelstadt Damme, eine Holztafel mit sechs Szenen, sind die ältesten in Westflandern; sie stammen aus dem 16. Jahrhundert und sind, dem Stil nach, Zeugen der Verfallszeit der gotischen Malerkunst. Eine der Szenen zeigt uns eine Mutter mit ihrem Kind, vor denen ein Ring am Boden liegt; das Kind hatte ihn nämlich verschlungen, konnte ihn aber, indem die Mutter das hl. Kreuz anrief, wieder hinausspucken. Auf einer anderen Schilderung ist die Rede von einem blinden Mädchen, das sich zum hl. Kreuz verlobt mit einem wächsernen Kopf; man sieht sie auf den Knien vor dem Altar, während der Wadskopf unter ihren gefalteten Händen baumelt.

Die Kirche von Meetkerke besitzt acht *Mirakelbilder*, die Jahreszahlen, wechselnd von 1645 bis 1654, tragen, und auf denen man hinter den begleitenden Texten die Namen der Stifter liest. u. a. eines Kirchenvorstehers und eines Liebfrauenpflegers. Auf einem dieser Gemälde bemerkt man neben dem Altar eine Tafel mit *Votiven*, wie auch zwei *Krücken*. Auf einem anderen sieht man eine von *Lahmheit* geheilte Frau ihre *Krücke* aufhängen neben ein Schild mit *Votiven*; im Hintergrund macht sich eine Person an einem Tisch zu schaffen, auf dem Kerzen und *Votive* liegen und eine *Opferschale* mit Münzen steht.

Die *Izenberger Gemälde*, sechs an der Zahl, wurden bestellt im Jahre 1667⁹⁾. Die *Wunder* geschahen im selben Jahrhundert. Diese *Bilder* haben alle eine *Eigentümlichkeit* in der *Darstellung*: auf jedem Gemälde werden die einzelnen Szenen angedeutet mit *Buchstaben*, die man im *Texte* zurückfindet mit der *Erläuterung* der Szenen¹⁰⁾. Auf einem dieser *Bilder* wohnen wir einem *Opfer* eines *Kindchens* aus weißem *Wachs* bei, dargebracht für die *Heilung* eines *gebrechlichen Knaben*. Ein anderes Gemälde zeigt uns einen *Unteroffizier* der *spanischen Armee*, der in *wunderbarer Weise* von *U. L. F.* von *Izenberge* aus *Kriegsgefahr* gerettet wurde und ihr aus *Dankbarkeit*, samt seiner *Gattin*, einen *goldenen Ring* mit *rotem Seidenband* opferte. In dieser *Wallfahrtskapelle* hängt weiter noch ein *Bild*, auf dem ein *Haus* mit *Pestkranken* *verrammelt* ist mit dem *weißen Peststock*, dem *Erkennungszeichen* für *Wohnungen*, die von dieser *Seuche* heim-

⁹⁾ M. English, *Onze Lieve Vrouw van Barmhartigheid vereerde Izenberge*, s. I. (1949), S. 23.

¹⁰⁾ Derartige Technik ist auch angewandt worden auf älteren *Wallfahrtsfährnchen*, u. a. in *Scherpenheuvel* (U. L. F.) und *Kortenbos* (U. L. F.).

gesucht wurden; der Vater dieser unglücklichen Familie erfleht die Hilfe der Mutter von Barmherzigkeit, die ihm zuspricht und deren Worte auf einer Banderole über dem Kopf des Mannes zu lesen sind. Bei weitem das merkwürdigste Stück erzählt uns von der Rückkehr einer Toten auf die Erde. Neun Jahre nach ihrem Tod offenbart sich der Geist einer Frau an ihre Tochter und bittet sie, in der Izenberger Kapelle eine Messe lesen zu lassen, die sie während ihres Lebens versprochen, aber niemals ausgeführt hatte. Mit dem Geist voran machen sich die Tochter und ihr Mann auf den Weg zur Kapelle, wo sie zu dreien, samt anderen Leuten, der Messe beiwohnen. Die Tochter fällt aber in Ohnmacht und muß vom Pfarrer mit Weihwasser besprengt werden. Letzten Endes zieht der in Weiß gehüllte Geist, zufrieden und beruhigt, durch die Luft in den Himmel hinein. Beim Altar in der Wallfahrtskapelle sieht man heutzutage noch ein gemaltes Porträt eines Kindes, das eine Blume in der Hand hält; auch das traditionelle Wappen fehlt hier nicht. Dieses Porträt ist eigentlich als Votivtafel zu betrachten.

Von den sieben in der dekanalen Kirche von Gistel aufbewahrten Mirakelgemälden sind nur sechs eigentliche Mirakelbilder; das siebente bezieht sich auf eine legendarische Episode aus dem Leben der hl. Godelieve selbst. Alle stammen aus dem 18. Jahrhundert¹¹⁾. Eines der Bilder stellt eine Vervielfältigung des Kornes dar, als man „über die Seele der hl. Godelieve“ unter die Armen Brot verteilen wollte. Ein anderes berichtet uns, wie die Erde, von den Pilgern vom Grabe der Heiligen mitgenommen, sich manchmal in kostbare Edelsteine verwandelte. In Gistel sind auch Beispiele der Bestrafung des Bösen vorhanden. Einem Mann, der am Feiertag der hl. Godelieve arbeitete, blieb das Korn an der Hand kleben; erst als er an ihrem Grabe niederkniete, fiel ihm das Büschel von der Hand. Die rassigste Darstellung lehrt uns, wie es drei Räubern bekam, die das edle Metall des Reliquienkastens stehlen wollten: oben auf dem Kasten, dessen Vorderfüße sich, wie eines aufspringenden Tieres, aufgehoben haben, sitzt rittlings ein Räuber unter den ängstlichen Augen seiner Mitschuldigen.

Ein sehr interessanter Wallfahrtsort, von votivkundlichem Standpunkt aus, ist die Potteriekerche in Brügge, die samt dem angrenzenden Museum zu den schönsten Sehenswürdigkeiten

¹¹⁾ Über die hl. Godelieve von Gistel schrieb M. English ein historisch fundiertes Buch: *Godelieve van Gistel*, Brugge-Brussel 1944. Die Gisteler Votive wurden behandelt von W. Giraldo, *Ex-voto's bij de Sint-Godelievebedevaart te Gistel* (Biekorf, 1957, S. 334 ff.).

Flanderns gehört. An erster Stelle wird unsere Aufmerksamkeit auf die Mirakelwandtapete gelenkt. Diese Tapeten sind drei an der Zahl, alle in sechs Szenen eingeteilt, so daß wir im ganzen achtzehn Darstellungen bekommen, von denen nur eine nicht als Mirakeltapete zu betrachten ist: sie zeigt uns nämlich nur die Gnadenfigur. Sie wurden um die Mitte des 16. Jahrhunderts gewoben nach den Federzeichnungen des Mirakelbüchleins zu Ehren der Mutter Gottes der Potterie. Dieses Büchlein, das noch immer im Potteriemuseum verwahrt wird, ist ein Manuskript von elf Blättern gerippten Papiers; achtzehn Federzeichnungen dienen zur Illustration von wunderbaren Ereignissen, deren Texte in Reime gestellt sind. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden in der Potteriekirche drei Brandfenster eingesetzt, deren Darstellungen inspiriert wurden von den Federzeichnungen aus dem Mirakelbüchlein und von den Wandtapeten. Wenden wir uns jetzt einigen markigen Darstellungen zu. Eine dieser Tapeten zeigt uns eine Person in sitzender Haltung, die in eine am Boden stehende Kufe einen Strom Wasser erbricht: es handelt sich hier um eine Jungfrau, die von Wassersucht befreit wird. Andere Abbildungen melden sich ziemlich realistisch an. Ein Kaufmann liegt gefällt vom Krebs im Beine; deutlich bemerkt man die offene Wunde, die einen solchen Gestank ausströmt, daß eine neben ihm stehende Person sich die Nase zuklemmen muß; im Hintergrund sieht man den Kaufmann sich mit einem Faß Wein zur Maria der Potterie verloben. Eine noch derbere Szene bildet die Krankheit eines Mannes, dessen (wir übersetzen den Text) „Eingeweide im Bauche man spielen sah“; die ihn verpflegende Frau neben dem Bett beschützt sich Mund und Nase gegen den verseuchten Geruch. Im Hintergrund werden wir eines höchst seltsamen Details ansichtig: im Hemd verlobt sich der Kranke zur Mutter Gottes. Wir entdecken hier also eine bekannte Gelübdeform aus dem damaligen Wallfahrtsleben. Auf einer anderen Tapete rettet U. L. F. der Potterie ein Kind, das in den letzten Zügen lag, indem ihm während der Ernte eine Gerstenähre in die Kehle hineingeschossen war. Eine besonders bewegte Darstellung ist die Qual einer Frau wegen des Glaubens. Drei geflügelte und mit Frauenbrüsten ausgestattete Teufelchen sind ihr von allen Seiten beschwerlich. Sie wird dabei so stark bedrängt, daß sie ihre Kleider zerreißt und sich ertränken will; auf dem Rand des Brunnens, in den sie sich stürzen will, steht einer der Teufel, der die unglückliche Frau mit einem Dolch bedroht. Nach vielen Wallfahrten wird sie endlich durch U. L. F. vom bösen Feind erlöst. Man unterscheidet weiter noch eine Tapete, wo die Rede ist von einem unverhofften

und reichlichen Fischfang, und eine zweite, welche die wunderbare Rückgabe gestohlenen Hausgeräts abbildet.

Die übrigen in der Potterie verwahrten Gemälde sind *Votivtafeln*. Eine davon illustriert das Erlebnis eines Bürgers aus Brügge, der 1632 auf einem Hamburger Schiff in einen furchtbaren Sturm geriet. Der Mann gelobte der Mutter Gottes der Potterie eine weiße Wachskerze, seine Frau ein goldnes Kreuzchen zu opfern. Schließlich gelang es dem Schiff, wohlbehalten in den Hafen von Plymouth (England) einzulaufen. Das Potteriemuseum verfügt weiter über eine Reihe von gemalten Porträts, Kinder und Jungfrauen darstellend, die sich ganz besonders der Maria der Potterie gewidmet haben. Meistens halten sie in der Hand ein Herz oder eine Rose, Symbole ihrer Liebe zu Unserer Lieben Frau. Manchmal prangt das Familienwappen auf diesen Bildern. Sie stammen aus dem achtzehnten Jahrhundert und bilden u. a. wertvolle Belege für die damaligen Kleidertrachten.

Eine *Votivtafel* zu Ehren der *Liebfrau* von Groeninge, verehrt in der St. Michaelskirche in Kortrijk, veranschaulicht das Erlebnis eines 15jährigen Mädchens, das am 18. Oktober 1640 vom bösen Feind erlöst wurde: mit offenen Armen sitzt sie vor dem Gnadenaltar, während sie einem schwarzen Teufelchen, das ihr aus dem Mund geflogen ist, nachstarrt.

In der hübschen Martinikirche von Haringe hängt ein ovalförmiges, an beiden Seiten bemaltes Bild¹²⁾, das die wunderbare Rettung der Hallepilger aus Haringe¹³⁾ darstellt: auf der Rückfahrt aus dem berühmten brabantischen Gnadenort im Jahre 1760 rannte ihr Plankarren mit zerbrochener Bremse von einem jähren Abhang in Geraardsbergen hinab, wurde aber mitten auf der Halde von einem Engel gehemmt. Aus Dankbarkeit spendeten sie 1778 in Halle ein *Votivbild* mit der Darstellung des Ereignisses. Nachher kam die Haringer Kirche in den Besitz des oben erwähnten ovalförmigen Gemäldes.

Die Bredener Dünenkapelle bewahrt noch einige gemalte und gezeichnete Darstellungen von Schiffsunfällen, aus dem 19.

¹²⁾ Wahrscheinlich das Mittelstück aus der der lokalen Hallebruderschaft angehörenden Wallfahrtsstandarte. Siehe darüber A. De Schrevel, *De Broederschap van O. L. V. van Halle te Haringe* (Biekorf, 1937, S. 113 ff. und 220 ff.); derselbe, *Het „Mirakel“ der Hallebedevaarders te Haringe en te Geeraardsbergen* (Biekorf, 1938, S. 120 ff.).

¹³⁾ Heutzutage noch gibt es in vielen Kirchen Belgiens Bruderschaften zu Ehren U. L. F. von Halle. Manche von ihnen wallfahrten alljährlich gruppenweise nach Halle.

und 20. Jahrhundert herstammend¹⁴⁾. Auch die Kirche von Lombardsijde besitzt noch ein Votivbild: im Chor bemerken wir, zu Ehren der örtlichen Mutter Gottes, ein Gemälde, auf dem drei Fischerschuluppen gegen eine hohe See kämpfen.

U. L. F. von Westrozebeke wird u. a. „gedient“ gegen eine Hautkrankheit, die Rose genannt. (Ein treffendes Beispiel des Sympathiegläubens im Namen!) Das einzige Votivbild aus dieser Kirche zeigt uns eine Schiffskatastrophe aus dem ersten Weltkrieg: die Torpedierung im Jahre 1916 der von Folkestone (England) nach Dieppe (Frankreich) fahrenden „Sussex“, auf dem sich elf aus der Heimat geflohene Einwohner von Westrozebeke befanden, die aber durch die Anrufung ihrer Mutter Gottes gerettet wurden.

Die Darbringung von Votivtafeln ist in der jüngsten Zeit neubelebt worden in Wervik-Kruiseke, wo die hl. Rita von Cascia, Patronin in aussichtslosen Angelegenheiten, eine lebendige Verehrung genießt. Das Bild wurde gestiftet von den Eltern eines 17jährigen Knaben aus Comines (Frankreich), der 1955 in Kruiseke von der Fallsucht erlöst wurde. Es zeigt uns die bekannte Szene der Stigmatisation der hl. Rita; in einem Paneel des Betschemels bemerken wir das Porträt des Jungen.

Nebst den Votivgemälden besitzt die Bredener Dünenkapelle eine Reihe von Photographien von Booten und Schiffsunfällen, auf denen die Abbildungen der verunglückten Fischer gewöhnlich nicht fehlen. Charakteristisch für diese lebhaftere Wallfahrt sind die Photographien von gestorbenen und auf dem Meer verunglückten Fischern, aber besonders ihre Todesbildchen, auf denen manchmal, samt der Abbildung des Verstorbenen, auch der ihm passierte Unfall dargestellt wird. Dergleichen traurige Zeugnisse der Drohungen des Meeres finden wir u. a. auch in Heist (U. L. F. der Fischerkapelle) und in Mariakerke (U. L. F.).

Photographien erkrankter und geheilter Personen von allerlei Alter bedecken die Mauern manches Wallfahrtsortes; Bredene und Gistel übertreffen darin alle anderen (Abb. 5 a—d).

Eine ganz spezielle Art von Votiven, die sich auf die Gegend von Kortrijk beschränken, sind die zinnernen Schildchen neugotischen Stils, mit auf verschlungenen Bändern gemalten Texten versehen. Darstellungen von wunderbaren Ereignissen sind darauf nicht zu sehen, aber trotzdem dürfen sie als eine Abschwächung der Votivtafeln betrachtet werden. Die älte-

¹⁴⁾ Über den ungemein reichen Votivschatz der Bredener Dünenkapelle siehe: W. Giraldo, *Ex-voto's uit het Duinenkapelletje te Bredene* (Biekerf, 1957, S. 107 ff.).

sten stammen aus den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts, aber gegenwärtig wird diese Tradition noch immer in Ehren gehalten. Der größere Teil dieser Schildchen, mehr als 150 an der Zahl, hängen bei U. L. F. von Groeninge in Kortrijk, aber von daraus sind sie ausgestrahlt nach anderen Wallfahrtsorten in der Nähe, u. a. zu U. L. F. von La Salette und zu St. Antonius von Padua, angerufen in der Klosterkapelle der Klarissinnen, ebenfalls in Kortrijk, und zum hl. Benedikt, verehrt als Schutzherr der Familien, der Ställe und der Äcker in Deerlijk (St. Ludwigsparodie). Wenn wir uns jetzt wieder den Groeninger Schildchen zuwenden, so bestätigen wir, daß auch Leute aus anderen Provinzen, sogar aus Frankreich, die Fürbitte der Mutter von Groeninge erfleht haben. Aus allen Gründen hat man hierher gepilgert. Die Texte reden von Brüchen, Schmerzen im Gesicht, Blasenleiden, heißem Fieber usw. Ziemlich häufig kommen Dankformeln vor von Konskribierten, denen das Los gnädig gewesen war¹⁵⁾. Auf ein paar Schildchen sprechen Wallfahrer ihre Danksagung aus für Heilungen durch „das Wasser von U. L. F. von Groeninge“.

*

Endlich betreten wir dann das Gebiet der unvermeidlichen Marmortafeln. Es hat keinen Zweck, hierbei Namen von Heiligen und Ortschaften zu erwähnen, weil dieser „kalte“ Votivtyp eine allzu weitläufige Verbreitung besitzt. Nur ausnahmsweise wird in den Danktexten der Marmortafeln der Grund des Opfers nachdrücklich angegeben. Das ist der Fall in der St. Chrysoliuskirche in Komen, wo die hl. Rita Patronin der Aussichtslosen ist; da heißt es u. a. „pour m'avoir procuré du travail“ und „pour la vente de notre propriété“. Man begegnet den Marmortafeln in verschiedenen Formen, am meisten rechteckig und herzförmig; die Farbe ist vorwiegend weiß, aber auch blau kommt vor. Nebst den üblichen flämischen und französischen Texten tauchen auch ein paar fremde auf: zu Ehren U. L. F. vom Frieden in der Liebfrauenkirche in Brügge lesen wir einen englischen Text¹⁶⁾, und bemerken sogar eine schwarze Tafel mit der Inschrift „Hvala Kroaat“. Im Kerker der hl. Godelieve in Gistel hat man die Marmortafeln nicht an die Wand

¹⁵⁾ Im Anfang bestand die 1830 geformte belgische Armee aus Freiwilligen und durchs Los Bestimmten. Im Jahre 1909 wurde das System der Losung aufgehoben und die persönliche Wehrpflicht eingeführt.

¹⁶⁾ Besonders im 19. Jahrhundert war die Stadt Brügge ein beliebter Wohnsitz der Engländer.

gehängt, sondern eingemauert. Im Karmeliterkloster in Ieper, wo der hl. Albertus von Sizilien eine rege Verehrung genießt (gegen Fieber), sind die Wände des Klosterganges und der Sprechzimmer mit Marmortafeln tapeziert. Hier und da müssen sie die „Konkurrenz“ bestehen mit gleichartigen Formen aus Ersatzstoffen, sogar aus Karton verfertigt. Einen wärmeren Eindruck machen ohne Zweifel die Rahmen mit gezeichneten, gemalten oder gestrickten Danktexten, deren Zierbuchstaben manchmal sehr hübsch und geschmackvoll ausgeführt sind.

Gewisse Opferer machen es sich immer nur bequemer. In der jüngeren Zeit ist der Brauch durchgedrungen, um die Fleh- und Dankworte des Wallfahrers auf eine einfache Visitenkarte oder sogar auf ein ganz gewöhnliches Zettelchen zu schreiben. Aus diesem Motivtyp lernt man den Menschen besonders in den ernsthaften Umständen des Lebens kennen: Studenten bitten, um beim Examen durchzukommen, Geliebte und Eheleute wünschen Beistand und Rat, andere Leute sind in Geldnot oder erleiden die Hilfe der Heiligen in schwerer Krankheit. Solche Zettel haben wir notiert zu Ehren des hl. Antonius von Padua, angerufen in den beiden Kapuzinerkirchen in Brügge, zu Ehren der hl. Theresia von Lisieux bei den Unbeschuhten Karmeliten ebenfalls in Brügge¹⁷⁾. In der Dünenkapelle in Bredene hängen sie in großer Fülle an den Wänden. Wir übersetzen ein paar Beispiele: „Heiliger Geist, erleuchte meinen Verstand durch die Fürbitte Marias, damit ich das Examen bestehe — ich danke Ihnen.“ „Laß mich doch nicht so allein, höre mein Gebet an.“ „Maria der Dünen, hilf uns, denn wir sind in Not und müssen noch viele Schulden bezahlen. Im voraus besten Dank.“ Und dann das rührende Flehen eines Mädchens: „Liebste Liebe Frau, Du die alles kannst, bitte, heile meine Mutter; schon acht Monate lang nehmen wir unsere Zuflucht zu dir, höre uns doch an, bitte, mache daß sie nicht mehr leidet und schnell wieder hinausgehen darf. Wir werden Ihnen ewig dankbar sein, U. L. F., Mütterchen Maria, ich vertraue mich dir an, du kannst mein Mütterchen heilen, du sollst sie wieder gesund machen. Tue es auch für Papa, der mit so großem Vertrauen zu Ihnen und Ihrem Sohn zurückgekehrt ist. Bitte, U. L. F., laß uns nicht länger mit Furcht leben, mache mein Mütterchen bald wieder besser. Du wirst uns alle so glücklich machen. Heilige Maria, bitte für uns.“ Dabei sei

¹⁷⁾ Siehe auch M. Van Coppennolle, Volksdevoties in het Brugse (Sonderdruck aus Les Annales de la Fédération des Historiens de Belgique, Bd. V, 1953, S. 735).

bemerkt, daß wir deuthchkeitshalber bei der Übersetzung die Fehler gegen die Rechtschreibung ausgelassen haben.

*

Durch seinen dauernden Kontakt mit den oft gewaltigen Naturelementen ist der Fischer im Grunde ein frommer Mann. In jedem Küstenstreifen wallfahrender Länder findet man die Spuren der Fischerdevotion. Westflandern bildet davon keine Ausnahme; Belege dafür haben wir schon gelegentlich angeführt. Diesmal aber handelt es sich um die Darbringung von Schiffsmo-
dellen. Unter diesen oft malerischen Juwelchen der Volkskunst sind heutzutage noch handgeschnittene Spezimen übriggeblieben. Allmählich werden sie aber durch die seelenlose Massenerzeugung aus den Andenkengeschäften ersetzt. Ein schönes Miniaturschiff hängt in der Kapelle von U. L. F. vom Bäumchen in St. Andries (bei Brügge); es trägt als Datum 1683 und wurde höchstwahrscheinlich von vorüberfahrenden Schiffen geopfert¹⁸⁾; jetzt aber hat diese Kapelle als Schifferwallfahrt keine spezielle Bedeutung mehr. Auch U. L. F. von Meetkerke, besonders verehrt von den Blankenberger Fischern, U. L. F. von Lombardsijde, U. L. F. der Fischerkapelle in Heist, alle beliebte Zufluchtsorte für die Fischer und ihre Frauen, dürfen sich des Besitzes von Schiffsmo-
dellen erfreuen. In den Prozessionen werden diese Miniaturboote von Kindern in typischer Fischertracht herumgetragen. Schiffe darstellende Silbervotive kommen in Westflandern selten vor; ein Beispiel davon, in Gestalt einer flach gepreßten silbernen Platte, befindet sich bei der Liebfrauenstatue in der Krypte des hl. Berges in Brügge (Abb. 3, 4).

Auch die Arme e, die alte wie die neue, hat ihre Votivgaben dargebracht. Wir erwähnten schon die Dankformeln von Kon-
skribierten zu Ehren U. L. F. von Groeninge in Kortrijk. In der Bredener Dünenkapelle hängt ein eingerahmter Danktext eines Kon-
skribierten, dem die Losung vom Jahre 1909 gnädig war; eine Photographie des Glücklichen ist hinzugefügt. Aber auch der moderne Soldat hat sich an Maria gewandt. Es ist bekannt, welchen großen Wert die Fallschirmspringer auf das Gewinnen ihrer roten Mütze legen, die ein Zeichen von Fähigkeit bedeutet. So bemerkt man in Bredene zwei Visitenkarten eines Soldaten aus Oostende; auf der einen bittet er U. L. F. um das Erlangen

¹⁸⁾ M. Van Coppnolle, Onze Lieve Vrouw van het Boompje te Sint-Andries (Brugge), Kapellen-Antwerpen 1945, S. 16. An der Decke der Kapelle U. L. F. der Blinden in Brügge hängt ein hübscher Dreimaster zur Erinnerung an die wunderbare Ankunft im Jahre 1588 des Segelschiffes „St. Michael“, das dank seiner Ladung Getreide die die Lieb Frau der Blinden anflehende Bevölkerung vor Hungersnot rettete.

seiner roten Mütze und auf der anderen dankt er ihr fürs Gewinnen derselben. (Welches treffende Beispiel des Sinnes des Votivs!) Eine rote Mütze in Miniatur ist an einer der Karten befestigt.

*

Das Opfer von Tieren und Produkten des Bauernbetriebes ist in Westflandern ein abnehmender Brauch. Obwohl er nicht vollständig ausgestorben ist, doch müssen wir vorwiegend im Imperfekt schreiben. Das Opfern geschah hauptsächlich folgendermaßen. Vor der Messe brachte man das Tier zur Kirche; man wohnte dem Amt bei, und nach Ablauf desselben wurden alle die Opfer vom Mesner oder einem Kirchenvorsteher im Versteigerungsweg verkauft. Dann konnte der Wallfahrer sein Tier von anderen kaufen lassen oder es selber zurückkaufen, um es zu Hause unter den anderen Tieren leben zu lassen, bis es einen natürlichen Tod starb. Der Erlös kam dem verehrten Heiligen zugute. Einige Abweichungen sind dabei zu erwähnen. Statt die Tiere nach Hause mitzuführen, konnten die Käufer sie wieder opfern, was selbstverständlich eine einträgliche Sache zu Gunsten des Heiligen war. Oder man konnte das geopfert Tier einfach dem Pfarrer überlassen. An verschiedenen Wallfahrtsorten wurden die Opfer auf den Altar hingelegt. Nicht selten befand sich im Kirchenportal oder an einer Außenmauer der Kirche ein aus Holz oder Eisen verfertigtes Hüttchen, in dem die Wallfahrer, in Erwartung des Verkaufs, ihre Opfer unterbringen konnten. Solche Hüttchen sieht man heutzutage noch in Dudzele (U. L. F.), Hoeke (St. Antonius der Einsiedler, Schutzheiliger gegen das Antoniusfeuer und die Qualen der Tiere und Früchte), Ramskapelle-Heist (Schmerzhaftes Mutter Gottes), und Snaaskerke (St. Cornelius, angerufen besonders gegen Fallsucht, Fraisen und Krankheiten des Horn- und Kleinviehs). Nicht immer jedoch wurde das Opfer gegen Viehkrankheiten dargebracht. In diesem Zusammenhang möchten wir auch hinweisen auf das Hühnopfer bei Fraisen und Fallsucht¹⁹⁾. St. Cornelius und St. Johann der Täufer sind in Flandern besonders beliebte Heilige gegen diese Krankheiten; daneben „dient“ man ihnen, besonders dem hl. Cornelius, auch gegen Viehkrankheiten. Ursprünglich wurde ihnen bei Fraisen und Fallsucht ein schwarzes Huhn geopfert; das Volk schrieb diese Übel der Arbeit des Teufels zu. Allmählich aber wurde die schwarze Farbe des Tieres nicht mehr als unentbehrlich betrachtet und schließlich wurde

¹⁹⁾ Ausführlich wird darüber gehandelt u. a. bei A. de Cock, Volksgeneeskunde in Vlaanderen. Gent 1891. S. 101 ff.



Abb. 1

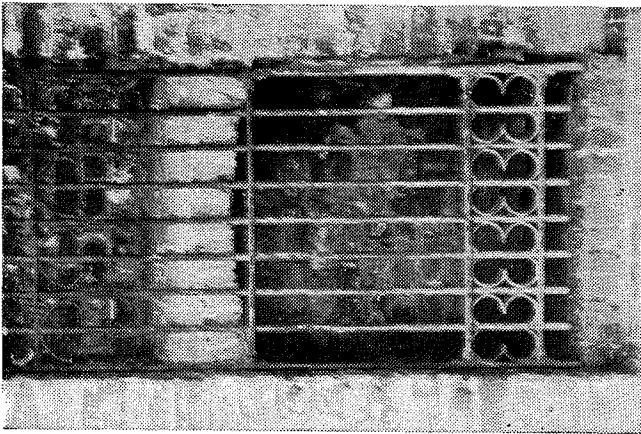


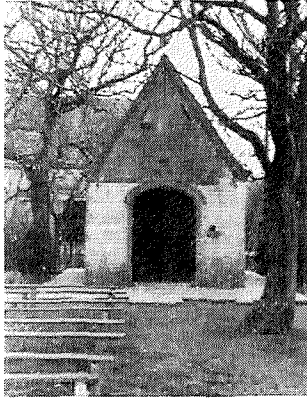
Abb. 2



Abb. 3



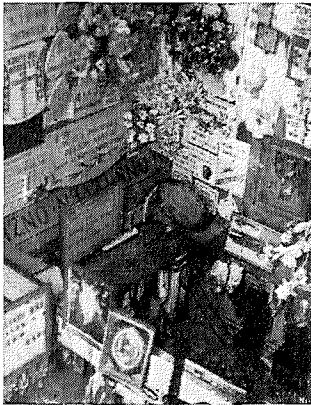
BRUGGE
Sint-Martinus



a



b



c



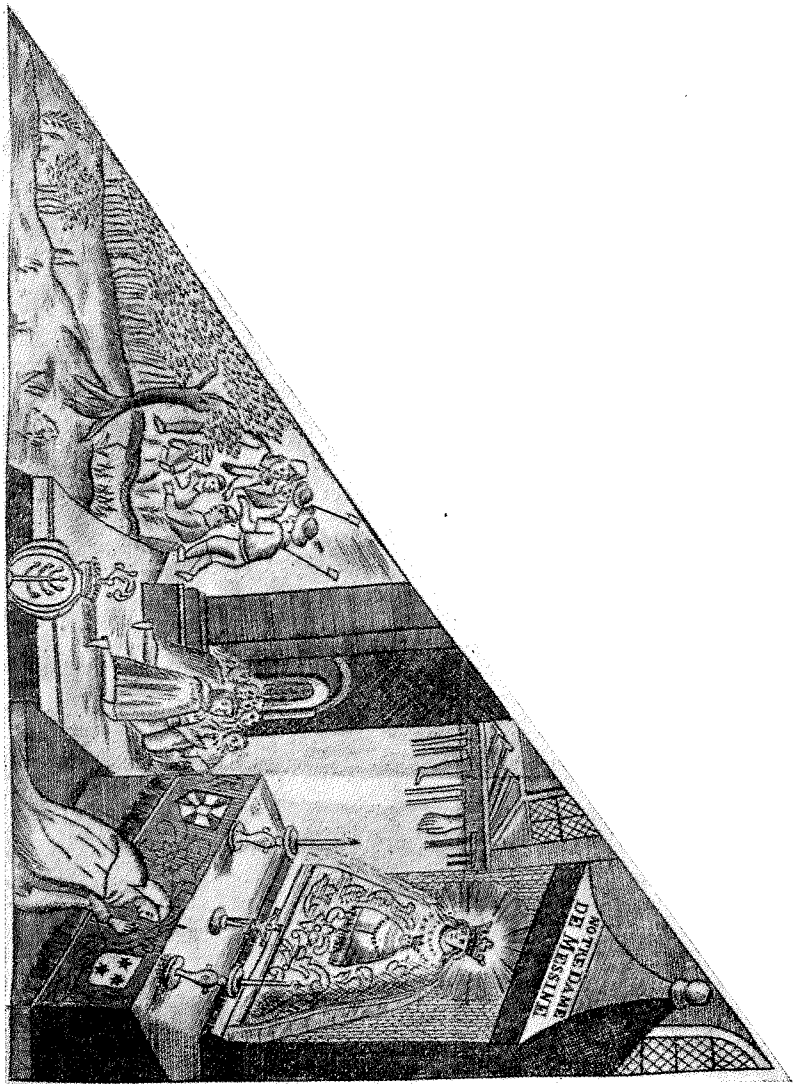
d

Abb. 5a—d



Abb. 6

Abb. 8



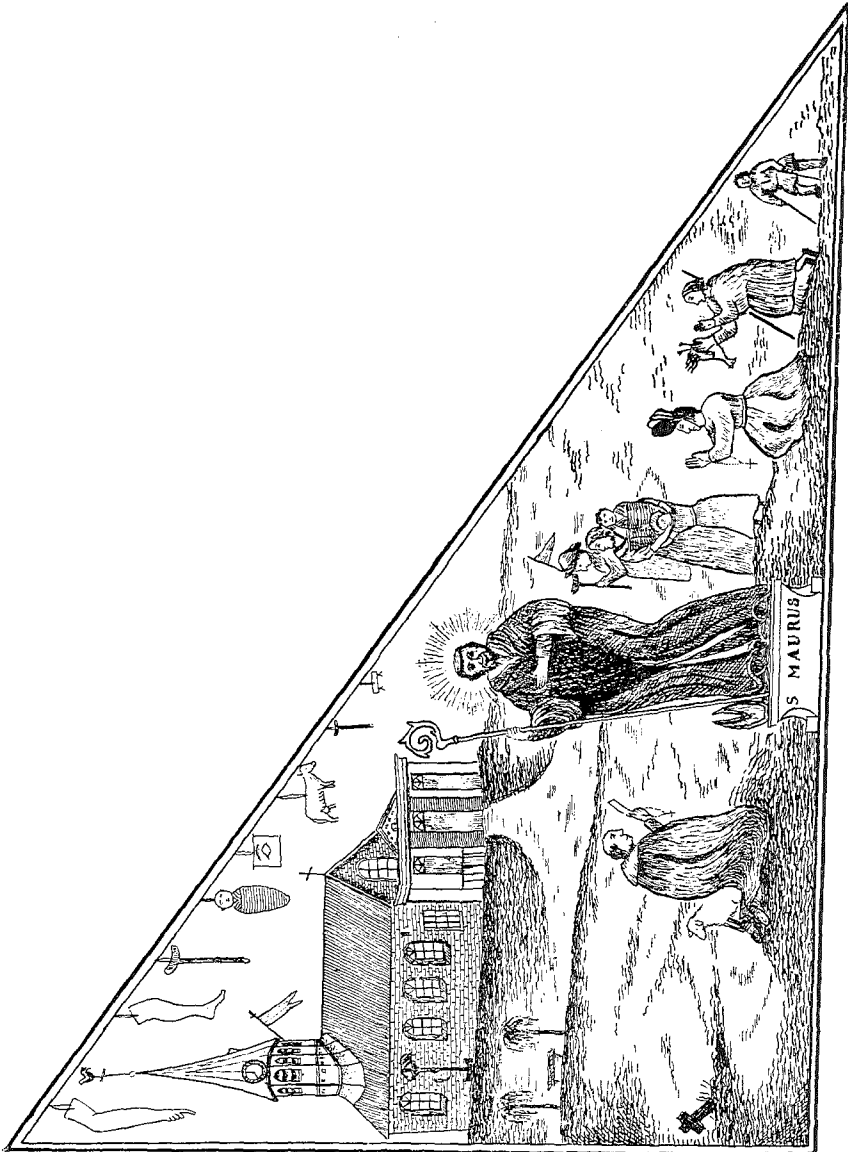


Abb. 9

Verzeichnis der Abbildungen
zu W. Giraldo, Votivtypen aus Westflandern

1. Wächserne Glieder zu Ehren des hl. Livinus in Zandvoorde (bei Oostende) (Klischee V. T. B. — Antwerpen)
2. Steinernes Hüttchen, versehen mit Eisengitter für Naturalienopfer in Hoek (Hl. Antonius der Einsiedler) (Klischee V. T. B. — Antwerpen)
3. Miniaturboote werden herumgetragen in der Unser-Lieben-Frau-Prozession in Meetkerke (Klischee V. T. B. — Antwerpen)
4. Wallfahrtsfähnchen Unser Lieben Frauen von Meetkerke (mit Miniaturbootopfer) (Klischee V. T. B. — Antwerpen)
5. a — c. Kapelle und Votive zu Ehren Unserer Lieben Frau von den Dünen in Bredene (Klischee Biekorf — Brügge)
6. Versteigerung von Naturalienopfern vor der Kirche von Ingoigem (Hl. Antonius der Einsiedler) (Klischee Het Vrye Volksblad — Brüssel)
7. Wallfahrtsfähnchen zu Ehren des hl. Leonhard in Dudzele (mit Darstellung von Votiven) (Klischee M. Van Coppenolle — St. Andries)
8. Wallfahrtsfähnchen zu Ehren Unser Lieben Frau von Mesen (mit Darstellung von Votiven) (Klischee M. Van Coppenolle — St. Andries)
9. Wallfahrtsfähnchen zu Ehren des hl. Maurus in Bavikhove (mit Darstellung von Votiven) (Klischee M. Van Coppenolle — St. Andries)

sogar nicht einmal mehr ein Huhn gefordert, sondern opferte man alle Art von Tieren, genau wie bei Viehseuchen. In Kachtem, wo man den hl. Johann den Täufer gegen Kopfschmerzen, Fraisen, Fallsucht und Viehkrankheiten anruft, hieß ein geopfertes und zurückgekauft Huhn ein „Pilger“; in vielen Bauernhöfen wollte man die Anwesenheit eines „Pilgers“ nicht entbehren, und wenn das Tier starb, so schaffte man sich sofort ein neues Exemplar an. In Aalbeke und Passendale, wo der hl. Cornelius verehrt wird, sprach man nicht von einem „Pilger“, sondern von einem „korneilke“ (= Diminutiv von Cornelius) (Abb. 2).

Nebst Hühnern opferte man Kaninchen, Tauben, Schweinsköpfe und Ferkel. Auch Butter, Schinken, Speck, Eier, Früchte usw. wurden gespendet. Bis zum zweiten Weltkrieg erfreute sich diese Art von Naturalienopfern noch einer starken Tradition. Um eine lange Aufzählung zu vermeiden, werden wir davon absehen, die Orte zu zitieren, wo noch im jüngsten Halbjahrhundert Naturalopfer gebracht worden sind. Hauptsächlich wurden sie gespendet zu Ehren U. L. F., der Heiligen Cornelius, Antonius des Einsiedlers und Johann des Täufers. Heutzutage kommen sie nur noch sporadisch vor.

Es sei jedoch hier auf ein paar Einzelfälle hingewiesen. Im Dorf Ingoogem, dem Wohnort des berühmten flämischen Schriftstellers Stijn Streuvels (= Frank Lateur), gibt St. Antonius der Einsiedler noch alljährlich Anlaß zu einer lebhaften und pittoresken Feier. Am 16. Jänner, dem Tag vor seinem Fest, werden die Opfer in Natur mit dem Wagen an den Häusern der Stifter abgeholt. Am 17. Jänner ist die Statue des Heiligen geschmückt mit einem Schweinskopf, in dessen Maul eine Zitrone steckt, und mit einem Ferkel. Nach dem Hochamt werden am Kirchenportal die Opfer im Versteigerungsweg verkauft. Der Kaplan hat im Glockenturm Stellung bezogen. Jedesmal wenn er die Glocke läutet, kommt das angebotene Stück demjenigen zu, der gerade in diesem Augenblick bietet. Den letzten zehn Bietern ist es erlaubt, sich an der Losung für den Schweinskopf und das Ferkel zu beteiligen. Bei dem Festschmaus, der jedes Jahr in einem anderen Saal gehalten wird, wird an diesem Tag nur Schweinefleisch gegessen (Abb. 6).

In Ramskapelle (Heist) legt noch alljährlich eine vornehme Jungfrau des Dorfes zu Ehren der Schmerzhaften Mutter Gottes einen Sack ihrer frühesten Äpfel und Birnen in das dazu bestimmte und schon erwähnte Holzhüttchen an der äußeren Kirchenwand. In fast allen Klarissinnenklöstern Flanderns pflegt man Eier zu opfern zu Ehren der hl. Klara. Dem Analogie-

Denken des Volkes (Klara — klar) gemäß, will man dabei die Heilige um klares (schönes) Wetter bitten. Die Eier werden aus verschiedenen Gründen dargebracht. Die einen wollen schönes Wetter, weil sie sich auf die Reise machen, die anderen, weil sie ein Hochzeitsfest feiern oder ein Wohlfahrtsfest veranstalten. Jedes Jahr verspricht sogar die Konfrerie des hl. Blutes in Brügge den Klarissinnen derselben Stadt Eier zu bringen und bitten sie, zu Ehren der hl. Klara beten zu wollen, damit die berühmte hl. Blutprozession sich schönen Wetters erfreuen möge. Diese Klosterschwestern, die niemals Fleisch essen, erhalten auf diese Weise Eier in Hülle und Fülle; gewisse Klöster können sogar mit dem Rest der Eier arme Leute speisen oder sie einem Eierhändler verkaufen²⁰).

*

Anknüpfend an das bisher behandelte Naturalienopfer im engeren Wortsinn wenden wir uns jetzt den *Kostbarkeiten* aller Art zu. Medaillen und Ehrenzeichen, denen die Spender großen Wert beilegen, findet man an manchem Wallfahrtsort und zu Ehren der verschiedensten Heiligen. Gewisse Leute stiften, manchmal kraft letztwilliger Verfügung, wertvolle Juwelen und Schmuckgegenstände, mit denen die Heiligenstatuen oder -bilder, meistens nur während ihrer Feier ausgeziert werden. Dergleichen Kostbarkeiten besitzen besonders die Liebfrauenfiguren, u. a. in Poperinge, Kortrijk (Maria zur Ulme, angerufen gegen Fieber, Krampf, Gries und Steinleiden), auch der hl. Albertus von Sizilien im Karmelitenkloster in Ieper.

Unter Mädchen und Bräuten besteht noch der Brauch, die Schleier, Schleifen und Krönchen, die sie am Tage ihrer Kommunionfeier oder Hochzeit getragen haben, in Wallfahrtsorten aufzuhängen. Mit dieser Handlung wollen sie ihren neuen Lebensabschnitt unter den Schutz des verehrten Heiligen stellen. Solche Votive bemerkt man u. a. zu Ehren der hl. Godelieve in Gistel und in der Bredener Dünenkapelle.

Devotionalien aller Art sind sehr beliebte Opfergaben: Heiligenfiguren, Kruzifixe, Weihwasserbeckchen, Rosenkränze, Leuchter, alle in den verschiedensten Formen, Farben und Stoffen verfertigt. Aus den Stickerereien, Strickerereien, den handgemalten, manchmal mit Ziermotiven versehenen üblichen Darstellungen und Texten, aus den bisweilen anmutigen Schnitz- und Klebarbeiten, Produkten des Hausfleißes und endloser Geduld, kommen oft geschmackvolle Pröbchen gewandter Volkskunst

²⁰ M. van Coppnolle, *Volksdevoties in het Brugse*, S. 732; siehe auch *Volkskunde*, 1951, S. 30, S. 85 ff.

hervor. Wir denken hierbei an den Rahmen in Gistel, der ein handgemaltes mit Blumen umgebenes einfaches Auge darstellt, oder an die mit Muscheln und Schälchen verfertigten Gegenstände in Bredene, wo „Maria der Dünen“ sich auch einer bunten Mannigfaltigkeit von künstlichen Blumen erfreuen darf.

Auch fürs Opfer von Miniatur-Marienkappen müssen wir Bredene besuchen. Aber wie oft sind nicht Kapellen in reeller Größe gestiftet worden, von Leuten in aller Art von Gefahren! Wir zitieren nur ein Beispiel: die Kapelle zu Ehren des hl. Antonius des Einsiedlers in Houtave, im Jahre 1854 gelobt von einem Schäfer, dessen Herde von einem tollen Hund angegriffen worden war ²¹⁾.

*

Eine ganz besondere Gattung von Votiven bildet der pittoreske, aber manchmal auch schmutzige „Laden“ von Kleidungsstücken, Fetzen, Wickelbändern, Watte usw., alle von Kranken herrührende Gegenstände. Sie sind entweder dankende Zeugen einer bestandenen Krankheit oder Heilung ersiehende Spenden. Im letzteren Sinn will der Wallfahrer durch Opferung obengenannter oder derartiger Gegenstände, welche die Krankheit angerührt haben, die Krankheit selber am Gnadenort zurücklassen. Diese Absicht wird noch verdeutlicht an gewissen Stätten, wo das sogenannte „koorts afbinden“, d. h. „das Fieber abbinden“ besteht: man legt den Gegenstand (z. B. ein Band oder einen Lumpen) nicht hin, sondern bindet ihn fest an den hölzernen Pfeilerchen oder eisernen Stäben der Kapellentür, so daß man die Krankheit wirklich gebannt glaubt. In der St. Achariuskapelle in Moeskroen, wohin man gegen Fieber wallfahrtet, läuft oder marschiert man außerdem nach dem Abbinden so schnell wie möglich und ohne umzuschauen, jemand anzusehen oder anzureden, nach Hause zurück, damit die Krankheit ihre Beute nicht ereile. Diese Kapelle zieht heutzutage noch sehr viele Wallfahrer an. Wann wir sie auch besuchten, immer waren die Pfeilerchen der Tür mit Bändern, manchmal auch mit Strumpfbändern behängt; von Zeit zu Zeit werden ganze Kleidungsstücke durch die Pfeiler hineingeworfen ²²⁾.

Bänder, Wickelbänder usw. befinden sich regelmäßig an der St. Arnoldkapelle im gleichnamigen Park in Tiegem (besonders gegen Augenleiden) und an der Kapelle des glückseligen

²¹⁾ H. Stalpaert, Het kapelletje van den Duitschen Schaper te Houttave (Biekorf, 1947, S. 202 ff.).

²²⁾ Siehe C. C. Selosse, Recherches pour servir à l'histoire religieuse de la ville de Mouscron, Courtrai s. d., S. 13 ff.

Idesbald²³⁾ in Koksijde (gegen Fieber). Auch bei der Ecce-Homo-Figur in der Krypta der hl. Blutkapelle in Brügge bemerkt man sie. Wenigstens so lebhaft wie in der obenerwähnten St. Achariuskapelle ist derselbe Brauch zu notieren in der Wallfahrtskapelle zu Ehren einer Ecce-Homo-Figur zwischen Poperinge und Watou. An den Stäben der Tür und am Hag um den Betort herum haben wir schon wiederholt die sonderbarsten Gegenstände gesehen: Bändchen, Wickel- und Strumpfbänder, Watte, Geiferläppchen, Windeltücher, Kinderhäubchen, -schuhe und -strümpfchen, Halsbinden, Haarzotteln, ja sogar Korsette.

Ein in mancher Gegend Belgiens verbreiteter und auf dem Sympathiegllauben beruhender Brauch ist das Opfern von roten Fäden, Bändern und sogar ganzen roten Seidensträhnen gegen Krankheiten im Blut. Auch in der hl. Blutkapelle in Brügge sieht man rote Fäden hängen; manchmal sind sie sogar an geopferten Wachsvotiven festgemacht.

Die Wallfahrtsorte, wo die Pilger ihre Krücken und Spazierstöcke aufhängen, sind allzu zahlreich, um hier alle erwähnt zu werden. Nicht nur die speziell gegen Gliedmaßkrankheiten angerufenen Heiligen werden dabei berücksichtigt, sondern auch andere, besonders aber die Liebfrauen, die doch meistens in allen Angelegenheiten besucht werden.

Zu Ehren der heiligen Augenärztin Godelieve werden in ihrem Heiligtum in Gistel zum Dank für erhaltene Heilung regelmäßig Brillen zurückgelassen.

*

Eine Art von bösartigen Geschwüren werden im flämischen Volksmund „nagelgaten“, d. h. „Nagellöcher“ genannt. Es handelt sich hier um Geschwüre, die beim Ausfallen etwa wie Nägel aussehen und in der Haut tiefe Höhlungen hinterlassen. Dazu opfert man noch sehr gerne Nägel, die vorzugsweise rostig, gebettelt und ungezählt sein müssen. Das Betteln besteht darin, daß man, bevor man sich an den Heiligen wendet, jemand — gewöhnlich einen Eisenhändler — um eine Handvoll Nägel bittet; man fügt hinzu, daß man sich auf die Wallfahrt macht, und so braucht man nicht zu bezahlen. Durch das Opfer der Nägel verschenkt man auf symbolische Weise auch die „Nagellöcher“. Die in Westflandern beliebten Heiligen, denen diese sonderbaren Gaben dargebracht werden, sind Eligius und Job. War doch Eligius ein Gold- und Hufschmied, und wird doch Job mit einem mit Geschwüren besäten Körper dargestellt. Wer von

²³⁾ Über diesen glückseligen Abt schrieb J. de Cuyper ein historisch verantwortetes Buch: Idesbald, Brugge-Brussel, 1946.

„Nagellöchern“ gequält wird, „dient“ dem hl. Eligius u. a. in Beerst, in Kotrijk (Overleie), in Menen (St. Josefskirche), in St.-Eloois-Vijve und in Moen. In letzterem Ort wollen die Wallfahrer, besonders aus dem wallonischen Teil Westflanderns und aus Nordfrankreich, die Nägel nach der Opferung auf den Gottesacker werfen lassen. Der hl. Job wird u. a. verehrt in Brügge (Kathedrale) und in seiner Kapelle in Uitkerke²⁴⁾. Zwischen Bikschote und Merkem gibt es eine Kapelle zu Ehren des Johann des Täufers, wo ebenfalls Nägel dargebracht werden: die Stuhlsetzerin von Bikschote erzählte uns, daß man ihn auch gegen die Krankheiten der Kaninchen anruft. In Luingne empfängt der hl. Amandus die Nagelopfer.

In der südöstlichen Hälfte der Provinz Westflandern redet das Volk von einer Krankheit, die es „de koeke“, d. h. „den Kuchen“, oder „de koeke aan 't herte (gespannen)“, d. h. „den Kuchen am Herzen (gespannt)“ oder noch „de koeke en 't hertegespan“, d. h. „den Kuchen und die Herzensspannung“ nennt. Wenn man sich bei den Leuten aus dieser Gegend nach dem Wesen dieser Krankheit erkundigt, so bekommt man immer eine verschwommene Erklärung: eine Beklommenheit, eine Spannung, die sich irgendwo im Bauch lokalisiere. Gewisse Volksfrauen unterscheiden sogar verschiedene Arten von „Kuchen“. Bekannt ist auch der Glaube, daß man „den Kuchen gesetzt“ werden kann, daß er also das Werk der Zauberei sein kann.

Worum handelt es sich eigentlich? O. de Borchgrave hat versucht, eine wissenschaftlich-medizinische Erklärung für diese Krankheit zu geben²⁵⁾. Seiner Ansicht nach redet das Volk vom „Kuchen“ in den Fällen, bei denen der Patient, infolge einer anderen eigentlichen Krankheit, eine Leberkongestion vorzeigt, samt dem dazugehörigen Gefühl von Schwere in der rechten unteren Rippengegend, auch samt Mangel an Appetit und Schwere in der Magengegend. Man kann also vom „Kuchen“ bei praktisch allen inneren Krankheiten sprechen. Wenn man jemand vom „Kuchen“ ergriffen wähnt, so beruft man sich auf ein sogenanntes „koekewijf“, d. h. „Kuchenweib“. Die Spezialität dieser Frauen besteht darin, daß sie „den Kuchen“ tasten können: sie befühlen dabei den unteren Rippenrand. Der „Kuchen“ muß jedenfalls „gedient“ werden. Es gibt dazu zahlreiche Wallfahrts-

²⁴⁾ Bei beiden Heiligen ist nur die Rede von Wallfahrten mit Nagelopfer.

²⁵⁾ O. de Borchgrave, Een en ander over de Koeke, (Handelingen van de Koninklijke Geschied- en Oudheidkundige Kring van Kortrijk, Nieuwe Reeks, XXII, Nr. 2, S. 318 ff.).

orte, aber ein bestimmter „spezialisierter“ Heiliger besteht eigentlich nicht. Das Ritual ist fast überall dasselbe: man läßt zwei Kuchen (gewöhnlich Biskuits) vom Pfarrer weihen; dann läßt man einen in der Kirche zurück²⁶⁾, den anderen nimmt man mit nach Hause, wo der Kranke neun Tage lang Stückchen davon essen muß. Dabei schafft man sich noch ein geweihtes Band mit einer Medaille an, das ebenfalls neun Tage lang um die Hüfte des Kranken gegürtet werden muß; nach dieser Frist wird das Band verbrannt, oder im Heilungsfall aus Dankbarkeit an die Statue des Heiligen gehängt. Der Sinn dieses Kuchenrituals ist deutlich: die Volksphantasie sieht einen Zusammenhang zwischen der Krankheit und dem Opfer; einerseits will man durch das Hinterlassen des einen Kuchens auf symbolische Weise die Krankheit selber verschenken; andererseits trägt man den zweiten Kuchen mit als Heilmittel.

Beliebte Wallfahrtsorte gegen „den Kuchen“ sind Zwevegem (St. Dominicus), St.-Eloois-Vijve (St. Eligius) und Wannegem-Lede (St. Machutus); letzteres Dorf liegt in der Provinz Ostflandern. Nicht selten aber werden diese drei Orte zusammen besucht.

*

Vergessen wir schließlich nicht die Darstellung von Votiven auf den alten Pilgerzeichen, auf den Wallfahrtsbildchen, und besonders auf den für Belgien so charakteristischen Wallfahrtsfähnchen²⁷⁾ zu erwähnen. Die unser Forschungsgebiet betreffende Arbeit unseres 1955 verstorbenen Freundes M. Van Coppenolle reproduziert vier Fähnchen, auf denen Votive vorkommen: Bavikhove (St. Maurus; veröffentlicht um 1823—25) zeigt ein Wickelkind, Gliedmaßen, ein Auge, eine Kuh, Krücken, einer der Pilger opfert sogar ein Huhn; Dudzele²⁸⁾ (St. Leonhard, besonders angerufen gegen

²⁶⁾ Meistens wird dieser Kuchen von den Meßdienern aufgeschmaust.

²⁷⁾ Den Wallfahrtsfähnchen ist ein Standardwerk gewidmet von E. van Heurck, *Les Drapalets de Pèlerinage en Belgique et dans les pays voisins*, Anvers 1922. Diese riesige Arbeit wird für Westflandern ergänzt von M. Van Coppenolle, *Westvlaamsche bedevaartvaantjes*, Brugge 1942. Für Ostflandern ist im Laufe des Jahres 1958 die Veröffentlichung von R. van der Linden, *Bedevertaantjes in Oost-Vlaanderen* erschienen. In seinem Beitrag „Bedevertaantjes en Paardenomgängen“ (*Ars Folklorica. Belgische und niederländische Volkskunst*, u. L. v. P. De Keyser, Bd. II, Antwerpen-Amsterdam 1956, S. 225 ff.) behandelt J. Pieters die Wallfahrtsfähnchen im Zusammenhang mit den Pferdeumritten.

²⁸⁾ Über die Leonhardiverehrung in Dudzele lese man die Broschüre von M. Englisch, *De Sint-Lenaardbeevaart te Dudzele*, s. l. 1950.

Rheuma und Lahmheit²⁹⁾; zwei verschiedene Exemplare, 17. Jahrhundert) stellt Gliedmaßen, Augen, eine Brust, Krücken dar; Mesen (U. L. F.; 17. Jahrhundert) hat als Votive ein Bein, eine Hand und die üblichen Krücken. Auf dem 1945 gezeichneten Fähnchen für die Liebfrauenwallfahrt in Meetkerke bemerkt man einen Fischer der U. L. F. ein Miniaturboot opfert. Im August des Jahres 1957 wurde in St.-Jan-Ieper ein neues Wallfahrtsfähnchen zu Ehren des hl. Bartholomäus verbreitet, verehrt gegen Geschwüre und Hautkrankheiten; der Künstler hat der Darstellung drei Wachsvotive hinzugefügt: eine Menschenfigur, einen Arm und ein Bein, alle Votivtypen, die noch heutzutage in diesem Ort geopfert werden (Abb. 7, 8, 9).

*

Mancher Geistliche bekämpft die Darbringung von Wachsvotiven, die sie als „Rummel“ und „Schmutzigkeit“ bezeichnen und die auf diese Weise immer mehr zurücktreten. Dieser Niedergang berührt natürlich die Wachsziehereien, die nicht nur weniger Wachsvotive, sondern auch, wegen der immer mehr Boden gewinnenden elektrischen Kerzen auch weniger Wachskerzen zu liefern haben. Da aber die Opferfreude des Wallfahrers, der seine Dankbarkeit doch noch immer konkretisieren will, nicht zu unterbinden ist, so muß sich die Geistlichkeit einen saubereren Votivtyp gefallen lassen. So sehen wir dann die Marmortafeln anhaltend Boden gewinnen. Diese Entwicklung wird dadurch erwiesen, daß bei der Eröffnung einer neuen Kirche und bei der Verbreitung einer neuen Devotion (man denke an die hl. Rita von Cascia!) fast immer die Marmortafeln auftauchen.

Eine besondere Beobachtung erfordert der Zustand im Küstengebiet, wo die französisch redenden Badegäste aus Brüssel und Wallonien sich den lokalen Devotionen anschließen und demnach auch mit französischen Texten versehene Votive darbringen.

²⁹⁾ Wieder ein Fall des Sympathiegläubens im Namen: Leonhard heißt dialektisch „Leenaard“, und die Lenden, in denen der Rheuma sich lokalisieren kann, heißen „leên“.

Über das Ohrenzupfen

Von Reinhold Graf

In Oberösterreich, vornehmlich im Innviertel, ist es in bürgerlichen Kreisen bis heute noch vielfach üblich, daß sich die Familienmitglieder beim Auftragen der ersten „grünen“ Speise am Gründonnerstag mit dem Ruf: „Das erste Grüne!“ am Ohrläppchen zupfen. Als Begründung dieses eigenartigen Brauches wird manchmal angegeben, daß man dadurch einander auf den durch die grüne Speise sichtbaren Einzug des Frühlings aufmerksam machen wolle.

Daß der Brauch auch in anderen Bundesländern bekannt ist, bezeugt u. a. für Wien L. Schmidt¹⁾, der in seinem für die volkskundliche Gebärdensforschung wesentlichen Aufsatz „Die volkstümlichen Grundlagen der Gebärdensprache“²⁾ auch auf die historische Tiefe dieser uralten Gebärde aufmerksam gemacht und eine Reihe von Belegen aus dem Rechtsbrauch angeführt hat. Im folgenden nimmt Dr. Reinhold Graf als Rechtshistoriker zu dem Thema Stellung, wobei insbesondere auch Belege aus dem oberösterreichischen Urkundenbestand angeführt werden.

E. B.

Zum oberösterreichischen Ohrenzupfen am Gründonnerstag ist auf eine Einrichtung des altbairischen Rechtes hinzuweisen, die in der *lex Bajuvariorum* erwähnt ist: „Si quis vendiderit possessionem suam alicui, — post accepto pretio aut per cartam aut per testes comprobetur firma emptio; ille testis per aurem debet esse tractus, quia sic habet lex vestra.“ (*L. Baiuv. XVI 2, 1*)³⁾. Dieses Ohrenzupfen der Zeugen ist für den bayerischen Raum auch anderweitig und gut bezeugt, so im *Chron. Reicherspergensis ad ann. 1152*⁴⁾ und nicht zuletzt in zahlreichen Urkunden. Allein in den drei ersten Bänden des ob.-öst. Urkundenbuches findet man es an hundertmal erwähnt, so noch in einer von den Brüdern Hein-

1) Leopold Schmidt, *Wiener Volkskunde. Ein Aufriß*. Wien 1940. S. 48.

2) Schmidt, *Die volkstümlichen Grundlagen der Gebärdensprache* (Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung = Festschrift für Adolf Spamer, herausgegeben von der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1953. S. 237 ff.).

3) Zit. nach Kraut, *Deutsches Privatrecht*. 1886. S. 187.

4) Heineccius, *Academische Reden*. 3. Aufl. 1766. S. 370.

rich und Bernhard von Schaumberg am 13. September 1251 ausgestellten Urkunde.

Seit jeher wurde auch beobachtet, daß das *testes per aurem trahere* bei den Baiern besonders häufig geübt wurde, wie denn schon Heineccius in seinen academischen Reden l. c. sagt: „Vornehmlich aber ist diese Weise bei den Baiern gar bekannt gewesen...“. Gleichwohl hat der Verfasser der ca. 1135 über eine Schenkung der Adelheid von Wildberg an das Kloster Kremsmünster errichteten Urkunde (UB II. S. 723) nicht unrecht, wenn er sagt: „*Vt uero hoc firmitus a presentibus recipiatur et a posteris cercius credatur sibi testibus teutonico more per aurem tractis est confirmatum, sicque fidelibus conseruatum.*“ Denn nach Heineccius kommt das *per aurem trahere* auch in der L. Alamanorum Tit. XCIV vor und er gibt l. c. eine Stelle der L. Ripuariorum Tit. LX. § 1: „... *et torqueat auriculas, vt ei postmodum in testimonium praebeant.*“ Dieser Brauch war also mehreren germanischen Stämmen gemeinsam. Wenn Amira ⁵⁾ hiezu sagt: „Man machte ihn zum ‚Zeugen‘ (afries. *tiuga*, ahd. *giziug*), indem man ihn ‚zog‘ (ahd. *urhundi ziohan*), was bei einigen Stämmen durch Ohrzupfen geschah“, so wird das durch die Formulierung mancher Urkunden im o.-ö. U. B. schön beleuchtet, z. B. „*sub introductione testium idoneorum per aurem adtractorum*“ (U. B. I. S. 123) oder „*Harum rerum testes sunt per aurem ducti*“ (U. B. I. S. 627 u. 628).

Es mußte aber dieses deutsche und besonders bayrische Ohrzupfen der Zeugen die Aufmerksamkeit der Juristen früh erregen, da es als *antestari, aurem vellere* u. ä. im römischen Rechte eine große Rolle spielte. Hier war es ein notwendiges Erfordernis bei allen Geschäften, die *per aes et libram* abgeschlossen wurden; nicht weniger bei der *in ius vocatio* des alten Prozesses. Bei der alten *in ius vocatio* forderte der Kläger seinen Gegner mit Worten wie: *in ius ambula*; *in ius eamus* und ähnlichen auf, ihm zu Gericht zu folgen. Weigerte sich dieser, so rief er die Umstehenden als Zeugen mit den Worten an: *Licet antestari?* und berührte ihre Ohren zum Zeichen der Erinnerung, wenn sie bereit waren, ihm die *in ius vocatio* zu bezeugen. Bei den Geschäften *per aes et libram* (Eigentumsübertragung an *res Mancipi*, der Testamentserrichtung *per aes et libram*, der Adoption, der Emancipation, der Schenkung *iure Mancipii*) war das *Antestari* d. i. *tactis auriculis alterum testem advocare* ebenso notwendig, wie bei der *in ius vocatio*. ⁶⁾

⁵⁾ Karl von Amira, Grundriß der germanischen Rechtes. Berlin 1913. S. 273.

⁶⁾ Heineccius, *Antiquitates Romanae*. Ed. Haubold. 1832. S. 157 668 ff.

In der Erläuterung dieser römischen Rechtseinrichtungen verweisen die älteren Juristen aber nicht bloß auf die gleichartigen deutschrechtlichen Gebräuche. Heineccius führt auch Stellen aus der Literatur an, die vom antestari handeln, so Horaz, Sermon. Lib. I. sat. 9 v. 74 sqq:

... Casu venit obvius illi
Adversarius et: „Quo tu, turpissime?“ magna
Exclamat voce; et: „Licet antestari?“ Ego vero
Oppono auriculam. Rapit in ius: clamor utrimque:
Undique concursus.“

Daneben Plautus Curcul. Act. V. sc. 2 und Pers. Act. IV. sc. 9 v. 10; Aulus Gellius, Noct. Atticae XX. 1; Cicero de legibus II. 4. Porphyrio Schol.; Priscianus Lib. VIII.

Die älteren Juristen bestätigen also eine weitere Verbreitung und ein größeres Alter des Ohrzupfens, als gemeinhin angenommen wird. Eine Stelle aus Clemens von Alexandrien, Strom. V. p. 575, die Heineccius ebenfalls anführt, möchte vielleicht ein Hinweis auf eine noch weitere Verbreitung sein. Darüber hinaus führt Heineccius auch antike Zeugnisse an, die den Sinn des Brauches erläutern: „Auris veteribus memoriae locus, vnde eam tangentes admonebant, et antestabantur: Plinius Hist. Nat. XI. 41“. Die Ohren waren also der Sitz des Gedächtnisses und wurden auch so dargestellt. So erwähnte er l. c. S. 670 eine Skulptur, welche einen Kopf und ein das Ohr berührende Hand darstellt und die Inschrift MNHMONEYE, d. i. Gedenke, trägt. Weiters führt er Servius ad Eclog. VI. v. 3 an: „Aures memorae sacrae, id est, Minervae.“ (S. 158), und erwähnt antike Weihgaben in Form silberner Ohren. Endlich verzeichnet er die Ansicht des Everardus Otto in dessen Iurisprudentia symbolica, Ex. II. c. 3. p. 144, der ein Fragment des Trebatius (römischer Jurist aus der Zeit vor Augustus) in L. 21. pr. D. de Furt.: „Nam et qui aurem alicuius tetigit, inquit Trebatius totum eum videri tetigisse“ als eine Anspielung auf das Ohrenzupfen, das antestari, also das Berühren der Ohren als Sitz des Gedächtnisses versteht.

Ohne Zweifel würde die Literatur zahlreiche weitere Hinweise auf das Alter und die Verbreitung des Ohrenzupfens, den Sinn und die Formen dieses Brauches ergeben. So möchten diese Ausführungen nur als ein Hinweis auf die Möglichkeit weiterer Nachforschungen verstanden werden.

Aus der Arbeit des Volkskundeatlases

Der österreichische Volkskundeatlas

Wenn nach nur vierjähriger Anlaufzeit, seit Ausgabe der ersten Fragebogen im Jahre 1955, nun im Sommer 1959 die erste Lieferung des „Österreichischen Volkskundeatlas“ erschien, darf dies wohl zum Anlaß genommen werden, an dieser Stelle über die Geschichte und Organisation, wie über den Kartenplan und die Arbeitsweise dieses Atlaswerkes zu berichten.

Kommission und Gesellschaft für den Volkskundeatlas in Österreich

Wie Erinnerung, wurde beim „Österreichischen Volkskundetag“ im September 1953 in St. Martin bei Graz nach einem Referat von A. Helbok über die Bedeutung des „Atlas der Deutschen Volkskunde“ (ADV) für die Entwicklung der volkskundlichen Kartographie in Europa von E. Burgstaller und K. Ilg der Antrag gestellt, auch für Österreich einen Volkskundeatlas auszuarbeiten. Dabei wurde von E. Burgstaller auch angeregt, den Atlas durch Heranziehung eines möglichst großen Kreises von Mitarbeitern zur Kommentierung der Karten nach Tunlichkeit zu einem Gemeinschaftswerk der österreichischen Volkskunde zu machen.

Der Antrag fand allgemeine Zustimmung, worauf über Vorschlag von V. v. Geramb ein Komitee, bestehend aus Ernst Burgstaller, Arthur Haberlandt, Adolf Helbok und Richard Wolfram, einstimmig gewählt und mit der Vorarbeit für den österreichischen Volkskundeatlas betraut wurde.

Das Komitee fand die Förderung des damaligen Ministers für Unterricht Dr. Ernst Kolb und die Anerkennung der österr. Akademie der Wissenschaften, die auch das Protektorat für die Herausgabe des Kartenwerkes übernahm, und konstituierte sich nach Kooption weiterer Mitglieder, die insbesondere die Funktion der Landesleiter in den Bundesländern ausüben, zur „Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich“.

Der Name wurde mit Bedacht in dieser Form gewählt, um dadurch auszudrücken, daß sich ihre Mitglieder auch als regionale Arbeitsgruppe für den in Vorbereitung befindlichen europäischen Volkskundeatlas betrachten, für dessen Anlage gerade die Kartierung der volkskundlichen Verhältnisse im österreichischen Lebens- und Forschungsraum von großer Bedeutung sein wird.

1958 setzte sich die „Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich“ aus folgendem Personenkreis zusammen:

Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Götzens, Präsident;

Univ.-Prof. Dr. Viktor v. Geramb †, Graz, Stellvertretender Präsident;

Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt, Wien, Beirat, Landesleiter von Niederösterreich;

Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck, Beirat, Landesleiter von Tirol (nach dem Ableben von V. v. Geramb mit dessen Stellvertretung betraut);

Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram, Wien, Beirat, Landesleiter v. Salzburg;
Oberrat d. Wiss. D. Prof. Dr. habil. Ernst Burgstaller, Linz, Sekretär,

Landesleiter von Oberösterreich;

Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz, Beirat;

Hofrat Dr. Hans Commenda, Linz, Leiter der Sektion Stadtvolkskunde;

Dr. Kurt Conrad, Salzburg, Stellvertretender Landesleiter von Salzburg;

Univ.-Prof. Dr. Hanns Hollnsteiner, Linz;

Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer, Wien,

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher, Graz, Landesleiter von
Steiermark;

Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt, Landesleiter von Kärnten;

Hofrat Adalbert Riedl, Eisenstadt, Landesleiter von Burgenland;

Prof. Dr. Wolfgang Rusch, Bregenz, Landesleiter von Vorarlberg.

1954 wurde zur finanziellen und administrativen Unterstützung der
Kommission unter dem Vorsitz des Herrn Landeshauptmannes von
Oberösterreich, Dr. Heinrich Gleißner, und unter Beteiligung der Öster-
reichischen Akademie der Wissenschaften (Präsident Univ.-Prof. Hofrat
Dr. Richard Meister) das Kuratorium und 1956 die „Gesellschaft für den
Volkskundeatlas in Österreich“ mit dem Sitz in Linz gegründet. Zu
Funktionären wurden in die einzelnen Organe der Gesellschaft bei der
Gründungsversammlung mit einer Amtsdauer von 4 Jahren gewählt:

Präsidium des Kuratoriums

Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner, Linz;

Univ.-Prof. Hofrat Dr. Richard Meister, Präsident der Akademie der
Wissenschaften, Wien.

Vorstand

Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Götzens, Obmann;

Prof. Dr. Egon Hofmann, Linz, Stellv. Obmann;

Univ.-Prof. Dr. Johannes Hollnsteiner, Linz, Beirat;

Dir. Dr. Rudolf Eineder, Linz, Kassenwalter;

Oberrat Prof. Dr. Ernst Burgstaller, Linz, Sekretär.

Zur Durchführung der wissenschaftlichen und organisatorischen
Aufgaben der Gesellschaft wurde in Zusammenwirken mit dem Kultur-
amt der ö. Landesregierung in Linz eine Zentralstelle eingerichtet,
mit deren Leitung Ernst Burgstaller betraut wurde. *)

*) Infolge des Rücktrittes von Univ.-Prof. Dr. A. Helbok als Obmann
des Vorstandes und Präsident der Kommission im Frühjahr 1959 und der
bei der Hauptversammlung am 30. Juni 1959 beschlossenen Satzungsände-
rung, nach der diese beiden Ämter in Zukunft nicht mehr in einer Hand
vereinigt werden, ergaben die dadurch notwendig gewordenen Wahlen
bei der Generalversammlung folgende personelle Änderungen:

Obmann des Vorstandes: Univ.-Prof. Dr. Johannes Hollnsteiner;

Vorsitzender der Kommission: Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram;

Stellvertretender Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher.

Zum Zweck der reibungslosen und fachgemäßen Durchführung der
technischen Fragen in der Anlage der Karten und bei der Drucklegung
des Atlaswerkes wurde die Funktion des hiefür allein verantwortlichen
„Kartographen“ geschaffen, der, ebenso wie der Vorsitzende der Kom-
mission, in der Hauptversammlung ohne Beschränkung der Funktions-
dauer gewählt, sowohl dem Vorstand wie dem Präsidium der Kommission
angehört. Für diese Stelle wurde Oberrat Prof. Dr. habil. Ernst Burg-
staller gewählt.

Der Kartenplan

Die unmittelbare Voraussetzung für jede sinnvolle Kartenproduktion bildet ein klarer Arbeitsplan. Zur Herstellung eines solchen legte E. Burgstaller bereits in den ersten Sitzungen der Kommission in Schloß Tollet bei Grieskirchen, bzw. Puchberg bei Wels im Jahre 1954 eine Zusammenstellung aller jener Themen vor, für die, soweit sich dies durch Bereisung der Institute in den betreffenden Ländern und Ausschöpfung der einschlägigen Literatur feststellen ließ, in den verschiedenen europäischen Staaten Bearbeitungen, bzw. Materialsammlungen durchgeführt wurden, bzw. werden. Aus ihnen wurden in längeren Beratungen jene Stoffe ausgewählt, die auch für den Österreichischen Volkskundeatlas in Betracht kommen und diese zu einer Liste von Themen vereinigt, die den zentralen Teil des ganzen Atlaswerkes bilden sollen. Da aber die Kommission den Standpunkt vertritt, daß ein so großer und so umfangreiche Mittel erfordernder Atlas nicht nur für die wenigen Experten der österreichischen Volksforschung geschaffen werden könne, sondern für breite Kreise der Gebildeten aller Berufe nutzbringend sein soll, beschloß man, daß der Atlas nicht nur die „klassischen“ Stoffe der Volkskunde behandeln solle, sondern ein möglichst umfassendes Bild der gesamten österreichischen Volkskultur zu geben habe. Der dieser Auffassung entsprechende, von A. Helbok ausgearbeitete und von V. v. Geramb warm empfohlene Editionsplan wurde bei der Kommissionssitzung 1956 in Schloß Tollet allgemein angenommen. Demnach gliedert sich das Kartenwerk in folgende 16 Hauptkapitel:

- I. Bevölkerungsbewegung
- II. Soziologisches
- III. Begabungsverhältnisse der Bevölkerung
- IV. Haus und Siedlung
- V. Volksnahrung
- VI. Bäuerliche und gewerbliche Produktion
- VII. Handel und Verkehr (soweit diese auf volkskundliche Erscheinungen einwirken)
- VIII. Volkssprache, Mundart
- IX. Volksrecht
- X. Volksglaube
- XI. Sitte und Brauch
- XII. Volkslied, -schauspiel, -musik, -tanz
- XIII. Volkssagen
- XIV. Volkstracht
- XV. Volkskunst
- XVI. Spiel und Sport

Alle Karten, die auf Grund dieses Editionsplanes Verhältnisse darstellen, die den Forschungsgebieten der Volkskunde nur am Rande angehören oder die in der Wiedergabe der Verbreitung volkskundlicher Erscheinungen über die Grenzen Österreichs hinausgreifen, werden beim Druck dadurch gekennzeichnet, daß sie auf Grund eines Vorschlages von K. Ilg unter der Titelangabe den Vermerk „Hilfskarte“ tragen.

Die Materialsammlung

Der weitgesteckte Themenkreis des Kartenplanes macht es unmöglich, die benötigte Arbeitsgrundlage für alle Karten allein aus einer einheitlichen Materialsammlung zu entnehmen. Für eine Anzahl

von Karten mußten daher private oder öffentliche Archivbestände anderer Art herangezogen werden. Für die Gewinnung der Unterlagen für die rein volkscundlichen Karten indes wurde nach dem bewährten Vorbild des ADV und ähnlichen Einrichtungen in einzelnen österreichischen Bundesländern¹⁾ die Materialsammlung mittels Fragebogen gewählt, die an einen möglichst großen Kreis von Mitarbeitern versandt werden. Wo sich die Notwendigkeit ergibt, werden die Ergebnisse in mündlicher Befragung durch Fachkräfte ergänzt. Zur leichteren Durchführung des Versandes und des Rücklaufes der Bogen sind nach dem Muster des ADV in allen Bundesländern „Landesstellen“ eingerichtet, als deren Leiter durchwegs beste Fachkräfte bestellt wurden, die, wie sämtliche wissenschaftlichen Mitarbeiter, ehrenamtlich arbeiten. Ihre Aufgabe besteht in der richtigen Auswahl der Belegorte, in der Herstellung eines guten Kontaktes mit den Behörden, und, da alle auch der Kommission angehören, in der mitverantwortlichen Mitwirkung bei den wissenschaftlichen Angelegenheiten des Atlaswerkes. Wie alle früheren Befragungsaktionen dieser Art wandte sich auch der „Österreichische Volkskundeatlas“ mit seiner Bitte um Mitarbeit in erster Linie an die Lehrerschaft. Daher wurden als Belegorte auch hauptsächlich Schulorte gewählt. Eine wesentliche Förderung für die klaglose Durchführung des Versandes und Rücklaufes der Fragebogen bedeutete es, daß das Bundesministerium für Unterricht an die Schulleitungen eine entsprechende Empfehlung ergehen ließ und in den meisten Fällen auch die verständnisvolle Förderung durch die Landes- und Bezirksschulräte gewonnen werden konnte. Bei der Auswahl der Belegorte bildeten jene Orte, die schon in den Jahren 1930—1936 vom ADV erfaßt worden waren, sozusagen das Gerüst des Belegorternetzes. Sie mußten wieder gewählt werden, nicht nur, um die seinerzeitigen Befragungsergebnisse (mit entsprechender Kennzeichnung) mitverwenden zu können, sondern vor allem auch, um aus dem Vergleich der damaligen und der jetzigen Antworten einen Einblick in den Wandel der einzelnen Erscheinungen innerhalb der letzten 25 Jahre zu gewinnen. Da aber die Belegortedichte des ADV in den einzelnen Bundesländern verschieden und vor allem viel zu dünn war, beschloß die Kommission, die Zahl der vom ADV erfaßten Orte um soviele Stützpunkte zu erweitern, als notwendig war, um durchschnittlich 25% aller Schulorte des betreffenden Bundeslandes zu erfassen. Dadurch, daß man

¹⁾ Z. B. Burgenland, s. L. Schmidt, Der Burgenländische Volkskundeatlas (Volk und Heimat 5. Jg. 1952, Nr. 3); über Befragungsergebnisse s. ds. u. a. Burgenländische Heimatblätter 13. Jg. 1951, 159 ff.; Oberösterreich, s. E. Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkscundlichen Karten. Veröffentlichung zum Oberösterreichischen Heimatatlas, herausgegeben vom Institut für Landeskunde von OÖ., Bd. 1, Linz 1952; Atlas von Oberösterreich, Linz 1959, 1. Lfg. Für Salzburg s. die Berichte über die mündlichen und schriftlichen Bestandsaufnahmen durch R. Wolfram in Mitteilungen d. Ges. f. Salzburger Landeskunde. 92 Bd. ff.; Salzburg Atlas, Karten und Textteil. Salzburg 1956. In Kärnten führt O. Moser volkscundliche Materialsammlungen hauptsächlich durch persönliche Explorate durch (s. u. a. O. Moser, Der Heurachen. Carinthia I 142. Jg. 463 ff.). In Vorarlberg wurden durch K. Ilg zahlreiche Schulen veranlaßt, ihren Schülern Aufsätze mit volkstümlichen Fragestellungen zu geben, die auch z. T. bereits ausgewertet wurden (s. K. Ilg, Die Walser, Bd. I u. II).

sich jedoch in einzelnen Bundesländern wie z. B. in Oberösterreich des bereits bestehenden Befragungsapparates, der dort sämtliche Schulorte einbezieht, bedienen kann, liegt der Bundesdurchschnitt etwas über dieser Quote²⁾. Gleichzeitig mit der Befragungsaktion auf dem Lande läuft eine solche in den Städten. Hier wurden bisher alle Siedlungen mit Stadtrecht teils durch Fragebogen, teils durch die persönliche Befragung durch den Leiter der Sektion Stadtvolkskunde erfaßt.

In jeden Belegort werden jeweils 3 Exemplare des Fragebogens gesandt, von denen eines der Schulleitung, die den Fragebogen ausfüllt, als Archivstück verbleibt³⁾, die restlichen gehen, meist über den Weg von Bezirks- und Landesschulrat an die Landesstelle ab. Die Landesleitung schickt ihrerseits 1 Exemplar (Erstschrift) an die Zentralstelle; das ihr verbleibende steht ihr für eigene Forschungsarbeit zur Verfügung.

In der Zentralstelle werden die Eingänge registriert, ausständige Bogen urgirt und nach den einzelnen Themen verzettelt. Aus der Verzettelung werden die Inventare für die punktmäßige Eintragung auf die Karten entwickelt, die gleichzeitig auch die hauptsächlichste Unterlage für die Kommentierung der Karten durch die Experten (s. u.) darstellen. Auf Grund eines Vertrages des Präsidenten der Kommission mit dem Direktor des Österr. Museums für Volkskunde in Wien werden die Abschriften der Fragebogen, die durch die Verzettelung entstehen, nach Erscheinen des Atlaswerkes diesem Institut zur Vervollständigung des dort aufgebauten „Archivs für österreichische Volkskunde“ übermittelt werden.

Das Kartenwerk

Für die Verarbeitung des aus den Fragebogen gewonnenen Antwortmaterials wurde von Prof. Dr. J. A. Zimmermann, Wels, eine Arbeitskarte (1 : 600.000) entwickelt, in der die von der Befragung erfaßten Orte mit ihren Ortspunkten und ihren (im internen Amtsgebrauch verwendeten) Kennziffern verzeichnet sind. Jede Antwort wird zunächst in die entsprechende Versuchskarte ortspunktgetreu eingetragen.

Nach genauer Überprüfung des Inhaltes und der Signaturenwahl erfolgt die Reinzeichnung (immer noch auf der Arbeitskarte), ehe sie der Kommission zur Beschlußfassung über die Druckerlaubnis vorgelegt wird. Ist die Genehmigung erteilt, beginnt die Übertragung der einzelnen Farbauszüge auf Astralon, in dem für die Drucklegung vorgesehenen Maßstab 1 : 1.000.000. Der Kartendruck aller auf dem Antwortmaterial aus der Fragebogenaktion basierenden Karten erfolgt auf einer von Prof. Dr. J. A. Zimmermann, Prof. Dr. H. Kohl und W. Pfitzner hergestellten „Grundkarte“. Diese enthält außer den Grenzen (Bundes-, Landes-, Bezirks- und Magistratsgrenzen) das in hellem Graudruck gehaltene Terrain und den Namen der Landes- und Bezirkshauptorte. Die Ortspunkte und Kennziffern der Belegorte sind wegen

²⁾ Selbstverständlich wird die Anzahl der Belegorte in den betreffenden Bundesländern für den Kartendruck auf den allgemeinen Durchschnitt gebracht, so daß jedes Übergewicht und etwa daraus entstehende Fehlbeurteilungen der Signaturenhäufung vermieden werden.

³⁾ Diese Maßnahme hat sich bisher bereits mehrmals als sehr sinnvoll erwiesen, da, wenn Einsendungen auf irgendwelche Weise verloren gingen, der Text der Beantwortungen aus dem Schulexemplar un schwer rekonstruiert werden konnte.

ihrer großen Zahl nicht enthalten, um die Karte nicht allzusehr zu überlasten. Um es aber dem Benützer zu ermöglichen, doch die Lage jedes in der Befragung erfaßten Ortes zu bestimmen, bzw. zu ermitteln, für welche Orte die eingetragenen Signaturen gelten, wurde nach einem von Dr. H. Kohl ausgearbeiteten System ein Raster mit 46 Feldern zu je 7×5 cm (mit lateinischen Ziffern und Großbuchstaben bezeichnet) über das ganze Kartenbild gelegt und hiezu ein kleines feinmaschiges Suchgitter (mit arabischen Ziffern und Kleinbuchstaben) gezeichnet, das genau in das große Rasterfeld paßt und in Astralonausführung in einer Tasche des Atlasdeckels mitgeliefert wird. In Verbindung mit dem von Dr. H. Kohl (unter Mitwirkung von Dr. Schlederer und W. Neweklowsky) angelegten „Belegortverzeichnis“, das die Ortsangaben für jeden Belegort enthält, ist jeder Ort auffindbar. Das Belegortverzeichnis gliedert sich in das Felderverzeichnis und in das alphabetische Ortsverzeichnis. Da zu erwarten ist, daß sich im Laufe der weiteren Arbeiten noch da und dort Änderungen in der Verbreitung der Belegorte ergeben werden, wurde das Verzeichnis vorderhand nur im Rotaprintverfahren vervielfältigt. Es wird nach Abschluß des Kartenwerkes in nochmaliger Bearbeitung durch ein im Buchdruck hergestelltes Verzeichnis ersetzt und dem die Ergebnisse der kartographischen Arbeit zusammenfassenden Schlußband beigegeben. Mit der Grundkarte im Maßstab 1 : 1,000.000 kann begrifflicher Weise nur für die durch das Fragewerk erfaßten Themen das Auslangen gefunden werden. Wo auch andere Archivbestände mit meist geringerer Belegortdichte als Arbeitsgrundlage dienen, wurde hierfür eine zweite Grundkarte im Maßstab 1 : 3,000.000 angelegt, die im wesentlichen auf der Arbeitskarte der Bayrisch-Österreichischen Wörterbuchkanzlei beruht. Muß über den Rahmen Österreichs hinausgegriffen werden (wie bei den Karten zur Hinterglasbilderzeugung, s. u.), wird jeweils eine eigene Grundkarte hergestellt. Dadurch wird zwar der einheitliche Eindruck des Kartenwerkes im Vergleich zu den ausländischen Atlanten ähnlicher Art etwas gestört, dafür aber eine bedeutende Vielfalt und Reichhaltigkeit sowohl dem Inhalt wie der Darbietung nach gewonnen.

Natürlich verbindet sich mit der Verwendung des Materials aus verschiedenen Archiven auch die Tatsache, daß das den Karten jeweils zugrunde liegende Material nicht zeitgleich ist. Im Hinblick darauf, daß bei strenger Einhaltung des Prinzips der Zeitgleichheit zahlreiche für die österreichische Volkskunde wichtige Motive nicht behandelt werden könnten, wird man über diese methodische Forderung wohl hinwegsehen können, wenn die Karten jeweils angeben, auf welche Zeit sich ihr Inhalt bezieht, bzw. aus welcher Zeit die verwendete Materialsammlung stammt.

Kartenwerke, deren Vorarbeiten zur Zeit der Drucklegung bereits vollständig abgeschlossen sind, können ihre Blätter bereits in der Reihenfolge erscheinen lassen, die das Werk bei seinem Abschluß haben soll. Beim Österr. Volkskundeatlas ist das nicht der Fall. Deshalb trägt jede Karte die laufende Nummer der jeweiligen Lieferung (rechts unten), nach der sie zitiert werden kann, und rechts oben ein dreiteiliges Kästchen, in dessen 1. Rubrik die lateinische Ziffer des zugehörigen Kapitels im Editionsplan steht. In die zwei restlichen Rubriken können vom Benützer selbst später die im zusammenfassenden Inhaltsverzeichnis angegebenen Unterbezeichnungen eingetragen und darnach das ganze Kartenwerk geordnet werden.

Rechts unten findet sich auf den meisten Karten ein für den eiligen Leser gedachter Kurzkommentar, der in wenigen Sätzen in das Wesen des Kartenbildes einführt.

Der Kommentar

Außer dem schon genannten Kurzkommentar sind alle Karten von ausführlichen monographischen Kommentaren begleitet, die in Form selbständiger Hefte gedruckt werden und in einer mit einem Index (mit den Nummern der Kapitel des Editionsplanes) versehenen Ringmappe gesammelt werden können. In Einzelfällen bietet die Schriftenreihe der „Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich“, herausgegeben von A. Helbok und E. Burgstaller, den Autoren die Möglichkeit, ihr Thema zusätzlich auch in größerem Umfang zu behandeln. Bisher sind aus dieser Veröffentlichungsreihe erschienen:

Band 1: Adolf Helbok, Der österreichische Volkskundeatlas. Seine wissenschaftliche, volks- und staatspolitische Bedeutung. Linz 1955, 24 Seiten, mit zwei Karten und Kommentaren von E. Burgstaller (vergriffen).

Band 2: Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäude und Weihnachtspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. Linz 1957, 137 Seiten, 5 Tafeln, 22 Karten. Zentralstelle für den Volkskundeatlas in Österreich, Linz, Bahnhofstraße 16/III.

In Vorbereitung befinden sich:

Band 3: Friedrich Knapp, Die volkstümlichen Hinterglasbilder des 18. und 19. Jahrhundert. Wie das gesamte Atlaswerk im Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf., Wien.

Die erste Lieferung

wird durch 4 Karten von Eberhard Kranzmayr über die deutschen Mundarten eröffnet. Karte 1 gibt eine Übersicht über die Verbreitungsgebiete der einzelnen Dialekte im großen, Karte 2 weist die Räume mundartlicher Beharrsamkeit aus. Karte 3 und 4 führen unter dem zusammenfassenden Titel „Donausymmetrie“ in die für den Lautstand der österr. Mundarten bedeutenden Modernisierungserscheinungen ein, die sich längs des Donauweges westwärts verbreitet haben. Mit den für die 2. Lieferung vorgesehenen Karten über die mundartlichen Besonderheiten in den einzelnen Bundesländern wird die Serie der Dialektkarten (im „Österr. Volkskundeatlas“ sämtlich als „Hilfskarten“ bezeichnet) abgeschlossen. Auf den Karten 2—5 behandelt Ernst Burgstaller die Verbreitung verschiedener Festtagsgebäude im Jahres- und Lebensbrauchtum, die das Bestehen größerer Formlandschaften erkennen lassen. Mit zwei großen, wie die vorhergehenden als Punktkarten gezeichneten Blättern über die ländlichen Dienstbotentermine leitet Josef Piegler (Landesgerichtsrat im Obersten Gerichtshof) die kartographische Darstellung mehrerer Fragen des österreichischen Volksrechtes ein, die wie das bäuerliche Erbrecht und die verschiedenen Termintage auch in den nächsten Lieferungen behandelt werden.

In den drei von R. Wolfram kommentierten Karten über die Geschichte und Verbreitungsdichte des „Adventkranzes“ bringt die 1. Lieferung des Österr. Volkskundeatlasses ein eindrucksvolles Beispiel für die Entstehung und Aufnahme neuer Bräuche in der Bevölkerung, zu denen in der nächsten Lieferung die vom gleichen Autor kommen-

tierten Karten über die Geschichte und Sonderformen des Christbaums ein entsprechendes Gegenstück bilden werden.

Den Abschluß der ersten Lieferung macht eine Serie von 4 Karten über die einst in allen Teilen des Bundesgebietes zu den Ausstattungsstücken bäuerlicher Wohnräume und Bauernkapellen gehörigen Hinterglaspbilder, deren Erzeugung und Vertrieb auf Grund umfassender Archiv- und Gegenstandsstudien von dem derzeit besten Kenner dieser Materie (Friedrich Knaipp) dargestellt wird. Den Ausgangspunkt bildet die graphische Darstellung des Vertriebes der 386.000 Bilder, die allein in der Zeit von 1852—1864 durch den Verleger Vinzenz Köck, Sandl, Oberösterreich, in den gesamten süd- und osteuropäischen Raum exportiert wurden (Karte 10). Der Erläuterung der Geschichte der Erzeugung der Hinterglaspbilder in Europa, der gegenseitigen stilistischen und personellen Beeinflussungen und vor allem des internationalen Handels mit diesen Produkten sind die Karten 11—13 gewidmet, auf denen auch die hervorragende Stellung des alten Österreich auf diesem Gebiet ersichtlich wird. Deutlich grenzt sich als ein Haupterzeugungszentrum das damals noch zu Österreich gehörige deutschsprachige Randgebiet des böhmischen Kessels mit den hervorragenden Produktionsstätten Sandl, Raymundsreuth, Buchers usw. ab und wird die gewaltige Streuung dieser Volkskunsterzeugnisse über das südliche und südöstliche Europa sichtbar. In einem eigenen Band der „Veröffentlichungen“ wird in Kürze auch das gesamte archivalische Material vorgelegt, das diesen diffizilen Karten zugrunde liegt, die übrigens gleichzeitig auch die ersten auf umfassenden genauen Bestandsaufnahmen beruhenden Karten gesamteuropäischen Inhaltes sind.

Die folgenden 9 Lieferungen werden je 20 Blätter enthalten. Es ist damit zu rechnen, daß jeweils zur Jahreswende eine neue Lieferung erscheint. Selbstverständlich wird sich die Kommission bemühen, neben der Aufnahme neuer Themen vor allem die in der 1. Lieferung gewählten zu komplettieren, so daß schon nach wenigen Jahren eine Reihe von Kapiteln abgeschlossen sein kann.

Ernst Burgstaller

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

11. Neue Forschungen zu den randbeschlagenen Holzspaten in Mitteldeutschland und in Böhmen

Von Leopold Schmidt

Die Erforschung der ganzen Gerätegruppe, die durch den mit einem Eisenrand beschlagenen Holzspaten besonders gekennzeichnet ist, hat sich seit den Umfragen unseres Archives, die erstmalig größere Landschaften danach zu erfassen trachteten, in erstaunlichem Maße ausgeweitet¹⁾. Nach den Veröffentlichungen in den Jahren 1953²⁾, 1955/56³⁾ und 1957⁴⁾ ist immer wieder neues Material von den verschiedensten Seiten eingeliefert worden. Erfreulicherweise haben viele Kollegen erkannt, daß ihre Spaten-Notizen in unserem Archiv am besten untergebracht sein dürften, und unsere Faszikel ständig durch Notizen, ja auch durch Abbildungen und Hinweise auf weitere Veröffentlichungen in benachbarten Disziplinen bereichert. Dadurch ist bei uns nunmehr schon ein sehr beträchtliches Material zusammengekommen, so daß sich die mit der Gerätegruppe und vor allem dem Leitgerät, dem randbeschlagenen Spaten selbst verbundenen Probleme ganz anders beurteilen lassen, als zur Zeit der ersten Veröffentlichungen.

Einige neue Arbeiten auf diesem Spezialgebiet erfordern zumindest einen Hinweis, schon um das Breiterwerden dieser Forschung die von hier ausgegangen ist, festzustellen. Gegenüber den vielen Streunotizen aus anderen Landschaften sind besonders die schon ziemlich systematisch vorgenommenen Forschungen in einigen mitteldeutschen Landschaften und in Böhmen hervorzuheben. Im westlichen Mitteldeutschland ist besonders Hessen erfreulicherweise stärker hervorgetreten. 1956 hat dort Karl R u m p f, der verdienstvolle hessische Volkskunsthistoriker, der schon früher auf das Gerät aufmerksam gemacht hatte, eine Übersicht über die drei Gruppen von hessischen Zeugnissen zu diesem Gerät gegeben: Über die Funde, über die mittelalterlichen Bildzeugnisse, und über die neueren Sammlungsbestände, besonders in den

¹⁾ Vgl. Schmidt, Die beiden Spaten-Umfragen von 1952 und 1956 (ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 75 ff.).

²⁾ Schmidt, Spaten-Forschungen. Zu einigen Arbeitsgeräten des frühen Ackerbaues (Archiv f. Völkerkunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 76 ff.).

³⁾ Schmidt, Das bäuerliche Arbeitsgerät in Niederösterreich. Der Stand seiner Erforschung, dargetan am Beispiel des randbeschlagenen Spatens (Jahrbuch f. Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXXII, 1955/56, S. 269 ff.).

⁴⁾ Schmidt, Der randbeschlagenen Holzspaten in Ostmitteleuropa (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. III, Berlin 1957, S. 388 ff.).

Heimatmuseen⁵⁾. Inzwischen sind übrigens Sachzeugnisse auch in das Hessische Landesmuseum in Kassel gekommen. Darüber hinaus hat nun Alfred Höck ebenfalls wieder derartige Zeugnisse zusammengestellt⁶⁾, und zwar wieder beachtliche mittelalterliche Bildzeugnisse, beginnend mit den Glasgemälden des Chores der Elisabeth-Kirche in Marburg an der Lahn: Man sieht, solche Belege stehen allenthalben zur Verfügung, jede neue Betrachtung einer derartigen Denkmalgruppe kann sie uns zugänglich machen. Ferner hat Höck auch auf weitere Stücke in hessischen Heimatmuseen aufmerksam machen können. In einigen Fällen haben sich auch noch lebende Hersteller, nämlich Wagner (Stellmacher) finden lassen, die solche „Grabscheite“ machen. Man darf annehmen, daß die rege hessische Feldforschung ein noch dichteres Belegnetz wird erstellen können.

Auch im benachbarten Thüringen ist nunmehr der Gerätebestand der Heimatmuseen erhoben worden. Wolfgang Jacobeit vom Institut für deutsche Volkskunde in Berlin hat diese Forschungen intensiv betrieben und wir danken dem Institut wie dem Explorator sehr für die freundliche Überlassung der entsprechenden Aufnahmeliste samt den photographischen Aufnahmen⁷⁾. Es ergibt sich daraus, daß die Museen von Schleusingen, Altenburg (Schloßmuseum), Posterstein (Burg), Hohenleuben (Kreismuseum), Weida (Kreismuseum), Gera (Städtisches Museum), Frankenhausen, Sonneberg (Spielzeugmuseum), und Dermbach (Heimatmuseum) randbeschlagene Holzspaten besitzen, die durchwegs den mittelalterlichen Typen gleichen. Sie tragen also Eisenbeschläge in ungefähren Lunula-Formen, manche mehr spitzbogig, andere mehr rundbogig. Als seltene Ausnahmen treten auch Grabscheite mit breiter, gerader Schneide auf, und zwar in Kremmen und in Schleusingen. In einzelnen Fällen sind auch in Thüringen die Holzgriffe signiert und datiert; in Hessen scheint man auf diese Auszier mehr Wert gelegt zu haben. Dort tragen ja sogar die vom Eisenbeschlag eingefalteten Holzblätter mitunter noch eingeschnitzte Verzierungen. Begreiflicherweise gehen diese datierten Stücke kaum irgendwo vor das 18. Jahrhundert zurück.

Von Thüringen ostwärts muß nun dem Lande Sachsen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die vom Institut für deutsche Volkskunde geleiteten Geräteaufnahmen befinden sich erst im Gang. Wolfgang Jacobeit hat mich aber benachrichtigt, daß auch die dortigen Heimatmuseen solche Spaten besitzen. Im Raume Zittau-Bautzen sind viele randbeschlagene Spaten sowohl mit spitzbogigen wie mit rundbogigen Beschlägen vorhanden⁸⁾. Auch die Aufnahmen im Bezirk Dresden haben einige rand- aber auch einige blattbeschlagene Spaten ergeben⁹⁾. Die vermutlich verhältnismäßig spät eingeführten blattbeschlagenen Typen haben sich bei früheren Aufnahmen des gleichen Instituts besonders in der Mark Brandenburg feststellen lassen. Randbeschlagene Spaten sind in der Gegend von Dresden anscheinend schon

⁵⁾ Karl Rumpf, Hessische „Spaten-Forschungen“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Spatens (Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 67, 1956, S. 206 ff.).

⁶⁾ Alfred Höck, Weitere Grabscheite aus dem Hessischen (Zeitschrift für Hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 69, 1958, S. 197 f.).

⁷⁾ Aufnahmeliste 1958/1959, mit den Filmnummern 66—291.

⁸⁾ Freundliche Mitteilung vom 4. VI. 1958.

⁹⁾ Freundliche Mitteilung vom 28. VIII. 1959.

zu Anfang des 18. Jahrhunderts Gärtnergeräte gewesen. Wenigstens zeigt sich das Gerät auf dem Titelbild der „Beschreibung des Zwinger Gartens zu Dresden“ von M. D. Pöppelmann, 1719. Der deutlich randbeschlagene Spaten liegt dort bei den Gärtnergeräten im Vordergrund, er ist halboval gekennzeichnet und so deutlich, daß man selbst die Befestigung des Beschlages mit Nägeln erkennen kann¹⁰). Zweifellos werden sich in Sachsen noch zahlreiche Bildzeugnisse aus den verschiedensten Epochen finden lassen.

Auch die Forschung in Böhmen ist durch unsere Anregungen jetzt auf diese Gerätegruppe aufmerksam geworden. Jaroslav Kramařík hat sich soeben, 1959, in einer längeren Abhandlung mit den randbeschlagenen Holzspaten in den böhmischen Ländern beschäftigt, wobei er im wesentlichen Ergänzungen und kritische Einwände zu meinen Arbeiten bringt¹¹). Der erste Teil seiner Arbeit ist ein umfangreiches Resumé meiner Zusammenstellungen von 1953, mit dem kritischen Hinweis, daß ich mich fast überhaupt nicht mit den archäologischen Belegen für das Gerät befaßt habe, und auch die slawischen Verhältnisse bis auf unbedeutende Ausnahmen übergangen habe. Nun, ich hätte beispielsweise die Spaten in den böhmischen Heimatmuseen recht gerne berücksichtigt, wenn irgend etwas davon bekannt gewesen wäre. Aber sie sind vor Kramařík sowenig zusammengestellt gewesen wie die thüringischen vor Jacobeit, es ist doch wohl so, daß meine Arbeiten die Kollegen auf dieses Thema aufmerksam gemacht haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß Jacobeit das kollegialerweise anerkennt und unsere Weiterarbeit durch die Einsendungen in unser Archiv unterstützt, während sich Kramařík zu einer Polemik veranlaßt sieht.

Nach dem Resumé über meine Veröffentlichung von 1957 wendet sich Kramařík kurz der Geschichte der eisenbeschlagenen Grabgeräte zu und weist darauf hin, daß es in Böhmen schon Funde von Eisenbeschlägen aus der Latènezeit gäbe, was im Widerspruch zu meinen „Theorien“ stehe. Nun, ich habe diesbezüglich keine Theorie aufgestellt, sondern schon in meiner ersten Arbeit dieses Problem für einstweilen beiseite gelegt. Ohne die Frage dieser angeblichen Latène-Beschläge zunächst überhaupt anschnelden zu wollen, möchte ich nur klarstellen, daß wohl keiner von uns annimmt, diese hypothetischen Latène-Spaten stünden in irgendeiner Kontinuität zu den mittelalterlichen Geräten. Und für den böhmischen Raum muß man es angesichts mancher „urslawischer“ Theorien vielleicht noch besonders betonen: Es glaubt doch wohl auch kein tschechischer Kollege, daß irgendwelche Bewohner Böhmens im Mittelalter, Tschechen oder Deutsche, Geräte aus keltischer Zeit übernommen hätten. Da liegt mehr als ein Jahrtausend dazwischen, das man so nicht überbrücken kann.

Wichtiger sind die Hinweise auf Spatenbeschläge aus der „Burgwallzeit“. Solche Eisenbestandteile, besonders aus dem March- und Oder-Stromgebiet, also eigentlich nicht aus Böhmen, sondern aus Mähren, bezeichnet Kramařík direkt als „Funde slawischer Spatenbeschläge“. Es

¹⁰) Cornelius Gurlitt, August der Starke. Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock. Bd. II, Dresden 1924, Tafel 4.

¹¹) Jaroslav Kramařík, Die randbeschlagenen Holzspaten in den böhmischen Ländern (Československa Etnografie, Bd. VII, Prag 1959, S. 244 ff.). (Tschechisch.)

würde sich dabei also um Beschläge aus ungefähr karolingischer Zeit handeln. Kramárik schneidet dabei ein sehr schwieriges Kapitel an. An sich erscheinen mir im 9. und 10. Jahrhundert eisenbeschlagene Spaten durchaus als möglich. Wir haben dafür, soviel ich sehe, einstweilen aber nur sehr unklare Schriftzeugnisse, gar keine Bildzeugnisse, und die archäologisch gewonnenen Sachzeugnisse, die mir aber, im Gegensatz zu Kramárik, recht problematisch erscheinen. Es sind zwei Gründe hauptsächlich, die jeden derartigen Fund fraglich machen: 1. In den seltensten Fällen läßt sich sagen, ob die Reste von Grabegeräten tatsächlich der gleichen Zeit wie die anderen Funde des gleichen Platzes angehören. Spaten und Schaufel können immer auch später in die Erde gekommen sein, an sehr vielen Fundplätzen, Gräberhügeln usw. ist zu den verschiedensten Zeiten einmal schon gegraben worden, und dabei ist sicherlich auch manches Grabegerät abgebrochen, verloren gegangen, jedenfalls unter die Erde gelangt. Typologisch kann man aber gerade diese Eisenbeschläge kaum schon erkennen, da wir eben fast nie über wirklich gut datierbare Vergleichsstücke verfügen. Die liefert erst die Bildkunst des Mittelalters, von der Kramárik meint, daß ich ihre Wichtigkeit überschätze, was ihn übrigens nicht davon abhält im folgenden alle nur erreichbaren böhmischen Bildzeugnisse aufzuführen. 2. Die ausgegrabenen Eisenbeschläge sagen wenig über das Gerät aus, an dem sie einst befestigt waren. Der Beschlag eines Spatens und der andere einer Schaufel sind in den meisten Fällen überhaupt nicht voneinander zu unterscheiden. Selbst Pflugscharbeschläge und Spatenbeschläge können wahrscheinlich nicht leicht unterschieden werden.

Als Beispiel für die von mir vermuteten Schwierigkeiten möchte ich einen Fall aus der württembergischen Geräteforschung anführen. Das Württembergische Landesmuseum im Alten Schloß zu Stuttgart enthält in seiner prachtvoll aufgestellten „Abteilung für Ur- und Frühgeschichte“ auch eine „Spatenfassung“, in der Vitrine 11/18, die dem römischen, römerzeitlichen Arbeitsgerät gewidmet ist. Der schmale Beschlag deutet auf ein Spatenblatt mit gerader Abschlußkante hin, die Seitenränder sind bandförmig hochgeführt, reichen wohl bis zur halben Blatthöhe und waren mit kleinen Ohr-Umschlägen befestigt, von denen der linke noch erhalten ist. Den Ausgräbern folgend, müßte man den Beschlag als römerzeitlich ansehen, auch wenn sonst an gleichzeitigen beschlagenen Spaten zu zweifeln sein mag. Der Zufall will es, daß das gleiche Museum in seiner ebenfalls vorzüglich aufgestellten Abteilung „Mittelalterliche Plastik und Malerei“ ein Tafelbild besitzt, das wiederum einen randbeschlagenen Spaten zeigt. Es handelt sich um eine Darstellung der Kreuzauffindung durch die hl. Helena, mit dem Stifter Kanonikus Johannes Erasmus Kempf, aus der Stuttgarter Stiftskirche, dat. 1515, Inv. Nr. 8117. Der Kreuzausgräber Judas führt dort nun einen Spaten mit einer geraden Abschlußkante, der schmale Beschlag ist wieder nicht sehr hoch hinaufgeführt und mit kleinen Ohren befestigt: Die Unterschiede von dem „römischen“ Spatenbeschlag erscheinen nicht sehr groß, der Gerätetypus ist eigentlich der gleiche. Ist nun der als römerzeitlich bezeichnete wirklich antik, oder ist da gelegentlich im Mittelalter ein Spaten in einen römerzeitlichen Fundplatz hineingeraten und späterhin mit den antiken Stücken ausgegraben worden? Die Frage wird sich kaum leicht lösen lassen. Wir müssen wohl aber mit solchen Dingen rechnen. Die archäologischen Zeugnisse scheinen mir gar nicht so eindeutig, wie Kramárik glaubt. Und wenn man sie noch dazu mit Völkernamen verbindet, also von „slawischen Spatenbeschlägen“ bei-

spielsweise spricht, dann verstellt man sich wohl den weiteren Weg zu einer objektiven Kenntnissnahme.

Ich will hier auf die weiteren Hinweise Kramariks auf altlawische, altrussische Belege nicht eingehen. Das scheinen Dinge zu sein, die archäologisch-kunstgeschichtlich viel genauer bearbeitet werden müssen, bevor wir daraus Folgerungen ziehen können. Kramarik zieht sie ja auch nur deshalb heran, um meine bescheidenen Hinweise von vornherein zu entkräften, es könnten sich im Spätmittelalter die randbeschlagenen Spaten etwa vom Westen her nach dem Osten verbreitet haben. Böhmen könnte vielleicht gar von den angrenzenden deutschen, mitteldeutschen Ladschaften beeinflusst worden sein, und die deutschen Bewohner Böhmens wären vielleicht daran nicht ganz unbeteiligt gewesen... Nein, Kramarik hält das Gegenteil für richtig: „Diese russischen Bildbelege bestätigen nur weiter, daß der Spaten mit dem Eisenbeschlag in Osteuropa schon lange bekannt war, bevor er sich, nach den Ansichten Schmidts, nach Mitteleuropa zu verbreiten begann. Davon zeugt auch eine Reihe mittelalterlicher archäologischer Funde aus dem russischen und ukrainischen Gebiet“.

Nun, wir wollen, wie gesagt, auf die zweifellos interessanten russischen Materialien und ihre Herkunfts-Zusammenhänge hier nicht eingehen. Das bliebe einer eigenen Untersuchung vorbehalten. Daß aber die Spaten in Böhmen von Susdal oder Kiew gekommen seien, das glaubt Kramarik selbst wohl kaum im Ernst. Er hat im nächsten Abschnitt seiner Arbeit verdienstvoll zusammengestellt, was sich in den letzten Jahren an Gerätezeugnissen aus böhmischen Bildquellen hat erheben lassen. Es sind vor allem Prager Handschriften des 14. Jahrhunderts, und sie bieten zum Teil vorzügliche Beispiele von Spatendarstellungen. Das Bach-Ableiten in der Bibel Wenzels IV. ist ebenso interessant wie die Adam-, Noe-, Isaak- und Weinberg-Bilder in der Velislav-Bibel. Da um diese Zeit, also um 1340, schon allenthalben in Bildhandschriften randbeschlagene Spaten vorkommen, besagen die Prager Bildzeugnisse nur, daß man dort die gleichen Motivausführungen liebte. Ich glaube, auch die tschechische Forschung ist sich der Tatsache bewußt, daß besonders die gotische Handzeichnung weitgehend von mehr oder minder internationalen künstlerischen Modeströmungen abhängig war. So schreibt denn auch Zoroslova Drobna zu den Bildern der Velislav-Bibel: „Die Illustrationen knüpfen im Stil an die mitteleuropäische Buchmalerei jener Jahre an“¹²⁾. Man könnte das natürlich viel deutlicher sagen, und die entsprechende deutsche Malerschule namhaft machen, die hinter dieser „böhmischen“ Bibel steht. Aber uns geht es nicht darum. Die Bilder der Velislav-Bibel zeigen Spaten, deren Beschlag wirklich hochgotisch geformt ist, — Kramarik glaubt zwar nicht, daß sich solche Stiltendenzen im Gerät geltend machen und verwirft meine diesbezügliche Gliederung. Aber bei diesen Bildern ist die Stilisierung so deutlich, daß man nicht darüber zu reden braucht. Es mag eine andere Frage sein, ob man in ihnen zeitgenössische Spaten in Böhmen gespiegelt sehen will: Das möchte ich wiederum Kramarik überlassen. Der Kostümhistoriker Eduard Wagner hat diese Bilder ohne weiteres zur Illustration von „böhmischen“ Trachten des Spätmittelalters herangezogen¹³⁾.

¹²⁾ Zoroslova Drobna, Die gotische Zeichnung in Böhmen. Prag 1956. S. 27.

¹³⁾ Eduard Wagner, Tracht, Wehr und Waffen des späten Mittelalters (1350—1450). Prag 1957. Teil I, Tafel 35, Teil XI, Tafel 3/2.

Vielleicht wird eine genaue Quellenkritik uns noch besser belehren. Jedenfalls wird man die nunmehr beigebrachten Bildzeugnisse aus dem böhmischen Mittelalter gern mit den jetzt von Kramařík herangezogenen Inventarnotizen konfrontieren. „Es sind das Vermerke, in den ältesten böhmischen Inventaren, wo neben den Namen der Spaten fossorium grobscheit, grobschaufeln, auch die Wendungen beslagen groschawffeln, beslagen schawfel, beslagen schaufln usw. aufscheinen“¹⁴⁾. Man wiederholt sich, etwas verdutzt nach den vorhergehenden slawisch-archäologischen Ausführungen die Inventar-Eintragungen: „grob-scheit“, „grobschaufeln“, „beslagen groschawffeln“, „beslagen schawfel“, „beslagen schaufln“; — es handelt sich also um die gleichen deutschen Gerätebezeichnungen, die ich beispielsweise für Niederösterreich und für Salzburg heranziehen konnte. Alles vorhergehende Gerede über „slawische“, über „tschechische“ Spaten ist also völlig überflüssig, die Inventare des 14. und 15. Jahrhunderts bezeugen auch im Sprachlichen ganz eindeutig die Zugehörigkeit dieser Spaten und Schaufeln zu den deutschen Siedlern.

Alles weitere versucht diesen Eindruck nur mehr zu verwischen. Die Zunahme der Spatenbelege in den Untertanen-Inventaren usw. ist sicherlich wirtschaftsgeschichtlich und auch gerätekundlich interessant, aber eben eine lokale Angelegenheit, die bestimmt nicht zu der Folgerung „Schon aus dieser kurzen Übersicht ergibt sich, daß die Theorien Schmidts über die Verbreitung des Spatens mit dem Eisenbeschlag weder für die böhmischen Länder, noch für die slawischen Verhältnisse überhaupt gelten“¹⁵⁾, berechtigt. Die Wirklichkeit ist eben auch durch solche großen Worte nicht verdrehbar.

Der dritte Teil der Arbeit beschreibt nun einige Bestände von Heimatmuseen und bildet Spaten aus Pardubitz, Mestec Kralove, Hohenmaut und Leitomischl ab, ebenso einen aus Netolitz. Die Typen lassen sich in das uns bekannte Material durchaus einordnen. Es sind im wesentlichen die deutsch-mittelalterlichen Formen und einige der im österreichischen Waldviertel und im Böhmerwald vertretenen verbreiteten Formen mit dem breiten, weit über das Holzblatt vorragenden Eisenbeschlag, die vielleicht der Intensivierung der Bewässerungs- und Teichwirtschaft durch die Gutsherrschaften in der frühen Neuzeit angehören. Die einzelnen Stücke und ihre Beschläge werden von Kramařík sehr sorgfältig beschrieben. Der größte Teil der Stücke gehört auch nach dem Urteil von Kramařík dem 19. Jahrhundert an. Da auch diese späten Stücke wechselnd mehr spitz- oder mehr rundbogig beschlagen sind, lehnt Kramařík meinen Hinweis auf romanische und gotische Formgebung nochmals betont ab: „Daß es sich um irgendeine Kontinuität aus der alten Zeit handeln sollte, kann man überhaupt nicht vermuten“. Gegen eine Kontinuität von der Latènezeit zu den Urslawen usw. hatte er vorher weniger einzuwenden.

Die Arbeit von Kramařík vereinigt Streben nach Material und Fähigkeit zu einer mehrseitigen Betrachtung desselben mit einiger Voreingenommenheit. Zieht man letztere als eigentlich unwesentlich ab, dann bleibt ein Beitrag zur Spatenforschung, den wir gern als Bereicherung annehmen. Mit den Spaten-Beiträgen aus Hessen und Thüringen, den noch zu erwartenden aus Sachsen und diesem aus Böhmen zusammen

¹⁴⁾ Kramařík, wie oben Anmerkung 11, S. 256.

¹⁵⁾ Kramařík, ebendort.

kann man die mitteleuropäische Spatenkarte nunmehr schon viel ausgreifender zeichnen, als es mir 1953 möglich war. Vielleicht sollten vorher einige landschaftliche Punktkarten die örtlichen Verhältnisse genauer klären, wobei die Eintragung der Bildquellen wieder eigens erfolgen sollte, — schon um ihre Bedeutung ganz deutlich zu machen. Besonders ein Vergleich einer solchen Bildquellenkarte mit einer Karte der archäologisch gewonnenen Belege wäre wichtig! Da würde man ja dann sehen, welche Gruppe für uns mehr ergibt. Die Spatenforschung nimmt dankbar jeden Beleg entgegen, ihr Archiv wird sie nicht nur aufnehmen, sondern mit der Zeit auch sachlich ordnen. Und ein großer Teil dieser Belege wird jedenfalls ein dauerndes Zeugnis für die freundliche Hilfe sein, die dem Archiv von so vielen Seiten dauernd gewährt wird.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1958/59

Am 24. Mai 1959 fand die Jahreshauptversammlung des Vereines statt. Der Jahresbericht des Vereines konnte vom weiteren Aufschwung der Zeitschrift berichten, die 1958 in 4 Heften 374 Seiten umfaßte und mit dankenswerter Unterstützung der Bundesländer Wien, Niederösterreich und Burgenland unter Mithilfe des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs herausgebracht wurde. An Vorträgen wurden im Verein drei Referate zur Volkskunde von Niederösterreich abgehalten, und zwar von den Herren Prof. Dr. Leopold Schmidt, Prof. Dr. Ing. Adalbert Klaar und Prof. Karl M. Klier. Eine wichtige Folge unserer Bemühungen um Niederösterreich war die Heranziehung zur Gestaltung der großen Ausstellung „Die Gotik in Niederösterreich“ in Krems, in der erstmalig eine eigene kleine Abteilung Volkskunde dargeboten werden konnte. Zahlreiche Angehörige des Vereines haben im abgelaufenen Jahr in dem von Dr. Adolf Mais gegründeten „Kreis europäischer Volkskunde“ in der „Kleinen Galerie“ in Wien VIII gesprochen. Die Vereinsleitung hat den Verein in zahlreichen Organisationen und bei verschiedenen Kongressen vertreten, vor allem beim Deutschen Volkskundetag in Nürnberg.

Bei der fälligen Neuwahl des Vereinsausschusses wurden folgende Damen und Herren gewählt:

Präsident:	Prof. Dr. Leopold Schmidt
1. Vizepräsident:	Bundesrat Prof. Dr. Karl Lugmayer
2. Vizepräsident:	Landesrat Prof. Dr. Hanns Koren
Generalsekretär:	Kustos Dr. Adolf Mais
Ausschuß:	Kustos Dr. Hans Aurenhammer
	Oberrat Prof. Dr. Ernst Burgstaller
	Prof. Dr. Karl Ilg
	Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer
	Prof. Dr. Rudolf Kriss
	Prof. Dr. Hermann Lein
	Prof. Dr. Franz Loidl
	Prof. Dr. Richard Pittioni
	Fachlehrer Franz Schunko
	Prof. Dr. Richard Szerelmes
Kassier:	Dr. Maria Kundgraber

Den aus dem Ausschuß scheidenden Damen und Herren wurde der wärmste Dank des Vereines für ihre langjährige Mitarbeit ausgesprochen. Der scheidende langjährige Präsident Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni wurde in Anerkennung seiner hohen Verdienste zum Ehrenmitglied des Vereines gewählt.

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung fand die Eröffnung der Sonderausstellung „Votivbilder aus Österreich. Neuerwerbungen 1946—1958“ im Museum statt.

Der Jahresbericht des Museums konnte darauf hinweisen, daß dem Museum im Jahr 1958 insgesamt S 395.933,76 zur Verfügung standen, die zum größten Teil vom Bundesministerium für Unterricht im Subventionswege gewährt wurden. Außerdem haben Zuwendungen von Vereinen und Privatpersonen zu den Gesamteinnahmen beigetragen, wobei besonders für die Zuwendung des Vereines der Museumsfreunde zu danken ist. Personell hat sich die Situation günstig weiterentwickelt, da im Berichtsjahr zwei weitere halbe Dienstposten zur Verfügung gestellt wurden, wodurch das Museum zu einer ganz-tägigen Reinigungsfrau und einem Photographendienstposten gekommen ist. Den letzteren bekleidete vom März bis Dezember Erich Lünemann, der dann ganz zur Albertina versetzt wurde. Der in der Bibliothek verwendete Vertragsbedienstete Hermann Luzny, der im September 1958 noch sein 25jähriges Dienstjubiläum im Hause feiern konnte, ist uns am 18. September bedauerlicherweise durch den Tod entrissen worden. Sein langjähriges verdienstvolles Wirken und seine freundliche persönliche Art lassen ihn dem Verein und Museum unvergessen bleiben.

Die Hauptsammlung hatte am Ende des Jahres 1958 einen Stand von 52.866 Inventarnummern aufzuweisen (ohne Graphiksammlung), der Zuwachs betrug 1232 Objekte. Davon gelangten 993 durch Schenkung in den Besitz des Museums. Die Schenkungen stammen von folgenden Spendern: Fr. Hermine Böckel, Wien; Prof. Mario Andreis, Vicenza; Fr. Maria Klimesch, Wien; Fr. Helene Holomek, Wien; Dir. Josef Baumann, Dr. Maria Kundgraber, Fr. Elfriede Lies, Ober-rat Dr. Franz Lipp, Linz; Dir. Aloisia Wagner, Wien; K. Bundy, Wien; R. Winter, Wien; Fr. Erika Neumann, Wien. Von den 133 Ankäufen sind besonders die Feldsammlungen von Herrn Dr. Mais in Polen, von Frau Lies im Pinzgau und von Frau Prof. Maria Hofer in Kitzbühel zu erwähnen. Eine Anzahl von Neuerwerbungen steht in direktem Zusammenhang mit den Umfragen unseres Archives.

Was die Innenarbeiten betrifft, so wurde die Gebäudeausgestaltung so weit gefördert, daß ab Juni die eine Hälfte der Säle im Obergeschoß eröffnet werden konnte. Das war nur infolge der umfangreichen Tischler- und Anstreicherarbeiten möglich, die wieder zum Großteil von Angestellten des Hauses geleistet werden konnten. Besonders durch einheitliches Anstreichen und Tapezieren sowie durch die Fußbödenversiegelung und die Anschaffung von Teppichläufern konnte die Neuaufstellung einheitlich und sauber gehalten werden. In der zweiten Jahreshälfte wurden diese Arbeiten auch auf das Erdgeschoß ausgedehnt, wo die Möbelstuben zur Hälfte erneuert werden konnten. Besonders umfangreiche Tischler- und Tapezierarbeiten machte die Gestaltung des neuen Doppelraumes für kleinere Wechsellausstellungen erforderlich, der dem Museum an günstigster Stelle eine gewisse Bewegungsfreiheit gibt. Die Neuaufstellung wurde durch zahlreiche Großphotos, Karten und Beschriftungen verlebendigt, deren Anfertigung zwar weder einfach noch billig war, für eine zeitgemäße Ausstellungsmethode volkskundlicher Sammlungen jedoch unentbehrlich erscheint.

Auch im Garten wurden die Spuren der Bauarbeiten getilgt. Durch das Entgegenkommen der Gemeinde Wien konnte ein steinplattenbelegter Mittelweg durch den Garten geschaffen werden. Die schöne Schmerzensmannplastik aus Neuberg an der Mürz wurde auf einem eigenen neuen Sandsteinsockel nun endlich würdig aufgestellt.

Der neue Ausstellungs-Doppelraum im Erdgeschoß wurde anlässlich der „Bergbauhistorischen Zusammenkunft“ am 21. November 1958 (siehe oben ÖZV Bd. XII/61, S. 332) mit der Sonderausstellung „Volkskunst der Bergleute im Raume der Österreichisch-Ungarischen Monarchie“ seiner Bestimmung übergeben. Inzwischen ist auch der Katalog dieser Sonderausstellung erschienen (= Leobener Grüne Hefte, Nr. 39). Im Erdgeschoßgang II wurde eine kleine Krippenschau durchgeführt, wobei auch die von Prof. Mario Andreis aus Vicenza gewidmete Wurzelholz-Krippe ausgestellt wurde.

Von auswärtigen Ausstellungen ist die Beschickung der großen Marionetten-Ausstellung in Lüttich, die der Kinderporträt- und Kinderklapper-Ausstellung im Stedelijk-Museum in Amsterdam und die der Donauschiffer-Ausstellung in Linz zu erwähnen. Auch einige kleinere Wechelausstellungen in Wien wurden wie alljährlich mit Leihgaben versehen.

Das Archiv der österreichischen Volkskunde hat eine „Umfrage nach altem Hirtengerät“, insbesondere nach dem Ringstock und dem Stachelhalsband der Hirtenhunde durchgeführt, mit 800 Fragebogen, die zum Teil sehr gute Antworten einbrachten und außerdem auf einige Heimatmuseen anregend wirkten.

Die Abteilung „Handschriften“ des Archivs wurde durch die Widmung des Nachlasses des verstorbenen Schuldirektors Leopold Höfer in Wien stark vermehrt. Für die verständnisvolle Überlassung ist das Museum Frau Elisabeth Höfer zu besonderem Dank verpflichtet (siehe oben ÖZV Bd. XII/61, S. 49 f.).

Die Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde wurde durch die Erstellung von mehreren Kommentarkapiteln fortgesetzt, wiederum unter dankenswerter finanzieller Förderung durch die Burgenländische Landesregierung.

Von der Buchreihe der Veröffentlichungen des Museums erschien 1959 der Bd. X, Jeannette Hills, Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä. (1560), subventioniert durch das Bundesministerium für Unterricht.

Die Buchreihe förderte durch den Schriftentausch auch die Bibliothek des Museums, deren Gesamtstand am Ende des Jahres 1958 bereits 14.640 Nummern betrug. Von den Neuerwerbungen entfallen 254 auf Ankauf, 106 auf Tausch, 44 auf Besprechung, 256 auf Widmung, 312 waren Übertragungen aus altem Bestand und 47 Belegexemplare. Die Widmungen stammen von: Prof. Leopold Schmidt (137), Dr. Adolf Mais (12), Dr. Van de Ven (10), Fr. Erika Neumann (5), Dr. Maria Kundegraber (5), Prof. Dr. Arthur Haberlandt (4) und diverse Einzelspender (83). Es wurden 213 laufende Zeitschriften geführt, also um 16 mehr als im Jahre 1957. Alle Kartotheken der Bibliothek wurden laufend weitergeführt, die besonders stark benützte Ortskartothek noch verbessert und weiter aufgeschlüsselt.

Der Stand der Photothek betrug am Ende des Jahres 1958: 8070 Negative (Zuwachs 1231), 24.725 Positive (Zuwachs 1325), 3546 Diapositive (Zuwachs 31 Stück). Von Neuaufnahmen sind besonders zu erwähnen: Prof. Schmidt 270, Dr. Kundegraber 359, Dr. Lies 105. Widmungen sind Fr. Dr. Kundegraber, Fr. Lies, Herrn Hermann Luzny, Foto-Meyer und Herrn Hans Retzlaff zu verdanken. Von Negativ-Widmungen sind besonders die 80 Stück zu nennen, die von Fr. Therese Merth aus dem Nachlaß von Ing. Dr. Bernhard Merth überlassen wurden.

Da das Museum erst ab Juni geöffnet war, betrug die Besucherzahl 1958 nur 2642, die Bibliothek wurde von 1026 Besuchern frequentiert. Von wichtigen wissenschaftlichen Besuchern des Museums aus dem Ausland sind zu nennen: Dr. Jenő Barabas (Budapest), Prof. Dr. Milenko Filipovic (Sarajevo), Dr. Vladimir Karbusicky (Prag), Herr de Kayser (Amsterdam), Dr. Barbara Pischel (Berlin), Dr. Jan Podolak (Preßburg), Dozent Dr. Lutz Röhrich (Mainz), Dr. Helgamaria Schwindrazheim (Altona), Prof. Dr. Georgios Spyridakis (Athen), und Dr. Robert Wildhaber, der Leiter des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel.

Alle Beamte des Museums haben auch 1958 verschiedene Reisen durchgeführt und Vorträge abgehalten. Dr. Mais konnte eine größere Studienreise in Polen durchführen, wobei er nicht nur Museen und Institute besuchte, sondern auch eine Reihe von Erwerbungen für unser Museum bewerkstelligen konnte. Fr. Dr. Kundgraber konnte ihre Studien zum Bauerngarten mit Unterstützung der Burgenländischen Landesregierung nunmehr im Burgenland fortsetzen. Prof. Schmidt sprach über das Museum und einzelne seiner Themengruppen auf seiner Gastvorlesungsreise an der Universität Gent, ferner in Wien im Verein der Museumsfreunde, im Musealverein Wels und in der Volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft in Linz, im Verein für Landeskunde von Niederösterreich, bei der Gründungsversammlung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde am Landesmuseum für Kärnten in Klagenfurt, beim Symposium der Wenner-Gren-Stiftung auf Schloß Wartenstein und bei den Wiener Internationalen Hochschulwochen. Dr. Mais gründete, wie bereits erwähnt, an der „Kleinen Galerie“ einen „Kreis für europäische Volkskunde“ und hielt dort mehrere Vorträge, sowie an einer Anzahl von Volkshochschulen und anderen Vereinen, insbesondere über seine Reisen in Polen und Rußland. Mehrere Übertragungen, Radio-Interviews usw. bezogen sich auf die Neuaufstellung und die Sonderausstellung, der auch eine Fernsehübertragung mit Dr. Mais gewidmet war.

Leopold Schmidt

Museen und Ausstellungen

Österreichisches Museum für Volkskunde

Am 24. Mai 1959 wurde im Rahmen der Wiener Festwochen die Sonderausstellung „Votivbilder aus Österreich. Neuerwerbungen 1946—1958“ eröffnet. Dazu erschien der gleichnamige Katalog, 20 Seiten stark. Zwei Schaukarten (1. Karte der Wallfahrtsorte, von denen die ortsmäßig identifizierbaren Bilder des Museums stammen, 2. Karte zur Geschichte des Votivbildes in Österreich und Süddeutschland) verdeutlichen die wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen die Ausstellung beruht.

Am 15. Mai 1959 konnte die kleine Sonderschau „Alte Volkskunst aus Nordmähren und Schlesien“ eröffnet werden, welche die Reihe der kleinen Wechselausstellungen im neuen Sonderausstellungs-Doppelraum im Erdgeschoß fortsetzt.

Niederösterreichisches Landesmuseum

Am 10. April 1959 wurde die Sonderausstellung „Aus dem Leben der Pecher in Niederösterreich“ eröffnet, die von Frau Dr. Helene Grönn gestaltet worden war. Das erstmalig zu-

sammengestellte Material wurde von der lebhaften Anteilnahme der Pecher des n. ö. Schwarzföhrengbietes selbst getragen, so daß hier gleichzeitig ein guter Ansatz für eine notwendige, weil noch ausstän- dige monographische Behandlung des Gebietes geboten erschien.

Die Gotik in Niederösterreich

Unter diesem Titel wurde am 21. Mai 1959 die große Ausstellung in der Minoritenkirche in Krems-Stein eröffnet, die „Kunst und Kultur einer Landschaft im Spätmittelalter“ zeigen will. Die sehr umfangreiche, vorzüglich bearbeitete Ausstellung bietet erstmalig in einem solchen Zusammenhang auch eine kleine Abteilung Volkskunde. Auch in dem ausführlichen Katalog (144 Seiten, 40 Abb.) sind die hiehergehörigen Objekte eigens zusammengefaßt und vom Referenten kommentiert.

Bienenkunde-Ausstellung in Freistadt

Das Mühlviertler Heimathaus in Freistadt in Oberösterreich zeigt als 8. Sonderschau von Mai bis Oktober 1959 die Schau „Rund um den Bienenstock“. Dazu ist auch ein beschreibender Katalog von Franz Dichtl (28 Seiten) erschienen.

Erzherzog-Johann-Ausstellungen in Graz

Anläßlich des „Steirischen Gedenkjahres“ (Erzherzog Johann starb 1859) wurden in Graz zwei wichtige und sehr schön aufgebaute Ausstellungen eröffnet. Im Joanneum, Abteilung Kunstgewerbe, wurde die „Erzherzog Johann-Gedächtnisausstellung“ dargeboten, mit einem beschreibenden Katalog (40 Seiten, 24 Abb.). Die Ausstellung berücksichtigt selbstverständlich auch das volkskundliche Wirken des Erzherzogs und bringt Proben aus seinen verschiedenen Aufzeichnungsunternehmungen. So sieht der interessierte Besucher dort ein Original der forschungsgeschichtlich so wichtigen Knaffl-Handschrift von 1811. In der „Neuen Galerie“ wurden aus dem Besitz des Grafen Meran wie aus anderen Sammlungen die „Kammernaler des Erzherzog Johann“ vorgestellt, jene Wiener Maler, die von ihm mit historischen und topographischen Aufnahmen betraut wurden, und die, wie besonders Karl Ruß und Matthäus Loder, vorzügliche Trachtenaquarelle lieferten. Die wichtigsten dieser Bilder sind durch das „Steirische Trachtenbuch“ Gerambs bekanntgemacht worden, aber die infolge ihrer hundertjährigen Aufbewahrung in Mappen völlig farbfrisch erhaltenen Originale bieten doch noch einen besonders starken Eindruck. Die wichtige Ausstellung ist durch einen sehr guten Katalog erschlossen (140 Seiten, 36 Abb.).

Ehrenmedaillen der Stadt Wien

Den um die Volkskunde hochverdienten Sammlern und Forschern Prof. Dr. Georg Kotek und Prof. Gustav Gugitz wurden vom Herrn Bürgermeister der Stadt Wien Franz Jonas die Ehrenmedaillen der Stadt Wien verliehen.

Eduard Castle †

Am 8. Juni 1959 ist Univ.Prof. Dr. Eduard Castle in Wien im 84. Lebensjahr gestorben. Der große österreichische Literaturhistoriker, dessen gewaltige Hauptleistung die Organisation und Fertigstellung der von Nagl und Zeidler gegründeten „Deutsch-Österreichischen Litera-

turgeschichte“ darstellt, hat sich als Gelehrter wie als Lehrer sehr vieler Schüler immer auch mit der Volkskunde, besonders mit der Volksliedforschung beschäftigt. Er kannte das Gebiet nicht nur genau, wie so viele andere Gebiete, die er als wahrer Polyhistor intensiv beherrschte, er tat auch etwas dafür. So vergab er wichtige Volkslied-Dissertationen, besonders die Bibliographien des weltlichen (Dominik Hummel) und des geistlichen (Rudolf Preitensteiner) Volksliedes in Niederösterreich. Nach 1945 war er trotz seiner vielfachen amtlichen Belastung — er war jahrelang nicht nur Ordinarius für neuere deutsche Literaturgeschichte, sondern auch für Theaterwissenschaft — auch Mitglied des Hauptausschusses des Österreichischen Volksliedwerkes. Von seinen eigenen Publikationen seien hier besonders zwei Studien genannt: Die älteste Volksballade von Dr. Faust (Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 44 Wien 1939, S. 39 ff.) und: Einige Bemerkungen zur Heldensage (Anzeiger der phil. hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1951, Nr. 17, S. 192 ff.). Sein großes Verständnis für unser Fach, seine aufrechte Persönlichkeit, seine Freude an allen sachlich wertvollen neuen Forschungen waren all die Jahre hindurch eine wichtige Stütze unserer Bemühungen. Erfreulicherweise konnten wir ihm dafür in der Festschrift zu seinem 80. Geburtstag (herausgegeben vom Wiener Goethe-Verein und von der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung. Wien, Notring, 1955) noch danken.

Leopold Schmidt

Karl Beth †

Am 9. September 1959 ist Hofrat Univ. Prof. DDr. Karl Beth im 87. Lebensjahr in Chikago (USA) gestorben. Beth hat von 1908 bis 1938 als Professor für systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien gewirkt. Er ist vor allem durch seine Forschungen auf dem Spezialgebiet der Religionspsychologie bekannt geworden, und hat mit seinen Arbeiten auch auf die Volksglaubensforschung eingewirkt, ja sogar an ihr tätigen Anteil genommen. Besonders wichtig war sein grundlegendes Werk: Religion und Magie bei den Naturvölkern. Ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur Frage nach den Anfängen der Religion (Berlin 1914). Besonders bekannt wurde das Bändchen: Einführung in die vergleichende Religionsforschung (= Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 658) Leipzig-Berlin 1920. Seit 1927 wirkte Beth auch als Mitarbeiter am Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens mit.

Schdt.

Hohe Auszeichnung

Der Bundespräsident hat mit Entschliebung vom 30. Juli 1959 dem Direktor i. R. tit. ao. Univ. Prof. Dr. phil. Arthur Haberlandt das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse verliehen.

Wiener Zeitung Nr. 223 vom 26. September 1959, S. 1)

Zweite Arbeitstagung für Ostalpen-Volkskunde

In der Zeit vom 25. bis 29. Mai 1959 begegneten einander ausländische und österreichische Volkskundler in St. Martin bei Graz zur „2. Arbeitstagung für Ostalpen-Volkskunde“. Nach dem glücklichen Beginn der freien Vorträge und Aussprachen über gemeinsame Themen der Ostalpen-Volkskunde, wie er einen nicht vereinsmäßig oder sonst-

wie organisatorisch aneinander gebundenen Freundeskreis von Volkskundlern aller in den Ostalpen mit- und nebeneinander wohnenden Völker erstmals zu Ostern 1956 in Laibach am Volkskundeinstitut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste zusammengeführt hatte (vgl. unsere Berichte in der ÖZV NS X, 1956, S. 66 u. 149 f.) war sofort der Wunsch gefolgt, die Vorträge als Gemeinschaftswerk der Forschung vorzulegen und selber wieder zu fruchtbringender Arbeit zusammen zu kommen. Das Volkskunde-Institut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften konnte nun diesen ersten Wunsch in hervorragender Weise erfüllen. Es legte dieses Sammelwerk vor: „Alpes Orientales. Acta primi conventus de ethnographia Alpium Orientalium tractantis Labacj 1956“, erschienen Laibach 1959. Zur zweiten Arbeitstagung in Graz, die vom Institut für Volkskunde an der Universität Graz (Hanns Koren) und vom Steirischen Volkskundemuseum (Leopold Kretzenbacher) gemeinsam einberufen worden war, sind folgende Gäste aus dem Auslande als Vortragende und Mitarbeiter gekommen: aus Italien: Evel Gasparini-Venedig; Gaetano Perusini-Udine; aus Jugoslawien: Ivan Grafenauer, Niko Kuret, Milko Matičetov, Vilko Novak aus Laibach-Ljubljana; Milovan Gavazzi aus Agram-Zagreb; aus der Schweiz Robert Wildhaber-Basel. An österreichischen Kollegen nahmen als Vortragende noch Ernst Burgstaller-Linz, Oskar Moser-Klagenfurt und Sepp Walter-Graz teil. Die Veranstaltung, die von Anfang an unter einem glücklichen Stern stand und in Vorträgen und Diskussionen so wie in Laibach 1956 zeigte, wie viel eine auf übernationaler Basis arbeitende Forschung im mehrsprachigen Raum in freundschaftlicher Zusammenarbeit an gemeinsamer Erkenntnis gewinnen kann, wurde mit einer Autobusexkursion in die untere Weststeiermark abgeschlossen. Sie konnte den Teilnehmern die lebendige Volkskunst der Blumentepiche zu den Fronleichnamsprozessionen in Deutschlandsberg, Schwanberg und Eibiswald zeigen. Ein Empfang der Gäste in Silberberg durch den Landeshauptmann für die Steiermark vereinte nochmals alle ausländischen Gäste mit der österreichischen Kollegenschaft, zu denen sich auch der Religionswissenschaftler Alois Closs und die Slawisten Josef Matl, Linda Sadnik-Aitzetmüller und Rudolf Aitzetmüller gesellt hatten. Auch die Vorträge dieser Arbeitstagung, der eine nächste voraussichtlich in der Schweiz folgen soll, werden im Druck erscheinen. Leopold Kretzenbacher

Literatur der Volkskunde

Leopold Kretzenbacher, *Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas* (= Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 53). 128 Seiten, 16 Abb. und 2 Karten. München 1959, R. Oldenbourg. DM 12,—.

Mit der Zeit werden die Früchte der seit etwa einem Dutzend von Jahren bei uns betriebenen kulturhistorischen Richtung der Volkskunde greifbar. Die Zusammenschau der Brauch- und Glaubensforschung mit der Wallfahrts- und Patroziengeschichte vor allem beginnt immer deutlicher gute Ergebnisse zu zeitigen. Kretzenbacher, der sich dieser Richtung mit besonderer Freude zugewendet hat, trägt in diesem Buch wie in so mancher früheren Arbeit noch die Ergebnisse seiner speziellen Studien im südostalpenländischen Grenzbereich bei, so daß ebenso stoff- wie gedankenreiche Studien entstehen, die den Weg unserer Forschung deutlich markieren.

In diesem Fall geht es um die kirchlichen und die außerkirchlichen Luziengestalten. Also die „Schicksalsfrauen“ vom mittelalterlichen Jahres-Endtermin, für die in den letzten Jahren von Hanika, Kranzmayer, mir und einigen wenigen anderen manches erarbeitet werden konnte. Stofflich haben besonders unsere Sammelergebnisse für den Atlas der burgenländischen Volkskunde anregend gewirkt. Vergleicht man beispielsweise, was man von den Lutzelfrauen und Budlmüttern in Oststeiermark vordem wußte, und was man nun, seit meinen „Burgenländischen Berchtengestalten“ dort aufgezeichnet hat, dann muß man das sehen. Mit dem „Barbara- und Luzienweizen“ ist es nicht anders gegangen. Die in so dankenswerter Weise gebotenen Möglichkeiten zur Intensivierung der Volkskunde des Burgenlandes haben also nun auch schon für die Nachbarn Früchte getragen: die Karte auf S. 56 ist ein Zeugnis dafür, das geradezu der Wissenschaftsgeschichte unseres Faches im Lande angehört.

Kretzenbacher hat den von ihm erwanderten und erlesenen Stoff methodisch in verschiedene Kapitel zerlegt, die als Einzelstudien wirken, aber doch zusammenhängen. Nach einer Problemüberschau „Luzienbraut, Santa Lucia und die dunkle Luz“ erläutert er zunächst die Fragen um „Santa Lucia von Syrakus“, geht auf „die zwei Gegenspielerinnen in der Volksverehrung“ ein, und wendet sich dann speziell der Luzienverehrung im kroatischen Küstenland zu: „Das altkroatische Luzien-Kirchlein auf der Insel Krk.“ Über „Mittwinterliches Kultbrot in Luziens Namen“ hat er schon vor einiger Zeit eine Abhandlung vorgelegt (Slovenski Etnograf, VI—VII, Laibach 1953—54, S. 197 ff.), die nun hier noch ergänzt und erweitert erscheint. In Parenthese: Luzien-Umzugsgestalten und Luzienbrot fallen verbreitungsmäßig nicht zusammen, die Karte S. 56 zeigt diese einigermaßen überraschende Tatsache völlig deutlich. Besonders wertvoll dann das Kapitel „Die dunkle Lutzelfrau bei den Slowenen und Kroaten“, das nun erstmalig die

offensichtlich zahlreiche südslawische Literatur von Pajek bis Mödendorfer berichtend und kritisch zusammenfaßt und auswertet. „Fersentutzel und Pudelmutter am Südostrand der Alpen“ sind uns aus unseren burgenländischen Aufnahmen wohl vertraut; hoffentlich dringen unsere Ergebnisse in dem Kretzenbacherschen Resümee nun noch weiter hinaus. „Die dunkle Luzia in Ungarn, Böhmen und Mähren“ geht auf den von Reinsberg-Düringsfeld bis Kranzmayer und Hanika vorgeschriebenen Wegen, wobei allmählich jene Erkenntnis wieder herausgearbeitet wird, die ich 1949 (Volk und Heimat, Bd. II, 1949, H. 1, S. 6) bereits vortragen konnte, die Erkenntnis vom Zusammenhang des merkwürdigen Grenzgürtels der Luzien-Brauchgestalten mit der Kalenderreform von 1582 und der Verzögerung der Annahme dieser Reform bei den Protestanten, in Böhmen, Ungarn usw. Ingeborg Weber-Kellermann hat in ihrer Luzien-Arbeit, auf die gleich einzugehen sein wird, diese Hypothese ablehnen zu können geglaubt. Kretzenbachers wohlervogene Wiederaufnahme zeigt, daß unsere wesentlich stärker kultur- und geistesgeschichtlich orientierte Richtung die Dinge eben doch historisch klarer zu sehen vermag.

Nach den Belegen des Luzienbrauches in Böhmen und Mähren geht Kretzenbacher auf „Die dunkle Luz im bayrischen Osten“ ein, mit verdienter Berücksichtigung der archivalischen Forschungen Hans Mosers, von dem übrigens eine Arbeit zu wenig zitiert erscheint: Moser, Der St. Luzien-Tag im alten Wasserburg (Heimat am Inn, Jg. 1952, Nr. 10, Oktober, S. 75 ff.). Da ist dieses Luzienfeuerschwemmen schon ausführlich behandelt. Die Neuaufnahme des Brauches in den letzten Jahren läßt sich aus Zeitungsnachrichten deutlich verfolgen. Im übrigen wäre hier vielleicht auch ein Hinweis auf jene Brauchgestalten von Wichtigkeit gewesen, die mit den Lichtern im Haar herumziehen. Kretzenbacher hat die sehr interessante Nachricht von den „Adventkindern“ im ehemals unterkärntischen Mießtal gebracht, die im 17. Jahrhundert mit grünen Kränzen auf den Köpfen und je sieben brennenden Kerzen drauf bei den Rorateämtern und auf jedem Bauernhof erschienen (S. 34, nach Georg Graber, Volksleben in Kärnten, 3. Aufl. Graz 1949, S. 143). Diese direkte Parallele zur schwedischen „Luzienbraut“ würde man sich doch gerade in diesen Studien eingehender verfolgt wünschen. Einige kleine, aber vielleicht weiterweisende Notizen stehen bei Heinz Küsthardt, „Die Leuchtende“. Ein Beitrag zur Darstellung der Lichtbringerin in Deutschland (Deutsche Volkskunde, Bd. I, 1939, S. 46 ff.).

Ein weiteres Kapitel bringt „Reichweiten und Denkmäler des kirchlichen Luzienkultes in den Südostalpenländern und auf dem Nordwestbalkan“, wobei sich die Ausstrahlung Italiens besonders deutlich erweist. Für den Südalpenrand wäre die Bedeutung Venedigs wohl noch deutlicher herauszuarbeiten. Einige Bildzeugnisse des mittelalterlichen Luzienkultes in Friaul findet man jetzt abgebildet bei Giuseppe Marchetti und Guido Nicoletti, La scultura lignea nel Friuli (Mailand 1956), z. B. Abb. 33, 49, 139. Die Karte Kretzenbachers auf S. 108 müßte man danach wohl etwas erweitern. Forschungsgeschichtlich ist sie wieder eine schöne Parallele zu meiner Corona-Karte von 1951 (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1951, S. 76, Karte V).

Das Schlußkapitel behandelt „Magisches Orakelbrauchtum der Luziennacht in Südosteuropa“, also all die Angangs- und Fruchtbarkeits- oder auch Hexenabwehrbräuche, die sich gerade an diesen Ter-

min, den alten Jahreswendepunkt, geheftet haben. die zum Teil zäher als die mythischen Meinungen dran haften geblieben sind. Tellersaat, Luzienzweig, Liebesorakel mit Zetteln oder mit Prügeln, und schließlich das Luzienstühlchen, das kommt alles hier zur Sprache, vielfach wieder mit Heranziehung sonst unbekanntes Materials, von dem Kretzenbacher mit Recht meint, man sollte sich seiner bedeutend stärker bedienen als bisher. Wir sind ihm für seinen wiederum geleisteten Vermittlerdienst herzlich zu Dank verpflichtet. Seine Möglichkeit des Überschauens der Materialien und Forschungen hüben und drüben haben uns auch in diesem Buch wieder einen beträchtlichen Gewinn beschert.

Ingeborg Weber-Kellermann, **Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben** (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 49/50, Gießen 1958, S. 295—316).

Da diese kleinere Luzien-Arbeit fast gleichzeitig mit der größeren Kretzenbachers erschienen ist und sie räumlich nach Ungarn hin ergänzt, soll sie gleich hier anschließend kurz angezeigt sein. Es handelt sich zunächst um Aufnahmen bei ehemaligen deutschungarischen Siedlern, Schwaben aus Mőzs im Komitat Tolna, wobei die Gewährleute merkwürdigerweise nicht recht unterscheiden zu können scheinen, inwieweit von einer „Luzienpeitsche“ und von einem „Luzienstuhl“ die Rede ist. Die Bedeutung des Luzienstuhls als Mittel der Hexenerkennung wird deutlich herausgearbeitet, mit Verwendung der reichen ungarischen Forschung darüber, aus der sich ergibt, daß diese Luzienstühlchen nicht etwa nur, wie die Sprachinselforschung annahm, bei den Volksdeutschen üblich waren, sondern daß im Gegenteil der ungarische Brauch viel reicher lebendig erscheint. Die binnendeutschen Belege, soweit schon gesammelt, werden den ungarländischen gegenübergestellt, mit Betonung der Tatsache, daß dort, also im wesentlichen von der Pfalz nach Osten zu in Franken, Schwaben, Altbayern und Teilen Österreichs dieses Stühlchen „die Beziehung zur Luzia vermissen“ lasse (S. 303). Als Ergebnis der Brauchanalyse wird festgelegt: „Im Mittelpunkt des Brauchablaufes steht also die Bemühung, nach langwierigen und umständlichen, magisch fortlaufenden Vorbereitungen das Hexenvolk des Dorfes gewissermaßen binden und dann identifizieren zu können. Dessen Merkmale bestehen zumeist aus Gerätschaften, die mit der Milchverarbeitung zusammenhängen, insbesondere in deutschen, bzw. deutsch beeinflussten Gegenden (Mähr. Walachei, Westböhmen, Krennitz, Deutsch-Pilsen), während die ungarischen Hexen, wie wir bereits früher erwähnten, an Hörnern oder Geweihen zu erkennen sind.“ (S. 305). Danach versucht Weber-Kellermann den Brauch mit dem Luzienglauben zu konfrontieren, nicht ohne Beiläufigkeiten: „So kommt z. B. im Bayrisch-Österreichischen am Morgen des 13. Dezember die ‚Lutscherl‘ und ‚pudelt‘ den Kindern Süßigkeiten ins Zimmer“ (S. 306) —, so verallgemeinern durfte man nach meinen und Kretzenbachers genauen Ortsangaben doch nicht. Weber-Kellermann will im wesentlichen betonen, daß, im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen, der Luzienglaube in Ungarn „keinesfalls durch deutsche Beeinflussung seine Erklärung findet“ (S. 307), weshalb auch mein Hinweis auf die Bedeutung der Gregorianischen Kalenderreform sehr kurz abgefertigt wird. Nun, die Kalenderreform und der deutsche Einfluß sind doch nicht identisch; und zu Ende des 16. Jahrhunderts war man noch gar nicht so nationalistisch, wie in einigen Ostländern heute. So

kommt man brauchgeschichtlichen Problemen nicht bei. Aber mit dem Ergebnis „Wir wollen uns mit den angeführten Beispielen begnügen, die wohl gezeigt haben, daß das Verbreitungsgebiet der Luzia als eines Mitgliedes der Perchtenschaft keineswegs an den deutschen Sprachgrenzen endet“ sind wir ganz einverstanden. Nur wissen wir davon schon recht lang viel mehr, und Kretzenbachers neues Buch wird ja hoffentlich im Detail erkennen lassen, wie solche Probleme in unserer Sicht ausschauen. Das andere Ergebnis der gleichen Studie dagegen wird sich nicht halten lassen: „Wenn wir von unserer weiten Wanderung in unser donauschwäbisches Dorf Mözs zurückkehren, so haben wir über die eine Seite des dortigen ‚Luzienstühlchen‘ genannten Brauches völlige Klarheit gewonnen: diese Bezeichnung stellt eine Übernahme aus der ungarischen Glaubenswelt dar und zwar aus einem alten und tiefgreifenden Bereiche.“ (S. 309). Warum eigentlich? Weil die Katharina Eber aus Mözs in ihrer Braucherinnerung dauernd vom Luzienstühlchen behauptet, das sei eine Peitsche gewesen? Das ist methodisch nicht richtig angelegt. Auch die Gegenüberstellung mit dem „Kindlagehen“, also dem Frisch- und Gesund-Schlagen, bei dem eine geflochtene Peitsche verwendet wird, hilft hier m. E. nicht weiter, da diese an ihrem Termin (dem 28. Dezember) verwendete Rute ja wieder nie „Luzienpeitsche“ genannt wird. Am liebsten würde ich mit Nestroy sagen: „A Peitschen und a Stühlchen — das sind doch ganz andere Verhältnisse!“

Das Bestreben Ingeborg Weber-Kellermanns, die Verhältnisse in den ehemaligen Sprachinseln realistisch zu erkennen und vor allem die Einwirkung der nichtdeutschen Umwelt aufzuzeigen, ist durchaus zu begrüßen. In diesem Fall scheint mir aber das Beispiel nicht gut gewählt zu sein, das Luzienbrauchtum ist doch, wie gerade das neue Buch Kretzenbachers erkennen läßt, so umfangreich und problematisch, und auch geschichtlich noch so wenig erhellt, daß lokale Einzelinterpretationen offensichtlich noch zu keinen allgemeineren Erkenntnissen führen können. Zudem glaube ich, daß man heute ein Problem wie das des Luzienstühlchens gar nicht mehr von dieser Seite allein her aufwerfen kann. Man muß sich doch zunächst darüber klar werden, daß es sich hier um ein Einzelproblem aus dem weiten Bereich des Milchzaubers handelt; daß wir uns zunächst über den Melkschemel selbst genauer unterrichten müssen, über die Reichweite des mehrbeinigen Melkschemels der Frauen. Ich habe vor kurzem die sachkundliche Problematik angedeutet: Der einbeinige Melkschemel in den österreichischen Alpenländern (Folk-Liv, 1957—58, S. 135 ff.). Daß erst dann auch die glaubensmäßige Geltung des Gerätes erhoben werden könnte, bzw. unsere Kenntnis in eine derartige Erarbeitung eingeschaltet werden sollte. Das Auftreten von termingebundenen Namen würde in einer solchen kartographischen Studie schon eher etwas aussagen können, vielleicht auch über Fug und Unfug der sprachnationalen Zuweisung, die wie mir scheint, in diesem Fall nicht geglückt ist und auch nicht glücken konnte. Im übrigen aber sei doch gesagt, daß mir eine problematische Studie, die neuen Zielen zustrebt, doch lieber ist als die vielen, die nur in gewohnten Bahnen wandeln.

Leopold Schmidt

Heimatsbuch für den Bezirk Mödling. Herausgegeben vom Bezirksmuseumsverein Mödling und von der Arbeitsgemeinschaft der Lehrer des Bezirkes Mödling. Wien, Touristik-Verlag.

Auch die Heimatsbücher verändern mit der Zeit ihr Gesicht. Die heute in Niederösterreich vielfach erschienenen Heimatsbücher haben mit den gleichnamigen Erscheinungen der Dreißigerjahre oft nur den Namen gemeinsam. Während damals häufig streng methodisch aufgebaute Bücher vorgelegt wurden, handelt es sich heute mitunter um lose Kompilationen, Zufallsbeiträge verschiedener Autoren, die sicherlich alle von gutem Willen, nicht alle aber von sachlicher Schulung zeugen. Besonders auf volkskundlichem Gebiet ist das sehr deutlich zu merken.

Mödling hat nun seit einigen Jahren ein Heimatsbuch, das als Zeitschrift erscheint, als eine Art Jahrbuch des Bezirksmusealvereines, der bedauerlicherweise sein Museum noch immer nicht in den einstmals dafür gewidmeten Räumen aufstellen kann. 1956 erschien der erste, 146 Seiten starke Band, 1957 der zweite mit 280 Seiten, und der dritte von 1958 zählt auch wieder 238 Seiten. Freilich füllen Geschäftsanzeigen einen sehr großen Teil dieses Raumes aus, die das Unternehmen eben finanzieren. Der erste Band brachte eine Anzahl kleiner siedlungsgeschichtlicher Beiträge, seit dem zweiten sind zu diesen und den namen- und literaturgeschichtlichen auch Themen aus dem Bereich der Volkskunde getreten. So hat Melanie Wissor (1957, S. 92 ff.) ausführlich über das alte Weinbauerwesen und den Bauerort Mödling berichtet. Der Tradition seines Vaters folgend schrieb Karl Liebleitner jun. (1957, S. 178 ff.) über „Ein Jahrhundert Volksliedforschung am Alpenostrand“. Man vergleiche dazu jetzt seinen umfangreicheren Bericht „Professor Karl Liebleitner. Ein Leben im Dienste des Volksliedes“ (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. VII, 1958, S. 1 ff.). Zum gleichen Gebiet gehört auch der kleine Beitrag von Elisabeth Hubel-Olengo „Das Neujahrssingen in Maria-Enzersdorf“ (1957, S. 184 f.) und nun jener von Franz Wurth „Volkskundliches aus Guntramsdorf“ (1958, S. 101 ff.), der eine Anzahl von Neujahrswünschen in Spruchform bringt. Franz Muck bringt unter dem Titel „Volkskundliches aus Gaaden“ (1958, S. 98 ff.) zunächst „Erinnerungen an die Assentierung“ in alter Zeit, mit Anfängen von Rekrutenliedern. Dann aber berichtet er über einen „Steckerlhupfertanz“, dessen Name bisher nicht in die Volkstanzliteratur eingegangen ist. Der alte Gaadner Korbflechter und Stöckemacher Weizenhofer wußte, daß ein Bursche aus der Rotte Füllenberg bei Sittendorf in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts diesen Tanz noch gekonnt habe. Die Beschreibung ergibt, daß es sich dabei um jenen Geschicklichkeitstanz gehandelt hat, den Raimund Zoder vor dreißig Jahren im nördlichen Waldviertel als „Spanltanz“ aufgezeichnet hat (Das deutsche Volkslied, Bd. 36, Wien 1934, S. 11 f. u. ö.); die Literatur darüber hat sich rasch vermehrt, Richard Wolfram hat die Notizen über den sehr weit verbreiteten Tanz übersichtlich zusammengestellt (Die Volkstänze in Österreich, Salzburg 1951, S. 171 f.). Die Bemerkungen des Aufzeichners über das Werfen der Reisgruten, über Runen usw. waren also nicht notwendig, eine Anfrage an unsere Volkstanzforschung hätte genügt, um die Sachlage zu klären. Aber für die Mitteilung, die örtliche Aufzeichnung und die Vermittlung des Namens wird man dankbar sein.

Bei den Sagenveröffentlichungen in den gleichen Bänden steht es ähnlich. Melanie Wissor hat die Publikation einer Reihe von

Sagen des Bezirkes begonnen (1958, S. 124 ff., wird fortgesetzt), in der genauen Art der früheren Sagenbücher, aus denen sie zum Teil auch schöpft. Wieland Schmied und Hanns Mandorff beschäftigen sich mit den Teufelssagen des Bezirkes (1957, S. 210 ff., 1958, S. 122 ff.), wobei man die Aufzeichnungen einstweilen wohl noch für flüchtig ansehen muß. Da wäre doch eine genauere Schulung an der gegenwärtigen Sagenforschung anzuempfehlen. Dies zumal, da die Verfasser (S. 124) eine „Publikation einer größeren Arbeit über Teufelssagen in Niederösterreich“ ankündigen, für die sie offenbar aber doch noch zu wenig geschult erscheinen.
Leopold Schmidt

Hans Commenda, *Volkskunde der Stadt Linz an der Donau*. Herausgegeben vom Kulturamt der Stadt Linz, 1958. Bd. I. 360 Seiten.

Seit gut dreißig Jahren beschäftigt sich Hofrat Commenda in Linz, korrespondierendes Mitglied unseres Vereins und hochverdienter Leiter des Archiv des Volkslied-Arbeitsausschusses für Oberösterreich, mit der Volkskunde seiner Vaterstadt. Jeder, der in dieser Zeit sich mit Fragen der Stadtvolkkunde befaßt hat, mußte von seinen bedeutenden sammelrischen Leistungen Kenntnis nehmen. Er ging, wie so viele hervorragende Bearbeiter des weiten Feldes unserer Volkskunde, besonders hier in Österreich, von der Volksliedsammlung aus, man kann wohl sagen, daß er das Archiv des Volksliedes in Oberösterreich (im Rahmen des Österreichischen Volksliedwerkes) persönlich geschaffen hat. Allmählich wuchs aber auch bei ihm die Erkenntnis heran, daß Stadtvolkkunde nicht nur das Festhalten der ehemals ländlichen Kulturelemente in der Stadt sein könne, sondern daß vielmehr sowohl die Entfaltungsmöglichkeiten städtischen Wesens beobachtet werden wollten wie das neue Wachstum aus den verschiedensten Ansätzen heraus. Dieses Verhältnis von „Erbe“ und „Neuwuchs“ habe ich in meiner „Wiener Volkskunde“ (1940 als Ergänzungsband XVI unserer Zeitschrift erschienen) zuerst genauer zu definieren und anzuwenden versucht, es hat sich daraus eine gewisse Grundlage von Kernsätzen für die Stadtvolkkunde überhaupt entwickelt.

Commenda hat nach dem Krieg, nach dem zweiten Weltkrieg nämlich, der ja gerade Linz zu einem völlig neuen Wachstum verholfen hat, von seinen früheren Sammlungen wie von seinen späteren Beobachtungen ausgehend, Beobachtungen, die nicht zuletzt auf seiner hochwichtigen Sammlung von Zeitungsausschnitten basieren, allmählich Grundzüge einer Volkskunde dieser Stadt Linz herauszuarbeiten versucht, auf denen und nach denen sich nunmehr ein umfassendes, darstellendes Werk errichten ließ. Davon liegt infolge der rühmlichen Munifizenz der Stadt Linz nunmehr der erste Band vor. Er schildert zunächst die Voraussetzungen allgemeiner Art, dann definiert er die besondere Lage von Linz und bietet einen Überblick über die Geschichte der Stadt, vom Standpunkt des Stadtbewohners aus. Das so lange Zeit selbständige Urfahr kommt dabei nicht zu kurz. Nebenbei: Für das alte Urfahr gibt es eine köstliche Quelle in Form der Lebenserinnerungen des Mundartdichters Leopold Hörmann: *Mein Weg*. Bd. 1. *Andenka an Dahoam* (Kindheitserinnerungen). Wien 1921. — Nach diesen einleitenden Kapiteln folgen dann die im engeren Sinn volkskundlichen Abschnitte, die von sehr modernen Gesichtspunkten geschrieben, unter dem Obertitel „Bevölkerung“ zusammengefaßt erscheinen.

Während die Herkunft der Linzer zunächst nur kurz behandelt wird, erläutern einige statistische Karten die gegenwärtige Bevölkerungsbewegung — im wörtlichen Sinn, denn ein Kärtchen zeigt die „Verkehrs-Isochronen von Linz“, ein zweites die „Äußere Pendelwanderung 1955“. Ein drittes, eingeschobenes Kärtchen versucht dann, die „Stadtregion von Linz 1955“ graphisch zu erfassen, mit den „Überschneidungszonen“ und den „Trabanten“, also Dingen, die wir bisher nur aus den modernen Stadtplanungen kennen, die sonst geisteswissenschaftlich noch fast nicht angewendet wurden. Ihre Anwendung hier hängt offenbar mit den Arbeiten am „Atlas von Oberösterreich“ zusammen, dessen sechsten erschienenen 1. Lieferung beispielsweise die beiden Karten „Pendelwanderung“ von Otto Lackinger bringt. Auch der weitere Abschnitt in Commendas Buch, „Geistige Merkmale“, versucht, die Volksbegabung statistisch zu erfassen, was vielleicht mit den im Österreichischen Volkskunde-Atlas viel diskutierten „Genialen-Karten“ von Adolf Helbok zusammenhängen mag. Commenda formuliert hier jedenfalls S. 69: „Die Linzer erweisen sich daher als vorwiegend logisch verstandesmäßig begabt, sie sind wissenschaftlich, kritisch, forschend tätig“, — ein zunächst wohl erstaunliches Ergebnis. Man hat anlässlich des Erscheinens von Martin Wählers „Deutscher Volkscharakter“ 1937 mitunter kritisch gemeint, die dort gesammelten Beiträge hätten höchstens Ansätze einer volkskundlichen Erfassung des gestellten Themas bedeutet. Nun, angesichts solcher Charakteristik einer Stadtbevölkerung mag man es doch wohl verstehen, wenn die Mitarbeiter Wählers damals recht vorsichtig waren, und solche dezidierte Feststellungen auf Grund ihres Materials kaum vorgelegt haben; ich bezweifle auch heute noch, ob unser Stoff, auch der Stoff der Linzer Volkskunde, dazu ermächtigt.

Auch die weiteren Kapitel dieses Bandes bedienen sich wie die ersten gern aufzählender und reihender Elemente, doch treten die eigentlich statistischen, die im ersten Hauptabschnitt so einprägsam wirken, nicht mehr hervor. Zunächst werden nun die „Gemeinschaften“ behandelt, von der Familie über die verschiedensten Bindungen (Landhaus, Rathaus, Freihäuser, Landstände, Städtebund, Adel, Stadtklöster, — es sind manchmal unerwartete Elemente dabei) bis zu den Bürgern und Handwerkern, aber auch zu den Leibesübungen und dem Verkehr. Da ist natürlich auch viel Kulturgeschichte eingearbeitet mit reizvollen Einzelzügen, wie den Stadt- und Straßennamen.

Das nächste Kapitel ist dann ein wahres Hauptstück: Das Brauchtum. Jahreskreis, Lebenskreis und Berufskreis werden abgehandelt, außerdem Glaube, Heilkunde, Recht und Feste. Fast nur schlagwortartig sind hier Einzelabschnitte nebeneinander gesetzt, so beispielsweise innerhalb des „Berufskreises“ die Formen des Arbeitsbrauches, wo vom Handwerk allein folgende Brauchgruppen aufgezählt werden: Arbeitszeit, Geschäftszeichen, Siedeln und Sprache. Über die Linzer Fachsprachen beispielsweise ist schon mancherlei gearbeitet worden, die Ergebnisse sind ebenso wie Commendas eigene Aufzeichnungen hier hineingeflossen. In vielen Fällen hat Commenda auch einen, wenn auch meist sehr kurzen, Hinweis auf Verwandtes oder Gleiches in anderen Städten gegeben.

Es liegt hier also eine große Materialsammlung vor, die von verschiedensten Gesichtspunkten her schon durchgeordnet erscheint. Der zweite Band soll in ähnlicher Form das sachliche Volksgut, die geistigen

Überlieferungen auf sprachlichem, musikalischem usw. Gebiet enthalten, das Volksvergnügen, und was eben hiehergehört. Hoffentlich wird auch dieser zweite Band des verdienstvollen Werkes bald vorgelegt werden können.
Leopold Schmidt

Konferenz für volkskundliche Kartographie in Linz a. d. D. 11.—13. Dezember 1958. Tagungsbericht. Referate, herausgegeben von B. Bratanić und E. Burgstaller. Vervielfältigt, 90 Seiten. Linz 1959, Zentralstelle für den Volkskundeatlas in Österreich.

Unsere Zeitschrift hat oben (ÖZV Bd. XIII/62, S. 55 f.) über diese Atlas-Konferenz berichtet, ein Gegenstück zu den Bonner Atlas-Konferenzen in den letzten Jahren, die sich als sehr fruchtbar erwiesen haben. In Linz legte man besonderen Wert darauf, die Atlas-Vertreter aus den Nachfolgestaaten zu Wort kommen zu lassen, neben den Vertretern der Volkskunde-Atlanten in Österreich, Deutschland und der Schweiz, deren Arbeiten ja allgemein bekannt sind.

Der Reihenfolge der Referate nach sprach zuerst Adolf Helbok, der die Teilnehmer begrüßte und einen kurzen Überblick über die Geschichte des Österreichischen Volkskundeatlas gab; etwas verfrüht wohl, da sich diese Geschichte noch durchaus als gegenwärtiges Geschehen gibt, und im Personellen wie im Sachlichen dauernd Schwankungen zu verzeichnen sind. Dann sprach Walter Escher über den Atlas der schweizerischen Volkskunde, jenes bereits sehr weit fortgeschrittene Werk unseres westlichen Alpen-Nachbarlandes, das uns immer besonders interessiert. Escher sprach zunächst über den Stand des Unternehmens und führte dann an Hand von einigen Beispielen in seine Problematik ein. Er sprach von der Verbreitung der Heizen als Heutrockengeräte, die anscheinend von Vorarlberg und Tirol aus westwärts getragen wurden. Dann von den Typen der alten Dreschgeräte, insbesondere vom Dreschsparren in Graubünden, und schließlich von Tracht und Schmuck der alpinen Hirten. Der Vortrag hob es als ein Fernziel der schweizerischen Atlasarbeit hervor, nach Parallelen der damit erhobenen Volkskulturgüter zu suchen. Dazu ist freilich schon längst viel vorgearbeitet, vor allem von musealer Seite; die auf „Gegenwart“ gerichtete Befragungsmethode der Schweiz wird dazu nicht mehr viel erheben können. — Matthias Zender gab dann einen gediegenen Überblick über den Atlas der deutschen Volkskunde, der seiner ganzen Art nach heute schon eine Bearbeitung von geschichtlich gewordenem Material darstellt. Obgleich die Neue Folge des Atlas nur eine Auswahl aus den Sammlungen verwerten wird können, so scheint es sich doch um eine musterhaft bearbeitete Auswahl zu handeln, die vor allem durch ihren bedeutenden Kommentarband einen sehr gediegenen Eindruck macht. — Jan Podolak berichtete über die volkskundliche Kartographie in der Slowakei, die an sich keinen Atlas anstrebt. Angesichts der Bevölkerungslosigkeit des letzten halben Jahrhunderts in diesem Stück des alten Oberungarn ist das auch durchaus begreiflich. Aber die Mitteilungen Podolaks über die Arbeiten, die in der Slowakei tatsächlich vorgenommen werden, und die, wie Podolak sagt, einen „Rettungscharakter“ tragen, waren aufschlußreich. Auffällig die starke Betonung, daß man sich in der Slowakei bemühe „mit der historischen Methode zu arbeiten“. — Branimir Bratanić berichtete über die volkskundliche Kartographie in Jugoslawien, die schon zahlreiche einzelne, methodisch sehr verschiedene Karten ergeben hat. Von dem Erstellen eines ganzen Atlas ist man aber noch weit entfernt, was

bei einem in sich so unterschiedlichen Völkerstaat durchaus verständlich ist. — Jenő Bárábas berichtete über die Arbeiten am Ungarischen Ethnographischen Atlas, der, der ganzen Geschichte und Eigenart der ungarischen Forschung entsprechend, durchwegs von geschulten Mitarbeitern vorbereitet wird. Die Fragebücher liegen bereits vor (A Magyar Néprajzi Atlasz kérdőíve, 4 Hefte, 1958), und bei der guten Schulung, die von Instituten und Museen in Ungarn durchgeführt wird, ist am Erfolg kaum zu zweifeln. In Ungarn versteht man auch die Übernahme des Kilometerquadrat-Systems, das uns zum ersten Mal im Atlas der polnischen Volkskunde (Probeflieferung) gegenübergetreten ist. Bemerkenswert die Betonung, daß man ein „historisches Kulturbild“ anstrebe. Die Gegenwart mit ihrer raschen Maschinisierung der Landwirtschaft erscheint dafür einfach nicht mehr geeignet. Wir glauben es gern, daß in Ungarn eine Frage wie die nach der Einführung von Traktoren keinen Sinn hat; es wird ein Bild der Volkskultur um 1900 angestrebt. — Aus der Arbeit des österreichischen Atlas-Unternehmens sprach zuerst Hans Com m e n d a unter dem Titel „Warum Stadtvolkskunde?“ An Hand von 4 Kartenentwürfen suchte er zu erweisen, „daß sich die Stadtvolkskunde auch zu kartenmäßiger Betrachtung und Darstellung eignet“. Es handelt sich zunächst um eine Karte „Städtische Brauchtümer, über ganz Österreich verbreitet“. Da sind Faschingszüge, Maibaum, Jahrgangsfeiern und Zunftwesen erfaßt, das heißt natürlich nur letzte Reste des Zunftwesens. Die nächste Karte zeigt „Städtische Brauchtümer auf Teilgebiete beschränkt“, und zwar: Die Volkstanzfeste der Linzer Landwirtschaftskammer, die auf 10 andere Städte anregend gewirkt haben, den Funkensonntag, die Schützenkompanien, die Winzerfeste, ferner die Befreiungsfeiern (in Kärnten und Steiermark), das Salzkammergut-Brauchtum, die Schwimmlichter (Begleiterscheinung der Sonnwendfeiern in der Wachau), den „Schüblingsfasching“ der Kinder in Vorarlberg, die „Herz Jesu-Feuer“ in Tirol und die „Gegenbesuche“ der Bürger von Stockerau und Tulln. Ich muß gestehen, daß ich bei diesen Karten den Kopf geschüttelt habe. Maibaum, Funkensonntag, Winzerfeste, — warum soll das Stadtvolkskunde sein? Volkstanzfeste, die von Landwirtschaftskammern organisiert werden, Bürgerspaziergänge, offizielle Befreiungsfeiern, — sind das überhaupt Gegenstände der Volkskunde? Man nehme noch die Liste der „Sonderbräuche in einzelnen Städten“ dazu, um sich das wunderliche Bild zu vervollständigen: Friesach „Festspiele in der Burg Petersberg“; Graz „Salonsteierer“; Kufstein „Heldenorgel“; Maria Zell „Narzissenfest“ ... Es tut mir leid, aber mir fehlt für diese Seite der Planung des österreichischen Atlas-Unternehmens jegliches Verständnis. — Ernst Burgstaller berichtete über die volkskundlichen Karten im Atlas von Oberösterreich, ein durchaus ernstzunehmendes Unterfangen, dem man nur in allen künftig geplanten Länderatlanten Gegenstücke wünschen möchte. — Richard Wolfram sprach über seine Aufnahmen zur volkskundlichen Kartographie im inneralpinen Gebiet, also vor allem in Südtirol (während des Krieges)¹⁾ und in Salzburg (nach dem Krieg). Entsprechende Veröffentlichungen wären zu begrüßen. — Vladimir Karbusicky aus Prag berichtete über den Stand der Arbeit am Volkskunde-Atlas in der Tschechoslowakei, die offenbar im wesentlichen von Drahomira Stranska getragen wird. An sich scheint man die Zielsetzung weit hinauszuschieben: Erst 1975 sollen die Arbeiten beendet sein: Vielleicht erklärlich durch die gewaltigen Volksverschiebungen in diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten. Das Kilometerquadrat-System, das man auch in der Tschechoslowakei er-

zwingen will, wird von den landschaftlich richtig denkenden Bearbeitern offenbar selbst skeptisch angesehen. Karten liegen bisher hauptsächlich aus den Gebieten der Tracht und des Bauernhauswesens vor. Durch Vladimir Scheufler scheint in die Arbeit ein stärkerer historischer Zug hineingetragen zu werden, was wohl auch als Anbahnung der Zusammenarbeit mit der slowakischen Forschung zu werten ist. — Den Abschluß der Berichte bildet der Vortrag, den Friedrich Knaipp über die volkstümlichen Hinterglasmalereien des 18. und 19. Jahrhunderts gehalten hat. Die Forschungen Knaipps sind vorzüglich, im Rahmen des Atlas-Unternehmens freilich scheinen sie nicht ganz am Platz zu sein. Da überschneiden sich ganz verschiedene Sammlungs- und Darstellungsarten, was den Atlas gleich in der ersten Lieferung methodisch zwispältig erscheinen läßt. Die prägnanten Formulierungen Knaipps in seinem Vortrag wird man im allgemeinen anerkennen können, auch wenn manche davon überspitzt klingen.

Alles in allem ist es erfreulich, daß der Band die Referate veröffentlicht, die an sich ja in einem sehr kleinen Kreis stattgefunden haben, zu dem bedauerlicherweise auch so manche Fachleute nicht eingeladen waren. Die Bonner Kollegen haben sich diesbezüglich bei weitem einsichtsvoller gezeigt, und gern zu ihren Beratungen auch Teilnehmer von auswärts eingeladen, da man sich wohl selbst von deren etwaiger Kritik eben Anregungen erhofft. Das wäre auch für weitere Veranstaltungen in Linz zu erwägen. Leopold Schmidt

Biographisches Lexikon von Oberösterreich. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Bearbeitet von Martha K. H. l. Bd. 3. Linz 1959.

Dieses Lexikon der lebenden Oberösterreicher, auf das schon hinzuweisen war, schreitet rüstig vorwärts. Die 4. Lieferung reicht bereits bis St—W, und bringt wiederum Artikel über Persönlichkeiten aus dem Bereich der Volkskunde in verhältnismäßig hoher Zahl. So finden wir hier kurze Biographien (und lange Bibliographien) von Gustav Brachmann, Ernst Hamza (nicht ganz fehlerfrei), Franz Loidl, Karl Lugmayer, Ernst Neweklowsky. Ein nützliches Unternehmen, das Gegenstücke in anderen Bundesländern haben sollte.

Als selbständige Beilage zur 4. Lieferung ist der Sonderdruck von Ernst Burgstaller, Hans Commenda. Ein Leben im Dienste der Wissenschaft (Linz 1959, 28 Seiten, 1 Porträt) erschienen. Es handelt sich um den Festvortrag zum 70. Geburtstag unseres korrespondierenden Mitgliedes. Die intensive Arbeit Commendas ist anschaulich dargestellt, wobei auch versucht wurde, diese in erster Linie orts- und landschaftsgebundene Leistung in allgemeinere Zusammenhänge einzuordnen. Leopold Schmidt

Jahrbuch des Musealvereines Wels. Geleitet von Kurt Holter und Gilbert Trathnigg. Wels, Kommissionsverlag Welsermühl.

Wir haben bereits vor mehreren Jahren auf das Erscheinen dieses neuen Jahrbuches hinweisen können, durch das die landes- und volkskundliche Literatur Oberösterreichs eine wesentliche Bereicherung erfahren

1) Über diese Aufnahmearbeiten in Südtirol während des letzten Weltkrieges finden sich zeitgeschichtlich interessante Aufschlüsse bei Friedrich Hielscher, Fünfzig Jahre unter Deutschen. Hamburg 1954. S. 351 f.

hat. Der Aufschwung des Welser Museums, insbesondere sein Ausbau durch die auf Anregung des soeben verstorbenen Vereinsvorstandes Erich Trinks geschaffene Abteilung für landwirtschaftliches Gerätewesen, spiegelt sich in diesen Bänden, von denen nun schon der fünfte vorliegt. Der 3. Band, 1956, brachte die wichtige Arbeit von Ernst Burgstaller „Erntegeräte und -Arbeitsmethoden in Oberösterreich“ als einen Bericht über einige Befragungsergebnisse durch das Institut für Landeskunde von Oberösterreich, mit 8 Karten (I. Erntegeräte, Sichel und Sense; II. Geräte zum Aufheben und Binden der Garben; III. Garbenstände, Aufbau; IV. Garbenstände, Korn, Weizen; V. Garbenstände, Namen; VI. Dreschgeräte; VII. „Ausschlagen“ des Getreides; VIII. Wanderdrescher, bis um 1900, ihre Namen). Der 5. Band nun, 1958/59, enthält den Beitrag von Gilbert Trathnigg „Zur Geschichte des Welser Museums II: Das Landwirtschaftsmuseum Wels“, der also in breiterer Form ausführt, was der Verfasser in unserer Zeitschrift (ÖZV Bd. XII/61, 1958, S. 332 ff.) bereits kurz mitgeteilt hat. Die vorliegende Arbeit stellt eine Art von Katalog dar, in 10 Abschnitte geteilt (1. Die Sonderausstellung; 2. Geräte für Feld, Garten und Hecken; 3. Wagen, Schlitten, Traggeräte; 4. Erntegerät; 5. Backen, Schlachten, Topfen- und Butterherstellung; 6. Lichtspan und Unschlittkerzen; 7. Das Strohdach; 8. Bienen; 9. Waldarbeit; 10. Bildersammlung) und ist mit einer beträchtlichen Anzahl von kleinen, aber guten Strichzeichnungen ausgestattet, die formenkundlich durchaus genügen. Ein Gegenstück also zu Kollreiders Lienzer Katalog (ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 1 ff.), man sieht, wie gute Vorbilder anregend wirken. Trathniggs Arbeit im Museum und seine Veröffentlichung darüber zeigen, wie auch in Oberösterreich unsere Arbeitsgerätekforschung rüstig voranschreitet, eine schöne Frucht unserer Anregungen in den letzten Jahren. Leopold Schmidt

Erzherzog Johann und die Steiermark. Elf Vorträge zum steirischen Gedenkjahr. Herausgegeben von Ferdinand Tremel. Mit Federzeichnungen von Willi Kadletz (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 4). 78 Seiten. Graz 1959.

Das wertvolle Heft enthält zehn Radiovorträge und einen Einführungsvortrag. Letzterer stammt von Fritz Popelka und gibt einen vorzüglichen Überblick über Leben und Wirken des Erzherzogs. Die Radiovorträge sind durchwegs auch fachlich fundiert und beleuchten das Wirken des Gefeierten auf den verschiedensten Gebieten. So schreibt Fritz Posch über Erzherzog Johann und die steirische Landwirtschaft, Ferdinand Tremel über die Stellung des Erzherzogs zum steirischen Bergbau, Fritz Popelka über „Erzherzog Johann als Alpinist“. In diesem Kreis ist der Vortrag von Leopold Kretzenbacher „Erzherzog Johann und die Volkskunde“ würdig eingereiht. Das Thema ist bekanntlich 1911 von Viktor von Geramb in die Wissenschaft eingeführt worden, mit einer vorzüglichen Studie (Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum und seine Sammlungen. Festschrift Graz 1911, S. 37 ff.), die bis heute nicht überholt ist. Kretzenbacher faßt knapp zusammen und betont die ernsten Züge in den Bestrebungen des Erzherzogs: „Nicht der blumengeschmückte Bänderhut, der Brauttanz am Grundlsee und das Jägeridyll mit einer Sennerin sind Anfang und Wesen der volkskundlichen Tätigkeit des Erzherzogs. Vielmehr ist es der edelmütige Fortschrittsgedanke des späteren 18. Jahrhunderts, der Aufklärung, in deren verstandesklarer Luft der

junge Erzherzog aufgewachsen war, bei ihm wesensverbunden mit Naturfreude und helfender Menschenliebe zu den einfachen Ständen“.

Leopold Schmidt

Tanz und Brauch. Aus der musikalischen Volksüberlieferung Kärntens.

(Festschrift für Roman Maier) (= Kärntner Museumsschriften, Bd. XIX)

Klagenfurt 1959, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. 176 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Notenbeispielen.

Die Kärntner wissen ihre Meister zu ehren; haben wir in den vergangenen Jahren die Festschriften für Georg Graber und für Anton Anderluh begrüßen können, so freuen wir uns nun die Geburtstagsausgabe für den Volksliedsammler Roman Maier anzeigen zu können, der am 19. Februar 75 Jahre alt geworden ist. Neben einer Anzahl von Glückwunschaufsätzen und Beiträgen aus der Volksliedpflege stehen einige wissenschaftliche Beiträge. Elli Zenker-Starzacher bringt unter „Volkstanz — Ballade — Märchen“ (vom Gesichtspunkt der Wiener mythologischen Schule aus gesehen) zwei Fassungen der Ulingerballade aus Baj und aus Untergalla im Schildgebirge, also einstmals bei den Deutschen in Ungarn aufgezeichnet. Bertl Petrei berichtet sehr aufschlußreich über „Vazierende Musikanten“, Notizen über die wirklich zu wenig beachteten Volksmusiker in Kärnten. Matthias Maierbrugger schildert eine „Bauernhochzeit im Nockgebiet“. Anton Anderluh legt seine Gedanken über die Zusammenhänge von „Tanzlied und Tanzmelodie im Volkslied“ vor. Raimund Zoder bietet sieben „Alte Volkstanzmelodien aus Kärnten“, die ihm vor einem Vierteljahrhundert von dem alten Musiker Thomas Drolle in Latschach am Faaker See übermittelt wurden. Karl Horak hat eine gedrängte Monographie über „Die Mazurka als österreichischer Volkstanz“ zusammengestellt, mit Aufzeichnungen und Verbreitungskarte eine der so seltenen Fortsetzungen der kleinen Volkstanzmonographien, die Zoder einst sehr gewinnbringend schuf. Franz Koschier, der die Festschrift redigierte und auch eine „Kärntner Volkstanz-Bibliographie“ anschloß, schreibt über „Kärntner Hochzeitstänze“. Umfänglicher und tiefergreifend als die meisten anderen Beiträge ist dann wieder, wie zu erwarten war, der Beitrag von Oskar Moser, der einige Studien zur Geschichte der Tanzsitten und des Volkstanzes in Kärnten unter dem Obertitel „Von Tanzburschen und Tanzschaffern“ zusammenfaßt. Es handelt sich um an sich spärliche archivalische Beiträge, aus denen Moser mit breiter Interpretation manches herauszuholen versteht. Mosers Versuch, die Kärntner Tanzbräuche im Zusammenhalt mit denen anderer alpinen Landschaften zu sehen, ist an sich begrüßenswert. Ob die besonders ausgiebig herangezogene Schweizer Vergleichsliteratur methodisch das Optimum ergibt, erscheint dagegen etwas fraglich, da die geschichtliche Entfaltung hier und dort doch sehr verschieden war. So wichtig auch Parallelen und Gleichheiten da und dort sein mögen, die Kärntner Erscheinungen sind doch in erster Linie in das Gesamt der Brauchtumsgeschichte der österreichischen Erblande eingeordnet, und jede vergleichende Interpretation muß sich damit in erster Linie beschäftigen. Aber davon abgesehen handelt es sich auch bei dieser Abhandlung Mosers wieder um eine Studie, die in ihrer Gründlichkeit, nicht zuletzt in ihrer sprachwissenschaftlichen Genauigkeit musterhaft ist. Die Bemerkungen über verschiedene Fehlinterpretationen von „Winkeltänzen“, „Rumortänzen“ und „Plöschttänzen“ (S. 156 ff.) wird man mit Kennerfreude lesen.

Leopold Schmidt

Anton Dörrer, Tiroler Umgangsspiele. Ordnungen und Sprechtexte der Bozner Fronleichnamsspiele und verwandter Figuralprozessionen vom Ausgang des Mittelalters bis zum Abstieg des Aufgeklärten Absolutismus (= Schlern-Schriften, Bd. 160). XVI und 568 Seiten, 50 Abb. auf 40 Tafeln, 1 Karte. Innsbruck 1957, Wagner.

Von allen theatralischen Ausformungen des Volksschauspielwesens lassen sich die Prozessionsspiele am schwersten in der wissenschaftlichen Darstellung nachgestalten. Wenn sonst zumeist der Text die einigermaßen sichere Leitlinie des Nachverstehens festlegt, so ist hier nur wenig davon die Rede. Die Texte der Prozessionsszenen waren schon für die Aufführenden und ihre Zuhörer nicht sehr wichtig. Sie unterstrichen gewissermaßen nur wie Spruchbänder die Betitelung der einzelnen Szenengruppen und Figuren. Wer sie in den Handschriften nachliest, findet in ihnen einen schwachen Aufguß von Texten der Großspiele, also etwa der Passionsspiele, von denen sie durch die Hand der Spielführer, der Regisseure, angeregt und geleitet wurden.

Diese Erscheinungen werden in der Volksschauspielforschung seit mehr als dreißig Jahren besprochen, besonders seit der Dissertation von Oskar Sengpiel, Die Bedeutung der Prozessionen für das geistliche Spiel des Mittelalters in Deutschland (Breslau 1932). Dörrer, der sich seit über einem halben Jahrhundert mit dem Volksschauspielwesen in Tirol beschäftigt, hat sich besonders seit 1927 mit den Passions- und Fronleichnamsspielprozessionsspielen vor allem in Südtirol befaßt. 1928/29 erschien sein umfangreicher Artikel „Altdeutsche Karwochen- und Fronleichnamsspiele Südtirols im Zeitalter des Barock und Rokoko“¹⁾, der zum ersten Mal die Fülle der hier vorliegenden Probleme aufzeigte. Auf dieser weitausgreifenden und vielschichtigen Arbeit hat dann Dörrer immer weiter aufgebaut, hat vor allem immer wieder Texte und archaische Nennungen zu den Aufführungen erkundet, und so allmählich ein überaus breites und vielgesichtiges Material gesammelt, das er in einem dreibändigen Werk erschöpfend darzulegen wollte. Es kam dann 1941 zum 1. Band dieser Planung, den „Bozner Bürgerspielen. Alpendeutsche Prang- und Kranzeste. Bd. I. Einführung in das Gesamtwerk“²⁾, einer wahrhaft fundamentalen Einführung, über die ich damals ausführlich bei Erscheinen berichten konnte³⁾. Die weiteren geplanten Bände brachte der Literarische Verein in Stuttgart nicht mehr heraus, vielleicht, weil es nun an die Textausgabe ging, wobei aber die von Dörrer so lang angekündigten und so ausführlich vorauskommentierten Texte doch als etwas spärlich und wenig ansehnlich erschienen. Der nunmehr vorliegende Band, den Dörrer nachdrücklich als Edition bezeichnet, bringt jetzt also diese Texte. Freilich wird zunächst ein großer Teil der Kommentar-Einleitung wiederholt, in kritischer Auseinandersetzung mit den Besprechungen des Bandes von 1941. Wieder lesen wir zunächst von den gestaltenden Kräften des großen Bozner Umganges, von seiner sakralen Festigung, von der Ursprungslegende und von den Bozner Lokalgegebenheiten hinsichtlich der Veranstalter, Leiter und Darsteller, des Umgangsver-

1) Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Bd. III, S. 86 ff., Bd. IV, S. 61 ff.

2) Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 291.

3) Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 1942, S. 214 ff.

laufes, der Ausstattung, der Bühnenverhältnisse, der Begleitfeste und sogar der Zuschauerschaft, — soweit sich darüber etwas sagen läßt: es füllt nur eine halbe Seite (S. 171 f.). Dann folgen endlich die Texte, angeordnet nach Spätgotik (1421—1471—1587), Renaissance und Frühbarock (1590—1690) und Hochbarock und Rokoko (1714—1760). Sucht man die im Kapiteltitel angeführten Texte von 1421 und 1471, so muß man allerdings feststellen, daß es sie nicht gibt. Es existiert erst eine Handschrift von 1543, die noch dazu mehrfach hartnäckig (S. 186) als von 1534 stammend bezeichnet wird. Und dieser, also doch älteste, Text von 1543 ist ganze 262 Verse lang. Man versteht vielleicht, daß der so lange Jahre auf Texte vertröstete Mitforscher hier enttäuscht sein muß, und den ganzen Aufwand nun nicht mehr versteht.

Man konzidiert, wie schon oben gesagt, hier gern, daß es sich eben bei Prozessionsspielen meist um unbedeutende Texte handelt. Aber Dörrer hat eben all die Jahre hindurch diesen Bozner Text oft genug als die Krone alles alpenländischen Spielwesens hingestellt, vor allem auch als die große Anregung für viele andere Fronleichnamsspiele, insbesondere für das berühmte Spiel von Freiburg im Breisgau; man kann nun doch nicht umhin, diese angebliche Bedeutung anhand der endlich vorliegenden Texte etwas nachzuprüfen. Betrachtet man aber diese 262 Verse der Handschrift von 1543, dann wird man diesen Text so hoch nicht schätzen können: Die kurze Dreikönigsszene, das prozessional wortarme St. Georgs-Spiel, sie sind zusammen wirklich kein Text, der sich mit den großen Fronleichnamsspielen des 15. Jahrhunderts, etwa dem Künzelsauer⁴⁾, messen könnte, und weder bei diesem Text von 1543 noch bei jenem von 1590, der 1214 Verse umfaßt, wird man finden, daß merkliche Zusammenhänge mit dem Freiburger Spiel bestehen. Man bleibt natürlich nichtsdestoweniger dankbar für den schönen Textabdruck, für dessen diplomatische Genauigkeit übrigens der Archivar Fridolin Dörrer, also der Sohn des Textherausgebers, gesorgt hat. Es sei hinsichtlich der früher so oft betonten Abhängigkeit des Freiburger Textes vom Bozner jedenfalls mahnend auf die Stelle S. 107 hingewiesen: „Die starke Abhängigkeit des Freiburger Fronleichnamsspieler vom Bozner Umgang läßt sich allein beim Vergleiche zwischen dem Bozner Text von 1543 und dem Freiburger von 1576 kaum erkennen. Erst die nachbessernde Hand und der Druck von 1590 weisen viele Stellen auf, die mehr oder minder wörtlich oder wenigstens mit einem Reim, Stichwort oder sinngemäß schon im Freiburger standen.“ Ich muß sagen, daß ich diese Sophistik nicht verstehen kann. Der ältere Text zeigt überhaupt keine Zusammenhänge, der jüngere die umgekehrten —, wieso spricht Dörrer dann von einer „starken Abhängigkeit“, worin sollte sie denn bestehen? Ich fürchte sehr, daß eine objektive Prüfung, die nun doch einmal durchgeführt wird werden müssen, eindeutig ergeben dürfte, daß der Freiburger Text vom Bozner nicht im mindesten abhängt. Aber Dörrer wird dies nie anerkennen. Wenn er in seinem Buch wenigstens recht zurückhaltend war, so schreibt er nun in verschiedensten Artikeln schon wieder seine alte Überzeugung nieder: „Diese (Bozner) Umgangsspiele stellen den vorbildlich wirksamen Grundstock der alpenländischen dar und belegen Zusammenhänge mit voralpinen Vorstellungen. So wurde z. B. die Figurenfolge und der Wortlaut der Fronleichnamsspiele in der vorder-

4) Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel von 1479. Herausgegeben von Albert Schumann. Ohringen 1925.

österreichischen Handels- und Universitätsstadt Freiburg 1514/15 größtenteils aus Bozen übernommen⁵⁾." Dabei haben wir, wie oben dargestellt, keinen Bozner Text vor 1543, es gibt überhaupt keinen Beweis für diese Behauptung, die durch ihre ständige Wiederholung durchaus nicht glaubwürdiger wird. Es ist mir unverständlich, wie der hochverdiente Forscher an einem derartigen Phantom so starr festhalten kann.

Von diesen inneren Ungeklärtheiten abgesehen, bietet das Buch selbstverständlich reiches Material nicht nur zu den Fronleichnamsspielen, sondern auch zu anderen Umgangsspielen, die Dörrer als „Translationstriumphe“, „Vermischte Umgangsspiele“, „Büßerumzüge“ und schließlich deren Parodien darlegt. Hier ist allenthalben reiches Anschauungsmaterial gegeben, die freilich dichterisch wenig beschwingten Texte illustrieren nur, was man sich sonst anhand von Bildern und Aufführungsnotizen rekonstruieren muß. Dörrer hat sich auch bemüht, wirkliches Bildmaterial aufzufinden, und manche von den 50 Bildern gehören auch tatsächlich zu den Prozessionen, andere freilich leiten sich eher von anderen brauchgeschichtlichen Arbeiten Dörrers ab. Die Maskenbilder beispielsweise zeigen nur sehr geringe Zusammenhänge mit dem Thema des Buches, und die „Sonnenmaske des Lichtträgers Luzifer aus dem Ahrntal“ (Bild 34), die wir schon in anderen Arbeiten Dörrers gefunden haben⁶⁾, ist eine wunderliche Erscheinung geblieben, mit der sich die ernsthafte Maskenforschung einmal kritisch beschäftigen sollte⁷⁾.

Das schwer zu überblickende und auch nicht leicht zu lesende Werk zeigt aber jedenfalls die gewaltige Breite dieser Erscheinungen des Prozessionsspielles und ist daher als wuchtige Materialdarbietung respektvoll zu begrüßen. Wer sich mit alpenländischem Barock in irgendeiner Form zu befassen hat, wird nach Dörrers Werk greifen und von seinen, oft sehr verklausulierten, Materialien Nutzen haben. Es steht, wie in fast allen Arbeiten Dörrers, viel mehr drin, als zum eigentlichen Thema erforderlich wäre. Aber auch eine derartige Form der Darbietung eines großen Reichtums, und über den verfügt der bedeutende Tiroler Volksschauspielforscher wirklich, verpflichtet den Benutzer zur Dankbarkeit.

Leopold Schmidt

Adalbert Koch, *Die Tiroler Schützenschwegel. Marschweisen für Schwegel und Trommel*, meist aus der Zeit der Tiroler Freiheitskriege. Innsbruck 1959, Edition Helbling, 68 Seiten, mit Bildern und Noten.

1923, also vor sechsunddreißig Jahren, hat Karl M. Klier zum ersten Mal seine Arbeit „Die volkstümliche Querpfeife, Schwegel der Seitenpfeife und ihre Spielweise“ veröffentlicht (zuerst in der Zeit-

⁵⁾ Dörrer, Ein vorreformatorisches Andachtsbüchlein aus dem Burggrafenamt (Der Schlern, Bd. 32, Bozen 1958, S. 437 f., Anm. 3). Die langen Anmerkungen zu dieser Arbeit beschäftigen sich mit dem Gebetbuch sehr wenig, dafür ausgiebig mit dem Volksschauspiel, was man ja an sich nicht unbedingt erwarten würde.

⁶⁾ Dörrer, Die ersten Masken in den Alpen und das Schicksal südtirolischen Maskengutes (Der Schlern, Bd. 22, Bozen 1948, Abb. 5).

⁷⁾ Man sehe sich einmal die Ausstattung eines Reichenhaller Jugendheimes von 1937 auf diese „Sonnenmaske“ hin an: *Schönere Heimat*, Bd. 33, München 1937, H. 5, S. 114, Abb. unten.

schrift „Das deutsche Volkslied“, Bd. XXV), und damit eine neue Epoche in der Volksmusikforschung eröffnet. Allmählich sind neuere Beiträge dazugekommen, Aufzeichnungen, museale Instrumenten-Erwerbungen, wir haben heute ein ganz anderes, umfangreicheres Bild von der Verbreitung und Geltung des alten Volksinstrumentes als vorher. Landschaftliche Beiträge zur Ergänzung dieses Bildes bleiben aber stets willkommen, und daher ist auch dieses Büchlein des tiroler Musikforschers Koch zu begrüßen, das sich im besonderen mit der Schwegel in Tirol befaßt. Koch hat persönliche Beziehungen zu dem Instrument, er besitzt die Schützenschwegel seines 1809 gefallenen Ahnen Joseph Weber, und ein Kundiger hat ihm manche Schwegelweise darauf vorgespielt, die er hier nun festgehalten hat. Eine Reihe von Schützenmärschen aus Hall, Schwaz, Sterzing, dem Ziller- wie dem Pustertal sind hier gesammelt. Auch verstreute und vergessene Veröffentlichungen von „Schwegelweisen vom Scheibenstand“ sind hier wieder zur Geltung gebracht. Die knappen Darlegungen „Aus der Geschichte der Schwegel in Tirol“ werden durch Ausschnitte aus den Gemälden von Placidus Altmutter in der Innsbrucker Hofburg wirkungsvoll ergänzt.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß man sich über diese Bilder im Altmuttersaal, auch über die Entwürfe dazu, jetzt auch in dem prachtvoll ausgestatteten Bildwerk „Tirol 1809“ von Hans Kramer, Wolfgang Pfandler und Erich Egg (Innsbruck 1959, Nr. 21 und 106) gut orientieren kann. Leopold Schmidt

Viktor Korda und Karl M. Klier, Volksmusik aus Vorarlberg für zwei Melodie-Instrumente, Harmonika-, Zither- oder Gitarrebegleitung. 20 Seiten. Wien 1958, Verlag Doblinger.

Die bewährten Fachleute Klier und Korda haben besonders in den Jahren von 1938 bis 1940 eine Reihe von Heften Volksmusik herausgegeben (Steiermark-Burgenland; Oberösterreich; Deutsch-Mähren; Tirol), das vorliegende Heft stellt also eine Fortsetzung dar. Da sie für das quellenmäßig wenig erschlossene Vorarlberg erfolgt, muß sie besonders willkommen heißen werden. Die 15 Spielstücke entstammen durchaus dem Marsch- und Tanzmusikgut. Zwei Stücke sind schon 1819 aufgezeichnet worden, die weitaus meisten, nämlich ein volles Dutzend, hat der um die Volksliedsammlung hochverdiente August Schmitt (1861—1933) einstmals aufgezeichnet. Interessant die alten Modetanznamen: Monferino (aus Rankweil), Masollka (aus dem Kleinen Walsertal), Sauteuse (Hopser aus Rankweil), im Gegensatz zu den Ländler, Hopser, Springer, Jucker, Rheinländer und Rongger. Der „Monferino“ ist übrigens der „Manfrin“, von dem M. Biffart (Deutschland. Sein Volk und seine Sitten. Stuttgart 1860, S. 176) schreibt, er sei „der auf den Maskenbällen in Venedig gewöhnliche Volkstanz“ gewesen. Dementsprechend wurde er auch in Istrien getanzt, und Karl Horak hat ihn vor einigen Jahren noch im südtirolischen Fleimstal wiedergefunden (Der Schlern, Bd. 26, 1952, S. 426 f.).

Leopold Schmidt

Schöpferische Freizeit. Künstlerisches Schaffen des arbeitenden Volkes. Zusammenstellung von Robert Stern. 188 Seiten, zahlreiche ein- und mehrfarbige Abbildungen. Wien 1958, Europa-Verlag.

Wir haben seinerzeit (ÖZV Bd. XII/61, 1958, S. 164 f.) auf die sehr bemerkenswerte Ausstellung „Talente entdeckt — erweckt“ aufmerk-

sam gemacht, aus der dieses Buch hervorgegangen ist. Der stattliche Band bringt sehr viele Bilder aus dieser Ausstellung, und zwar hervorragend reproduziert, so daß jeder weiteren Beschäftigung mit diesem Gebiet der Neuwuchs-Volkskunst reiches Anschauungsmaterial zur Verfügung steht. Die Texte stammen hauptsächlich von zwei Wiener Kunstkritikern, Arnulf Neuwirth schreibt über „Sonntagsmalerei in Österreich“ und Alfred Schmeller über „Sind Freizeitmaler Künstler?“ Beide wissen sehr viel von Henri Rousseau, und leider nur sehr wenig von Franz Spielbichler und seinesgleichen. Neuwirths Aufsatz enthält wenigstens einige biographische Hinweise auf eine Reihe von derartigen Volksmalern und versucht, ihre Vorläufer bei den Marterl- und Hinterglasmalern zu finden. Die Hinzuziehung eines Volkskunsthistorikers hätte sich gelohnt. Da die Gelegenheit versäumt wurde, so möchte man sich nur wünschen, daß im nachhinein einmal ein Forschungsauftrag in dieser Richtung erteilt würde. Bei einer richtigen volkskundlich-geistesgeschichtlichen Einordnung dieser ganzen Erscheinung würde sich ein ganz anderes Bild ergeben als das von den Kunstkritikern gezeichnete.

Leopold Schmidt

Joseph Müller-Blattau, Deutsche Volkslieder, Wort und Weise, Wesen und Werden, Dokumente (= Blaue Bücher, Textband). Königstein im Taunus 1959, Verlag Karl Robert Langewiesche, Hans Köster. 240 Seiten, mit Mel. DM 5,40.

Es ist nicht nur sehr erfreulich, daß innerhalb der schönen Serie der „Blauen Bücher“ ein Volksliedband erscheint; es ist besonders erfreulich, daß es ein so gutes Buch von einem so absolut zuständigen Fachmann wie Müller-Blattau ist. „Einhundert Volkslieder mit ihren Melodien“ werden vorgelegt: Aber mit wie kundiger Hand ausgewählt! Die Reihung erfolgt geschichtlich, von den frühesten geistlichen Liedern über Kreuzfahrer- und Pilgerlieder, Geißlerlieder, Lieder der deutschen Mystik usw. zu den geistlichen und weltlichen Liedern des sangsfrohen 16. Jahrhunderts, zu den Tanzliedern des barock-musikalischen 17. Saeculum und zu den Volksliedern der Herder- und Goethezeit, des „Knaben Wunderhorn“ und schließlich neben den „Schnadauhüpfli“ zu den „Verklingenden Weisen“ des Westens wie des Ostens. Diese vorzügliche Auswahl aber wird von einem ebenso guten Kommentar begleitet, einer kurzen Geschichte des Volksliedes, wie wir sie sonst nicht besitzen. Vier Kapitel: Die Lieder des Volkes im Mittelalter, dann die Wege des Liedes im 16. und 17. Jahrhundert, ferner, und mit großer Berechtigung „Das Zeitalter des Volksliedes“, und schließlich „Verfall und Erneuerung“. In diesem vierten Kapitel, das gleichzeitig eine Geschichte der Volksliedforschung darstellt, wird auch der Bedeutung Österreichs und der hier geleisteten Arbeit rühmend gedacht: „Österreich war führend, durch die Initiative einzelner und die Fürsorge amtlicher Stellen.“ Der ganze Absatz lobt uns, und zwar so kenntnisreich, daß wir gern auch noch den Schlußsatz hersetzen: „Die Arbeit wurde von Raimund Zoder und anderen verdienten Forschern und Sammlern fortgesetzt und hat heute im „Österreichischen Volksliedwerk“ und seinen Jahrbuch einen neuen Mittelpunkt gefunden.“ Das ist eine freimütige Anerkennung, wie wir sie selten, und daher gern hören. Das Schlußkapitel des Buches sind die „Dokumente aus der Frühzeit der Volksliedbegeisterung und Volksliedforschung“, eine vor-

zügliche Zeugnissammlung, von Herder über Bürger, Reichardt, Gräter, Arnim und Goethe bis Uhland. Alles in allem ein ungewöhnlich gutes Buch. Leopold Schmidt

Von dem Berge fließt ein Wasser. Volkslieder aus Sachsen-Anhalt. Ausgewählt von Paul Donath (= Volkslieder aus deutschen Landschaften, Heft 5). 128 Seiten, mit Melodien. Leipzig 1958, VEB Friedrich Hofmeister.

Das „Institut für Volkskunstforschung“ beim „Zentralhaus für Volkskunst“ in Leipzig gibt seit einigen Jahren eine kleine Volkslied-Reihe heraus, die der Beachtung wert ist. Sie hat eine beträchtliche Ähnlichkeit mit der einst von John Meier geleiteten Reihe „Landschaftliche Volkslieder mit Bildern und Weisen“, und versucht offensichtlich ebenfalls jeweils eine für eine historische oder politische Landschaft charakteristische Auswahl zu geben, wobei hauptsächlich auf alte bewährte Sammlungen zurückgegriffen wird. Der vorliegende Band ist schon der fünfte dieser Reihe, von der wir den 1. „Fröhlich wollen wir heben an. Volkslieder aus Obersachsen“ und den 3. „Es steht ein Baum im Odenwald. Volkslieder aus Hessen“ kennen, beide von Kurt Petermann ausgewählt und mit sorgfältigen Hinweisen ausgestattet. Sehr lesenswert etwa in Band 3 seine Darstellung „Zur Geschichte der Volksliedforschung in Hessen“, mit besonderen Hinweisen auf hessische handschriftliche Liederbücher aus dem 19. Jahrhundert. Im vorliegenden 5. Heft wird vom Herausgeber nur kurz auf die vier wichtigsten Volksliedsammler in Sachsen-Anhalt hingewiesen, nämlich auf Ludwig Erk und Ludolf Parisius, dessen Sammlung erst jetzt durch Ingeborg Weber-Kellermann ganz ausgewertet worden ist, ferner auf den großen Romanisten Karl Voretzsch, der 1937 ein eigenes Buch „Volkslieder aus der Provinz Sachsen“ erscheinen ließ, und auf Alfred Wirth, den unermüdlichen Sammler der Anhaltischen Volkskunde. Auch hier, im vorliegenden Heft, ist hauptsächlich auf die schon vor einem Jahrhundert aufgezeichneten Liedfassungen zurückgegriffen, so daß man sich in ein spätes Biedermeier zurückversetzt glaubt. Leopold Schmidt

Bernward Deneke, Legende und Volkssage. Untersuchungen zur Erzählung vom Geistergottesdienst. Dissertation Frankfurt am Main 1958. 112 Seiten (vervielfältigt).

Eine nützliche, bei Mathilde Hain gearbeitete Dissertation über das Motiv der Toten, die ihre Messe nächtlicherweile abhalten und dabei von einem Sterblichen gesehen werden. Die Geschichte ist auch bei uns viel erzählt worden, man nehme nur „Die Totenmette bei St. Stephan in Wien“, wie sie seit mehr als hundert Jahren immer wieder abgedruckt wird (Gustav Gugitz, Die Sagen und Legenden der Stadt Wien. Wien 1952. Nr. 49, S. 70 und 183). Deneke arbeitet die bis in die Spätantike (Gregor von Tours) zurückreichende Überlieferung heraus und zeigt, wie stark christlich-legendär das Motiv ist, und wie wenig man von germanischem Totenmythos usw. dabei sprechen kann, was doch so lang so sehr beliebt war. Korrekterweise schließt Deneke: „So ist durch diese Untersuchung deutlich geworden, daß die Sagen von Wiedergängern nicht notwendig auf vordristliches Glaubensgut zurückgehen müssen.“ (S. 107.) Im übrigen greift er mitunter auch weiter aus, in die benachbarte Legendenwelt, zu der Geschichte von den dankbaren Toten usw. Da wären manchmal Ergänzungen aus

der neueren Literatur möglich, beispielsweise durch die schönen Untersuchungen von Oloph Odenius (De tacksamma döda. Ett ikonografisk och legend-historisk bidrag: Arv, Bd. 10, 1954, S. 97 ff., und derselbe, De tacksamma döda. Ett legend- och kulturhistoriskt bidrag: Saga och sed, 1953, S. 37 ff.).

Im Zusammenhang mit dieser Arbeit ihres Dissertanten steht übrigens die neueste Veröffentlichung von Mathilde Hain: Arme Seelen und helfende Tote. Eine Studie zum Bedeutungswandel der Legende (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. IX, 1958, S. 54 ff., mit 3 Abb.).
Leopold Schmidt

Nikolaus Kyll, Das Kind in Glaube und Brauch des Trierer Landes (= Schriftenreihe zur Trierer Landesgeschichte und Volkskunde, Bd. 2). 40 Seiten. Trier 1957, Breidenmoser KG.

Vor einiger Zeit konnte darauf hingewiesen werden, daß sich in Trier eine Arbeitsstätte für Volkskunde zu entwickeln beginne. Nun erweist sich diese „Arbeitsgemeinschaft für Landesgeschichte und Volkskunde des Trierer Raumes“, mit dem Sitz an der Trierer Stadtbibliothek, erfreulicherweise auch schon als publikationsfreudig. Das Heft des Pfarrers Kyll aus Butzweiler erschließt sein Thema sehr stoffreich. Es zeigt sich, daß dieser Themenkreis trotz der zusammenfassenden Arbeiten von Beitz immer noch Möglichkeiten ergibt, man erinnert sich bei der Gelegenheit vielleicht der Arbeit von Karl Georg Berghöfer, Geburt und Kindheit im Brauch katholischer Orte des Vogelsberges und der Wetterau (= Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, H. 77), 1941. Die geschichtlich-kirchengeschichtliche Schulung befähigt Kyll auch dazu, seinen Stoff durch zahlreiche Anmerkungen zu unterbauen. Das scheint also ein erfreulicher Anfang zu sein.

Leopold Schmidt

Schriften des Volkskunde-Archivs Marburg — Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Herausgeber: Gottfried Henßen. Marburg, N. G. Elwert Verlag.

Die nach dem zweiten Weltkrieg neuerdings deutlich wiedererstarkte deutsche Volkserzählsammlung wird nicht zuletzt von Gottfried Henßen und seinem Archiv getragen. Henßen, der nunmehr siebzig Jahre alt wird, hat dieses Archiv ganz persönlich gegründet und über die große Cäsar hinweggerettet. Der Obertitel „Volkskunde-Archiv Marburg“ ist vielleicht etwas zu groß gewählt, es handelt sich durchaus um ein Volkserzählarchiv, das übrigens schon deshalb „zentral“ genannt werden mag — wie sein Untertitel sagt —, weil es keine „lokalen“ Erzählarchive gleicher Art gibt. Wie dem auch sei, Henßen hat sein Archiv methodisch aufgebaut, und ist seit längerem auch dazu übergegangen, Veröffentlichungen des Archives herauszugeben, eine Schriftenreihe, die im wesentlichen landschaftlich geschlossene Sammlungen bringt. Auf die letzten drei Bände sei wenigstens mit einigen Sätzen hingewiesen:

Bd. 5: Ulrich Benzel, Volkserzählungen aus dem nördlichen Böhmerwald. 133 Seiten, mit 1 Bildtafel und 1 Karte. 1957.

Es handelt sich um die Sagen, Märchen und Schwänke des Dorfes Rosshaupt in Westböhmen, knapp an der oberpfälzischen Grenze. Bei den heute in Hessen wohnenden Leuten des Dorfes hat Benzel die 282 Nummern seiner Sammlung aufgezeichnet, hauptsächlich Sagen,

unter denen hier selbstverständlich auch der „Hehmann“ nicht fehlt, übrigens Buschweibchen, Huiauf, Wassermann, Bilmes usw. ebenso wenig. Merkwürdig die Geschichte von „Milosina“, der Windsbraut, für die man Mehl gestreut, also ein Elementenopfer dargebracht hat (Nr. 95). Ob da wirklich der Name motivgestaltend gewirkt hat, „Melusine“ zu Mehl wie bei den Heiligenpatronaten „Augustin“ für die Augen? Benzer gibt auf solche Fragen keine Antwort, seine Kommentierung beschränkt sich auf ein Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson (S. 128), was für die Märchen (ab Nr. 256) gut sein mag, für die Sagen aber fast bedeutungslos ist. Da wäre wohl die Heranziehung älterer westböhmischer Sammlungen, beispielsweise der von Michael Urban, bedeutend wichtiger gewesen. Aber das dem Böhmerwald-Erzählgut gewidmete Buch weist ja auch eine Wiedergabe des Rübezahls-Bildes von Schwind auf dem Umschlag auf. Das hätte man doch einer Sammlung aus dem Riesengebirge überlassen können?

Bd. 6: **Gustav Grannas, Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreußen.** 174 Seiten, mit 1 Bildtafel und 1 Karte. 1957.

Der Titel erinnert zunächst an die umstrittene Sammlung „Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen“ von Hertha Grudde. Es handelt sich aber um eine ganz einwandfreie, vorzügliche Sammlung, die leider nur den Rest des von 1920–1945 gesammelten Gutes umfaßt. Das einstmals im Institut für ostpreußische Heimatforschung geborgene Material ist im letzten Krieg vernichtet worden. Grannas hat nur Teile von Abschriften wieder erhalten und bei den Umsiedlern neu zu sammeln begonnen. In der Einleitung berichtet er ausführlich von seinen Erzählern und ihren „Erzählkreisen“, die er besonders für sein Heimatdorf Groß-Strengeln genau erhoben hat. Ein Drittel der Aufzeichnungen umfaßt Sagen, oft ganz lokale Ortssagen; das zweite Drittel besteht aus „Märchen und Legenden“, vor allem Tiernmärchen, — von den im Abschnittstitel verheißenen Legenden sehe ich nichts, das letzte Drittel bringt „Schwänke und Schnurren“, also Geschichten vom „Alten Fritz“, „Domnauer Anschläge“, auch gute Pfarrerschwänke und verwandte Geschichten. Dieser ganze Reichtum ist wieder nur mit einem mageren „Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson“ kommentiert. Wenigstens Hinweise für die Märchen auf Hertha Grudde, für die Sagen auf Erich Pohl, Die Volkssagen Ostpreußens (Königsberg 1943) wären doch angebracht gewesen.

Bd. 7: **Gottfried Henßen, Ungarndeutsche Volksüberlieferungen.** Erzählungen und Lieder. 372 Seiten, mit 3 Bildtafeln und 1 Karte. 1959.

Die Märchenüberlieferung der ehemals in Ungarn wohnenden Deutschen ist uns nicht unbekannt, hat doch Elli Zenker-Starzacher in ihren Büchern, zuletzt „Es war einmal“ (Wien 1956) viel davon vorgelegt, und Märchen, Sagen und Legenden haben Alfred Karasék und Hans Diplich in einem recht wichtigen Band vorgelegt (München 1952), den Elfriede Moser-Rath hier (ÖZV Bd. VII/56, 1953, S. 169 ff.) ausführlich gewürdigt hat. Henßen hat nun die Spuren verschiedener Gruppen heimatvertriebener Ungarndeutscher aufgenommen und dabei nicht nur einige Gewährsleute von Elli Zenker-Starzacher wiedergefunden, sondern auch andere gute Erzähler, deren Geschichten er größtenteils in Marburg auf Tonband aufnehmen konnte. Es handelt sich dabei, was für die burgenländische Volkskunde besonders inter-

essant ist, zunächst um Berichte und Erzählungen aus Harkau bei Odenburg, dann um das Hauptstück des ganzen Buches, die „Märchen, Legenden und novellenartige Erzählungen“ des Anton Krukenfelner aus dem Ofner Bergland; der Name sagt uns schon, daß wir einen Donauösterreicher vor uns haben, seine Vorfahren stammten aus Bruck an der Leitha. Dann folgen einige Geschichten aus der Schwäbischen Türkei, einige weitere aus der Batschka, und schließlich ein Anhang von Märchen aus dem Schildgebirge und dem Bakonyer Wald. Ein Schlußabschnitt bringt Lieder, auch wieder hauptsächlich von Krukenfelner gesungen, der uns auch in guten Bildern als lebhafter Erzähler vorgestellt wird.

Die reichhaltige Sammlung ist bedeutend besser kommentiert als die beiden anderen Bände. Neben den obligaten Typenangaben stehen die jeweiligen Veröffentlichungen aus der betreffenden Landschaft, dann die Angaben über im Volkserzählarchiv vorhandene unveröffentlichte Niederschriften, und gelegentlich auch weitere Hinweise. In manchen Fällen, wie bei Nr. 100, greift Henßen sogar etwas weiter aus, hier, um die „Hollerrippen“ kritisch mit meiner Pelops-Arbeit zu konfrontieren (Laos 1951, S. 67 ff.). Anscheinend habe ich mich für ihn mit meinem kulturhistorischen Deutungsversuch nicht klar genug ausgedrückt. Falls ihm aber der „alpine Hintergrund, der für Schmidt so wichtig zu sein scheint“, nicht ganz zusagt, dann möchte ich doch auf die neue Arbeit von Milko Maticev „La costola di legno“ (Alpes orientales. Ljubljana 1959, S. 79 ff.) hinweisen, wo noch weit mehr Belege aus den Alpen, aus den anschließenden Karawanken, aus Friaul und Krain dargeboten sind, die deutlich machen, daß man auch bei einer weiteren Behandlung dieses Motives unsere Landschaften wird betont im Auge halten müssen. Nicht zuletzt deshalb, weil bei uns eben verhältnismäßig alte Aufzeichnungen vorliegen, wogegen es sich bei den Überlieferungen im Donauraum doch vermutlich um jüngere Streuung handelt.

Aber solche Fragen werden bei Henßen nicht angeschnitten, obgleich sie sich eigentlich bei jeder Aufzeichnung ergeben würden. Vor allem deshalb, weil hier vielfach Niederschriften nach Aussagen guter, im Fall Krukenfelner hervorragender Erzähler vorliegen, die einfach alles, von Grimm-Märchen bis zu Kalendergeschichten, ja sogar Nacherzählungen von Laienspiel-Aufführungen (Doktor Allwissend, Nr. 61!), wiedergeben, was sie wissen. Ich kann mir vorstellen, daß man solche Dinge, etwa die Nacherzählung des Kunstmärchens von der Höhle Xa-Xa (Nr. 53) auf Tonband aufnimmt und im Archiv verwahrt. Warum man sie aber veröffentlichen muß, das weiß ich nicht. Auch eine trümmerhafte Fassung des Galitziberg-Liedes (Nr. 125) erscheint mir wenig gerechtfertigt, — wohin führt eigentlich eine solche Ausgabetätigkeit? Zu einer besseren Kenntnis des Volksbesitzes einer Landschaft? Zur kulturhistorischen Gliederung dieses Besitzes? Für all das wären Regesten, Verzeichnisse der Erzähltypen, der Liedanfänge vollständig genug. Mit der Henßen'schen Methode der Aufzeichnung und Veröffentlichung würden wir in Wien sehr bald ein Archivgebäude von der Größe der Nationalbibliothek füllen können; aber es gibt keine Stelle in Wien, und ich kann das nicht bedauern, die für eine ausgedehnte Variantenpublikation sagen wir etwa des Galitziberg-Liedes (— es ist ja schließlich in Wien entstanden, wir dürfen darüber sprechen) Verständnis hätte oder gar Geld ausgeben würde.

Wie alle Sammlungen von Henßen ist auch diese wichtig, und da sie Volksgut bietet, das großenteils vor unserer Haustür gelebt hat, sind

wir selbstverständlich besonders interessiert daran. Wenn neben den angeführten Vorbehalten noch einer genannt werden darf, so wäre es der der Mundartschreibung. Das Volkserzählarchiv legt Wert darauf, daß die meisten seiner Sammlungen in Mundart erscheinen, und kommentiert sie auch jedesmal mit kleinen Wörterbüchern. Im vorliegenden Fall war schon die Frage der Mundartschreibung schwierig. Krukenfelner sprach früher die bairisch-österreichische Mundart der Umgebung von Ofen, hat in der neuen Heimat aber deutlich schwäbische Sprachzüge angenommen. Die Aufzeichnungen nach dem Tonband versuchen diese Mischmundart getreu wiederzugeben, können es aber nicht verhindern, daß manche Stellen nun völlig unverständlich klingen. Mitunter habe ich den Eindruck, daß die Ablesenden nicht gewußt haben, was Krukenfelner wirklich sagen wollte. Vermutlich kannten sie die ursprüngliche Mundart gar nicht. Und leicht lesbar sind die Niederschriften nun auch nicht geworden. Da sollte wohl ein anderer Weg gefunden werden.

Leopold Schmidt

Gerhard Heilfurth, Glückauf! Geschichte, Bedeutung und Sozialkraft des Bergmannsgrußes. 224 Seiten, 49 Abbildungen auf Tafeln und im Text, Noten. Essen 1958, Verlag Glückauf GmbH.

Der Aufstieg der deutschen Bergmannsvolkskunde ist wesentlich mit dem Namen Heilfurths verbunden, der sich seit seiner Doktorarbeit mit dem Gebiet beschäftigt. Seine Bergmannslied-Forschungen hat er 1954 in seinem umfangreichen Spezialwerk zusammengestellt und inzwischen in einer großen Zahl von Aufsätzen andere Problemkreise des Gebietes angeschnitten, nicht zuletzt die der Bergwerkspatrone, der hl. Barbara und des hl. Daniel vor allem. Nun legt er dieses stattliche Buch vor, das allein dem Standesgruß der deutschen Bergleute gewidmet ist. Es behandelt erfreulicherweise eingehend den Begriff „Glück“ in der Welt des Bergbaues und versucht, von den Wortformen des Grußes aus Zeit und Umwelt der Formulierung zu erschließen. Die früheste Schicht der Belege ergibt sich für das 17. Jahrhundert. Alle Gebiete im Umkreis des Grußes werden nun abgeschnitten, die Sinndeutung der Formel ebenso wie die bergmännischen Grußsitten mit den verschiedenen Fassungen des Grußes, und schließlich Ausbreitung und funktionale Einwurzelung des Bergmannsgrußes. Es ist erstaunlich, was für ein weites und breites Material Heilfurth dafür durchgearbeitet hat, um die Geltung des Grußes im Brauchtum, in Aufschrift und Kennwort, in Namen und Titeln usw. darzutun zu können. Die Ausstrahlung in die Dichtung ist auch nicht vergessen, kurzum, das Buch ist wohl die erschöpfende Darstellung des Gegenstandes.

Leopold Schmidt

Walter Dexel, Keramik, Stoff und Form. 141 Seiten mit 196 Abbildungen. Braunschweig 1958, Klinkhart und Biermann. DM 22.—.

Der Name des Schöpfers der Braunschweiger Formsammlung ist der Volkskunde vor allem durch das schöne Buch „Deutsches Handwerksgerät“ (Berlin 1939) bekannt. Seine besonderen, der Form gewidmeten Gedankengänge kommen aber nicht minder in seinem bedeutenden Werk „Holzgerät und Holzform“ (Berlin-Dahlem 1943) zum Ausdruck, das von verschiedenen kleineren Abhandlungen aus dem gleichen Gebiet gefolgt war. Die Braunschweiger Formsammlung, eine Spezialsammlung ganz eigener Art, ist aber durchaus nicht nur dem Holz gewidmet, Glas und Keramik kommen dort durchaus auch zur Geltung, sowie selbstverständ-

lich auch noch andere Werkstoffe, die Dixel stets von neuen Seiten zu betrachten weiß. Für den Bereich der Keramik hat er jetzt ein Gegenstück zu seinem „Holzgerät“ vorgelegt, ein schönes Buch, das die Techniken und Hauptarten der Keramik darstellt, und sich dann mit der Frage nach der Formentstehung bei der Keramik, mit dem Wesen der keramischen Formen beschäftigt und schließlich einen „Versuch einer systematischen Ordnung der keramischen Hauptformen“ anstrebt, der auch für uns von beträchtlicher Bedeutung ist. Die Schlußkapitel über die Kunstkeramik der Gegenwart kommen für uns weniger in Betracht, obgleich man sich Abschnitte wie „Picasso und das Problem der figürlichen Gefäßkeramik“ selbstverständlich mit Interesse liest; es war von vornherein klar, daß Dixel für diese Dinge nichts übrig haben könne. Eigentlich ist ihm ja alles Figurale in der Gebrauchskunst fremd und unangenehm. Die „reine Form“ ist letzten Endes sein Ideal, übrigens eines der bedeutenden Ideale der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Die Gestaltbestimmung seiner „reinen Formen“ in der volkstümlichen Keramik bleibt dementsprechend für uns an dem Buch am wichtigsten. Vergleichszusammenstellungen wie die der ost-, west- und süddeutschen Henkelkrugformen auf S. 32 prägen sich unvergeßlich ein. Eine Volkskunsthochschule mit Fingerspitzengefühl wird bei Dixel immer wieder lernen können.

Leopold Schmidt

Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung, Herausgegeben von Kurt Ranke. Supplement-Serie. Berlin, Walter de Gruyter.

Wir haben auf die neue Zeitschrift der Märchen- und Sagen-, Legenden- und Schwank-Forschung bereits bei Erscheinen des ersten Heftes hingewiesen (ÖZV Bd. XII/61, S. 72), und wollen hier abermals betonen, daß es sich um ein sehr wichtiges Zeitschriftenunternehmen der Volkskunde handelt. Durch diese Spezialzeitschrift erhält die ganze Erzählforschung der Gegenwart ein publizistisches Rückgrat. Besonders erfreulich erscheint uns, daß sich auch österreichische Autoren wie Elfriede Moser-Rath, Leopold Kretzenbacher und Edmund Mudrak lebhaft daran beteiligen.

Zu dieser Zeitschrift erscheinen nunmehr auch **Ergänzungsbände**, die Textausgaben und umfangreichere Untersuchungen enthalten. Bisher sind davon drei Bände erschienen:

1. Warren E. Roberts, *The tale of the kind and the unkind girls. AA-Th 480 and related tales.* 164 Seiten. 1958.
2. Rudolf Tauscher, *Volksmärchen aus dem Jeyporelande.* Gesammt und herausgegeben. Mit Anmerkungen versehen von Warren E. Roberts und Walter Anderson. 196 Seiten. 1959.
3. Oskar Looorits, *Estonische Volkserzählungen.* Herausgegeben. 228 Seiten. 1959. DM 35.—

Das sind also vortreffliche Beiträge, von denen die estnischen Volkserzählungen für die europäische Forschung vielleicht am wichtigsten erscheinen. Wir haben es mit einer bedeutenden Leistung des in Schweden im Exil lebenden Forschers zu tun, von dem seit einem Vierteljahrhundert zahlreiche und umfangreiche Arbeiten erschienen sind, erfreulicherweise viele davon in deutscher Sprache. Zur ersten Orientierung seien hier wenigstens einige Titel angeführt:

Pharaos Herr in der Volksüberlieferung. Tartu 1935. 194 Seiten
 (= Commentationes archivi traditionum popularium Estoniae, 3)
 Volkslieder der Liven, Tartu 1936. 688 Seiten.

(= Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, XXVIII) Gedanken-, Tat- und Worttabu bei den estnischen Fischern. Tartu 1939. 127 Seiten.

(= Commentationes archivi traditionum popularium Estoniae, 9) Das sogenannte Weiberfest bei den Russen und Setukesen in Estland. Tartu 1940.

(= Commentationes archivi traditionum popularium Estoniae, 14) Grundzüge des estnischen Volksglaubens, Bd. I, Lund 1949. XVI und 591 Seiten.

(= Skrifter utgivna av Kungl. Gustav Adolfs Akademien, 18:1) Der heilige Kassian und die Schaltjahrlegende. Helsingfors 1954. 207 Seiten.

(= Folklore Fellows Communications, 149)

Der heilige Georg in der russischen Volksüberlieferung Estlands. Berlin-Wiesbaden 1955. XIII und 144 Seiten

(= Veröffentlichungen der Abteilung für slawische Sprachen und Literaturen des Osteuropa-Institutes an der Freien Universität Berlin, Bd. VII).

Diesen für die Volkskunde des Baltikums so überaus wichtigen Arbeiten läßt Looirts nunmehr also diese estnische Volkserzählungssammlung folgen, die 216 Märchen und Schwänke umfaßt. Die kulturgeographisch begründeten Züge dieses Erzählteschatzes werden von Looirts selbst angedeutet: „Das Märchengut als solches ist ein Kulturprodukt, an dem jede Generation aktiv teilgenommen hat, so daß es nicht atavistisch, sondern im Gegenteil ganz neuzeitlich wirkt. Dadurch erklärt es sich, daß das heutige estnische Märchenrepertoire trotz alter orientalischer Elemente im großen und ganzen infolge jüngerer Kulturberührungen dennoch dem mitteleuropäisch-deutschen Märchenschatz am nächsten steht, obwohl es viele ostbaltische Sonderzüge enthält, und dem lettischen Märchenrepertoire bezeichnenderweise etwas näher kommt als dem mehr skandinavisch orientierten finnischen.“ Das ist wohl aus der Geschichte Estlands gut erklärlich, das bekanntlich sechshundert Jahre lang von einer deutschen Oberschicht regiert wurde, im Gegensatz zu Finnland, das fünfhundert Jahre lang zu Schweden gehörte. Ob man heute noch von der Zeit der Herrschaft der deutschen Orden als „Unterjochungsperiode der letzten Jahrhunderte“ (S. 5) reden kann, mag fraglich erscheinen. Die Erzählforschung könnte doch eher ganz sachlich feststellen, was an Märchen, Fabeln und Schwänken offenbar deutscher Herkunft ist, etwa von den Predigern als Exempel erzählt wurde. Aber die schöne Sammlung ist leider nur ganz sparsam kommentiert, und erst Kurt Ranke hat, anscheinend in letzter Minute, in den Anmerkungen die wichtigsten Hinweise auf vergleichbare Motiverzählungen beigefügt.

Leopold Schmidt

Hermann Bausinger, Markus Braun, Herbert Schwedt, **Neue Siedlungen.**

Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen. 193 Seiten, 40 Abbildungen, 38 Zeichnungen im Text. Stuttgart 1959, W. Kohlhammer Verlag.

Vor zwanzig Jahren erschienen meine kurzen Betrachtungen über das Wohnen des Großstadtvokes am Stadtrand, nicht zuletzt in planmäßigen „Siedlungen“ (Wiener Volkskunde, S. 33), Ergebnisse der ersten bewußten Beobachtungen dieser Art in der Zeit zwischen den beiden Welt-

kriegen. Die Volkskunde von damals hat sie nicht zur Kenntnis genommen. Es mußten erst die „Heimatvertriebenen“ nach 1945 und ihre Ansiedlung an den Rändern verschiedenster deutscher Altsiedlungen kommen, damit hier ein Wandel eintreten konnte. Es gebührt den Leitern und Mitarbeitern des Ludwig-Uhland-Institutes an der Universität Tübingen das Verdienst, hier zugegriffen und Beobachtungen angesetzt zu haben. Über diese mehr als ein Jahrzehnt währenden Beobachtungen berichtet dieses Buch, das eine Gemeinschaftsarbeit vieler Beiträger darstellt, unter denen die im Titel genannten besonders in den Vordergrund getreten sind. Hermann Bausinger, der durch zahlreiche tüchtige Veröffentlichungen bekannte Assistent des Institutes, hat die Arbeit wesentlich geleitet und die Veröffentlichung schließlich auch redigiert.

Das Buch gibt im ersten Hauptteil eine Aufzählung der „Neuen Siedlungen“ in Baden-Württemberg, die bearbeitet wurden. Es sind kleine Monographien mit den wichtigsten Daten, vor allem mit Angaben über die Herkunft der Zuwanderer und ihr Verhältnis zu bereits vorhandenen Siedlern, zu ansässigen Nachbarn, wobei es sich gleichzeitig häufig um das Verhältnis von Industriearbeitern und -angestellten zu ansässigen Bauern und Kleinbürgern handelt. Es sind also zum Teil soziologische Fragen, die sich ergeben, und die Verfasser wissen das auch.

Sie wissen das auch im Hinblick auf die Einwände, die von der am geläufigen Forschungsstoff arbeitenden Volkskunde erhoben werden können und betonen etwa: „Das Leben in der neuen Siedlung erlaubt unter den Aspekten von Tradition und Gemeinschaft nur sehr dürftige und problematische Aussagen.“ (S. 14). Wenn man den II. Teil des Buches überblickt, wird man dieser Formulierung auch nur zustimmen können. Die Verfasser haben sich sehr bemüht, aus ihren Betrachtungen volkskundliches herauszuholen. Unter „Gruppen“ haben sie Reste überlieferungsmäßiger Gemeinschaftsbildung festzustellen versucht: es sind allerdings fast nur Vereine, Kirchenchöre und ähnliche „Gruppen“ faßbar geworden. Offenbar unter diesem Eindruck hat ja Bausinger nunmehr die Vereinsforschung geradezu zu einem neuen Forschungsvorhaben des Tübinger Institutes gemacht (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 55, 1959, S. 102 ff.). Im Abschnitt „Güter“ wird der traditionelle Kulturgutbesitz abgetastet und mit dem Verhältnis der Träger zu den Zivilisations-Neuerwerbungen konfrontiert: Ein in seiner Geringfügigkeit besonders aufschlußreiches Kapitel. Der nächste Abschnitt „Planung“ scheint rein soziologisch, sollte aber auch von der volkskundlichen Siedlungsforschung herkömmlicher Prägung durchdacht werden. Schließlich sind die Dörfer im deutschen Osten und Südosten, aus denen die „Heimatvertriebenen“ nunmehr wieder zurückgewandert sind, auch einmal „geplant“ worden. Das hätte übrigens gerade in einem schwäbischen Buch vielleicht stärker betont werden können. — Der mehrteilige Schlußabschnitt „Heimat“ steht im wesentlichen unter dem Motto des Satzes: „Das Leben der Flüchtlinge verläuft in ständiger, mehr oder weniger bewußt erfahrener Spannung zwischen der Bindung an die alte und der an die neue Heimat“ (S. 165). Von dieser gültigen Überlegung aus muß wohl auch der Gedankengang von Ingeborg Weber-Kellermann überprüft werden, den sie kürzlich hier vorgetragen hat (ÖZV Bd. XIII/62, 1959, S. 19 ff.).

Die „schwäbische Schule“ der gegenwärtigen Volkskunde hat mit der Vorlage dieses Buches ein gewisses Wagnis auf sich genommen, das mir größer erscheint als das der Herausgabe des „Jahrbuches für Volkskunde der Heimatvertriebenen“. Denn dieses „Jahrbuch“ lebt doch zu großen Teilen noch ganz von der Arbeit und Mentalität der ehemaligen „Sprach-

inselforschung“. Das Buch Bausingers und seiner Mitarbeiter gehört innerlich ganz den Alteingesessenen an, man möchte mitunter sogar sagen: Den sehr bodenständigen Menschen der kleinen schwäbischen Städte. Es lebt in seinen Feststellungen mitunter eine gewisse Verwunderung, wie sie dem Großstädter nicht eigen ist. Ungezählte Beobachtungen, die hier Neuland zu erschließen scheinen, hätten in Berlin wie in Wien seit Jahrzehnten, besonders nach 1918, gemacht werden können. Wenn sie zwar vielleicht gemacht, aber kaum festgehalten und fast nicht ausgewertet wurden, dann ist dies durch das anders gerichtete Forschungsziel der „klassischen“ Volkskunde zu verstehen. Die Wendung zur Großstadtvolkskunde, die Spamer herbeiführen wollte, ist zu seinen Lebzeiten doch nicht ganz zustande gekommen, Arbeiten, wie die meinen, sind totgeschwiegen und vergessen worden, und haben Jahrzehnte hindurch keine Nachfolge gefunden. Dabei wäre die Großstadtstrand-Volkskunde der einzig richtige Ausgangspunkt für weitere Arbeiten dieser Art gewesen, weil hier beachtliche Traditionsanknüpfungen noch durchaus greifbar waren und sind. Das zeigen offenbar sogar rein bürgerliche Neusiedlungen, wie Walter Escher für die Jakobsberg-Siedlung in Basel feststellen konnte (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 54, 1958, S. 88 ff.).

Die Tübinger mußten, der Gegebenheit nach, von weitaus flüssigeren Zuständen ausgehen, und sie haben den mutigen Versuch an diesem sehr undankbaren Material tapfer unternommen. Helmut Dölker hat ihnen noch in seinem Vorwort Mut zugesprochen: „Ihr (der Verfasser) Verdienst ist es auch, wenn diese Studie, verglichen mit früheren Veröffentlichungen des Instituts oder seiner Angehörigen in Stoff, Inhalt, Methode und Form von ganz anderer Art, zeigt, daß das weithin noch als allein gültig angesehene Bild von der Volkskunde und ihren Bereichen nicht mehr ganz der Wirklichkeit entspricht.“ Dennoch möchten wir, ohne die mühsame und gedankenreiche Arbeit nun ablehnen zu wollen, doch sagen: Das Buch kann, seinem ganzen Wesen nach, unserem Fach nicht wirklich angehören, weil es keinen durch unsere Disziplin wirklich bewältigbaren Stoff behandelt. Der hier vorgebrachte Stoff weist nirgends die für uns maßgebenden Merkmale auf, die uns zu seiner Bearbeitung verpflichten würden. Der weitaus größte Teil der behandelten Lebensäußerungen der Neusiedler ist nicht volkstmäßig, häufig nicht einmal „volkstümlich“ im Sinne der Volksliedforschung. Man nehme ein beliebiges Beispiel. Da heißt es auf S. 18 für die Siedlung Stuttgartweg: „Neben den Schwaben scheinen die Donauschwaben den Ton in der Siedlung anzugeben. Es ist bezeichnend, daß die eine der beiden Schulen nach einem berühmten Schwaben Silcher-, die andere nach dem berühmten ‚Donauschwaben‘ Lenau-Schule heißt.“ Seit wann fallen denn derartige, absolut von Behörden, Komitees usw. geleiteten Dinge auch nur im mindesten in unseren Bereich? Sie gehören den Gebieten des Verstandes, des Willens an, und nicht im geringsten den Bezirken volkstmäßiger Geistigkeit. Man wird gern zugeben, daß solche Hinweise nur als Markierungen in einem wahrlich schwierigen Gelände gemeint sind. Aber die verehrten Tübinger Kollegen sollten doch einmal eine Großstadtstraße durchgehen und beispielsweise die Herkunftsbezeichnungen der Geschäfte notieren, also meinetwegen von der „Poysdorfer Weinstube“ bis zum „Rumburger Leinen“, und was da alles Haus an Haus vorkommt. Da steckt viel Volksgeschichte drin, aber auch manches andere, von der Kundenwerbung bis zur Sentimentalität, — und mit all dem brauchte man nicht bis zu den neuen Siedlungen zu warten, solcher,

für uns immer nur am Rande brauchbarer, Stoff war allenthalben längst vorhanden.

Aber der Zustrom der „Heimatvertriebenen“ hat angeregt, hat vielleicht auch die Aufmerksamkeit alteingesessener Kreise auf flüssigeres Menschen- und Kulturgut gelenkt, und dadurch Probleme sehen lassen, wo entweder keine vorhanden sind, oder aber solche, die uns nicht zugehören. Unser traditioneller Stoff ist groß und schwierig genug. Neue Arbeiten sollten eigentlich zu seiner Aufarbeitung, zur allmählichen Entlastung des Faches dienen. Vielleicht wird dieses Buch eine Warnung sein, solch fließendes, vom Fach aus nicht wirklich greifbares Gut lieber doch beiseitezulassen und wieder an unsere eigentlichen Aufgaben zu gehen. Das Wort Goethes „Laß fahren dahin das allzu Flüchtige“ könnte als Motto über einer solchen Besinnung stehen.

Leopold Schmidt

Josef Blau, *Die goldene Säule*. Roman. Verlag Josef Hebbel, Regensburg 1959. 248 Seiten.

Ein anderes ist es, Volksgut zu sammeln, zu sichten, zu beschreiben, zu erklären, ein anderes wieder, es literarisch zu verwerten, wie Rosegger es getan oder Selma Lagerlöf.

Der verdienstvolle Volkskundeforscher Josef Blau aus dem Böhmerwald ist bekannt durch seine zahlreichen Aufsätze und Bücher, die Handwerk, Brauchtum, Bauernhaus, Bauernleben, ja auch Märchen betreffen, außerdem dafür, daß er Brauchtum und Überlieferung in seiner Heimat lebendig erhalten hat, daß er zum Beispiel in Neuern (jetzt Nyrsko) im Böhmerwalde ein Naturtheater errichtet hat, in dem wirklich die Bauern seiner Heimat spielten und ihre Liederfeste feiern konnten. Seit 1946 von seiner Heimat vertrieben, arbeitet er weiter auf seinem Gebiete und hat nun für seinen vor 30 Jahren verfaßten Roman einen Verleger gefunden.

Dieser Roman ist, da die wirkliche Böhmerwaldheimat verloren zu sein scheint, zu einem Stück geistiger Heimat geworden. Denn da wird das wirkliche Leben einer im Jahre 1808 geborenen Bäuerin erzählt, so erzählt, wie man heute ein Märchen noch eben aus einem abgelegenen Gebirgsort erzählen hören kann. Nie mehr kann dieses Buch geschrieben werden. Denn wo ist ein jetzt alter Mann, dem als jungem Lehrer eine alte Bäuerin voll Vertrauen in vielen Stunden ein Leben aus dem 19. Jahrhundert berichten könnte? Und der dieses Leben als das empfinden könnte, was es war, als ein heroisches, hartes, als Wirklichkeit und unbedingte Wahrheit? Und wer vermöchte es, in diese Geschichte dort, wo die Ereignisse spärlich erscheinen, das Volksleben von damals hineinklingen zu lassen, so daß wir alle diese Dinge, die nur beschreibend gebracht worden wären, nicht aufmerksam lesen würden (außer man ist Volkskundeforscher von Beruf), als bezaubernd empfinden und in uns aufnehmen könnten?

In klassisch einfacher Sprache geschrieben, hält dieses Buch jeder wissenschaftlichen Kritik stand, aber auch jeder literarischen.

Gewiß, Stifters Hochwald ist künstlerisch etwas ganz, ganz anderes, ist uns ins Herz geschrieben, so daß wir den Böhmerwald nie mehr vergessen könnten. Aber auch in diesem einfachen Buche hört man die Fichten rauschen, sieht man die endlosen, weichen Höhenzüge, empfindet man die ganze Poesie eines Waldlandes, darüber hinaus aber erlebt

man den Pulsschlag des Volkes im Walde, das ihn gerodet hat, sich erobert hat in mühseliger Arbeit, in Gefahr und Not und man gewinnt den Böhmerwald Stiftern aufs neue und mit ihm ein Stück Heimat und Geschichte.

Alice Schulte

Norbert Thomae, Deutsche Volkskunst in Siebenbürgen. 61 Seiten, mit 108 Abb., darunter ein Vierfarbendruck und 72 Netzsätzungen sowie eine Karte der deutschen Ortschaften Siebenbürgens. München (1954), Verlag Christ Unterwegs (übernommen: Verlag Volk und Heimat, Buchenhain vor München).

Ein gutgemeintes Büchlein voll künstlerischer Empfindung und kulturkritischer Einstellung, das im wesentlichen die Verhältnisse bis 1944 spiegelt. Grundeinstellung: „Diese Treue gegen alles, was ihm Urväterzeiten überlieferten, und der Widerstand, den er allem Neuen entgegensetzt, das sich bei ihm einnisten will, hat den siebenbürgisch-sächsischen Bauern lange Zeit vor aufdringlich sich einschleichendem artfremdem Wesen geschützt.“ (S. 10.) Alles Licht fällt da also auf das alte Bauerntum, und viel Schatten auf die Stadt: „Daß der sächsische Bauer seit einem Vierteljahrhundert in zunehmendem Maße neben seine schönbemalte, durch und durch deutschen Charakter tragende Truhe, oder neben das mit wundervollen Stickereien hochgetürmte Himmelbett eine moderne polierte oder gar gefladerte Kommode stellt, daß er sich sozusagen neben den mit Herzen und Rosen bemalten, echt sächsischen Tellerschrank (Schüsselramp) einen modischen Kachelofen aufstellen läßt, ist nur ein äußeres Zeichen dafür, daß sich einerseits Unkultur aus der Stadt an ihn herandrängt, andererseits aber auch, daß ihm, seiner Seele, die Abwehrkräfte gegen das Ungesunde, Fremde und Nicht-Bodenständige verloren gegangen sind.“ (S. 22.) Man wird sich aus einem solchen von Ressentiments erfüllten Text keine Belehrung erhoffen. Aber Thomae kommt nicht von der Forschung, sondern von der Kunsterziehung her, und steht also heute ungefähr da, wo Schwindraheim vor einem halben Jahrhundert stand. Die Entschuldigung, daß der Verfasser seine Heimat und damit auch sein reiches Abbildungsmaterial verloren habe, gilt nur für das Persönliche; im Sachlichen ist da nichts zu entschuldigen. Leopold Schmidt

Robert Wildhaber und Leopold Kretzenbacher, Volks-tümliche Weihnachtskrippen, mit einem Beitrag über Krippenspiel und Hirtensang (= Hochwächter-Bücherei, Bd. 36). 38 Seiten, 24 Tiefdruck-Bildtafeln mit 28 Abb., Bern, Paul Haupt, 1959. DM 4,80.

Die nette Erinnerung an eine echte Wildhaber-Ausstellung, durch die dem westlichen, krippenlosen Basel viel östliches Krippenmaterial vorgestellt wurde. Die guten Abbildungen zeigen zahlreiche Neuerwerbungen vor allem aus Polen, Ungarn, Deutschland, aber auch aus Italien und Portugal, durchwegs ganz verschiedener Qualität, von barocken Resten bis zur mitunter recht geringfügigen Hauskunst der Gegenwart. Wildhaber hat das mit einer kurzen krippengeschichtlichen Einleitung erläutert, Kretzenbacher eine Beschreibung eines obersteirischen „Hirtenspieles“ beigesteuert. Man bemerkt mit Vergnügen, daß diese „Hochwächter-Bücherei“ nun schon öfter auch volkskundlichen Themen offensteht. Leopold Schmidt

K. W. Glaetli, Zürcher Sagen (= Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 41, 123. Neujahrsblatt). 247 Seiten. Zürich 1959, Kommissionsverlag Hans Rohr.

Zürich, Stadt und Land, besitzen bereits seit der Romantik Sagensammlungen. Zugänglich waren freilich die längste Zeit nur volkstümliche Sammlungen, beispielsweise die von Meinrad Lienert (Zürcher Sagen. Der Jugend erzählt. Zürich 1919; Neuauflage 1944). Seit einer Reihe von Jahren hat sich der Lehrer Glaetli zunächst besonders mit der Sammlung von Sagen im Zürcher Land beschäftigt, woraus sein Büchlein: Sagen aus dem Zürcher Oberland. Winterthur 1951, erwachsen ist. Nunmehr legt er eine umfassende Ausgabe aller erreichbaren sagenhaften Volkserzählungen von Zürich vor, in den gegebenen sechs landschaftlichen Gruppen (Stadt Zürich und Zürichsee, Oberland, Knonauer Amt, Limmattal, Unterland, Winterthur und Weinland). Das Material ist umsichtig aufgearbeitet, die Anmerkungen geben jeweils nicht nur die genaue Herkunft aus gedruckten oder handschriftlichen Quellen an, sondern stellen auch Erklärungen von örtlichen Ausdrücken, Namen usw. zur Verfügung. In einzelnen Fällen kommentieren sie noch etwas ausführlicher, beispielsweise bei der Heidenstube bei Glattfelden (S. 164, Nr. 18), wozu erfreulicherweise auch die wunderschöne Fassung in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ (II, 3) abgedruckt ist. Kellers Aufschreibung und poetische Verklärung scheint demnach die erste Aufzeichnung der Sage zu sein, was für die noch immer ungeschriebene Arbeit „Gottfried Keller und die Volkskunde“ wichtig bleibt.

Leopold Schmidt

Richard Weiß, Häuser und Landschaften der Schweiz.

368 Seiten, mit 233 Zeichnungen und Karten von Hans Egli. Erlenbach-Zürich 1959, Eugen Rentsch.

Der Titel dieses schönen Buches sagt wenig über seinen Inhalt aus: er besagt gar nicht, daß es sich hier um eine vollständige Darstellung des schweizerischen Bauernhauses handelt, mit Berücksichtigung der ganzen bisherigen Forschung und vom Standpunkt des für Weiß wesentlichen „Funktionalismus“, noch dazu in analytischer Darstellung durchgeführt. Weiß gibt nach einer Einleitung über die bisherigen bedeutenden Leistungen der schweizerischen Hausforschung (Hunziker, Gladbach, Schwab, Brockmann) sechs Hauptstücke, die seine Art der „analytischen Darstellung“ kennzeichnen: Baustoffe und Bauweisen (Steinbau, Holzbau, Gemischtbau), Dach und Fach (Dachstoff, Dachgerüst, Dachflächen, Dachneigung), Herd und Ofen (Feuerstellen, Herd, Backofen, Stubenofen), Wohnung und Haus (Wohnen, Wohnräume, Raumordnungen, Grundrisse), Hof und Boden (Einordnung in Natur- und Wirtschaftszonen, Wirtschaftsgebäude), Dorf und Landschaft (Dörfer und Einzelhöfe, Dorfgemeinschaft, bäuerliche und nichtbäuerliche Siedlung, Landschaften, der Mensch in der Landschaft). Bis auf die letzten Abschnitte merkt man den ausschlaggebenden Einfluß der Betrachtungsweise von Bruno Schierr. Weiß hat Schierrs Gedanken, die aus einer langen Bauernhausforschertadition gekeltert wurden, bedächtig auf die Schweiz übertragen, und an seinen Erfahrungen über den volksmäßigen Menschen der Schweiz und dessen Verhältnis zu Überlieferung und neuem Werden geprüft. Der bedachtsam gliedernde Vortrag, mit dem mitunter weiten Ausgriff auf Grundbegriffe, die für den Hausforscher Schulweisheiten

sind, erweist das Buch als erprobte Vorlesungsniederschrift. Nur an manchen Stellen spürt man die von der Atlas-Arbeit herüberkommende temperamentvolle Ablehnung älterer Haus-Kartographie, die mit Flächentypen arbeitete (S. 31 f.). Aber das durchlaufend mit sehr hübsch gezeichneten Bildern und Kärtchen arbeitende Buch muß aus Anschaulichkeitsgründen selbstverständlich auch eine Typenkarte bringen (Abb. 100), und wenn Weiß auch betont, daß es sich um „keine Typenkarte im alten Sinne“ handle, so wollen wir doch dazu sagen, daß weder solche anschaulichen Bildkarten noch irgendwelche andere Hauskarten entstanden wären, hätten die Bauernhausforscher unserer Großvätergeneration nicht den Mut zu ihnen noch zu Fuß, zu Rad und höchstens zu Eisenbahn erwanderten Typenkarten mit der Flächenmarkierung gehabt. Ich bin heute noch davon überzeugt, daß der überschauende Betrachter größerer Hauslandschaften ohne die Dachler-Haberlandt-Karte nicht auskommen kann. Man vergleiche doch das von Weiß S. 83 ff. behandelte „Hochstuddach“ mit seiner Restverbreitung im Aargau mit der Darstellung der Gesamtverbreitung dieser Ständerdächer im ganzen alemannischen Bereich, also vor allem mit der Verbreitung des Schwarzwaldhauses.¹⁾ Die Flächentypenkarten haben uns in diesem wie in so vielen anderen Fällen schauen gelehrt. Eine geschichtlich eingestellte Haustypenkarte wird unsere Kenntnis noch sehr vertiefen: Wenn zu der Aufweisung des Typenvorkommens die der geschichtlichen, der lokal- und territorialgeschichtlichen kommt, wie wir sie beispielsweise für diese vorderösterreichischen Hauslandschaften fordern können. Die Beobachtung der Gegenwart, wie sie Weiß pflegt, ist überaus wichtig. Aber unsere traditionellen Güter, zu denen die alten Haustypen ganz besonders gehören, erfordern eindringliche volksgeschichtliche Vertiefung. Hunziker mag in der ersten Entdeckerfreude weit übers Ziel hinausgeschossen haben; aber die Erkenntnisgewinne durch ihn sollten nicht abgeleugnet werden.

Wichtig und sehr positiv zu beurteilen erscheint mir, daß Weiß ein lesbares Bauernhausbuch geschrieben hat. Gerade die Hausforschung hat sich ja leider in den letzten Jahrzehnten zu einer Spezialdisziplin entwickelt, die mitunter nur für Eingeweihte nachkontrollierbar scheint. Ein guter Teil der neueren Abhandlungen besteht aus verbissenen Diskussionen über Formulierungen, so daß man manchmal den Eindruck hat, in längst vergangene Philologenzeiten zurückversetzt zu sein. Weiß hält sich davon fern. Er will damit so wenig zu tun haben, daß er nicht einmal das reiche Material der schweizerischen Hausbauforschungsstelle in Basel benutzt hat. Dagegen merkt man vielfach den reichen Gewinn selbsterwanderter Anschauung. Gerade deshalb sei das Buch allenthalben der nachdenklichen Lektüre empfohlen.

Leopold Schmidt

¹⁾ Dazu vgl. besonders den „Bericht über die Mitgliederversammlung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Säckingen (Oberrhein) vom 3. bis 5. September 1954“ mit den wertvollen Beiträgen von Max Gschwend. Besonders hinzuweisen auf die 97 Tafeln zu dem Vortrag und Bericht von Gschwend, und auf die Ausführungen über das Hochstudhaus (S. 35 f.). Über die Verbreitung der Haustype orientiert man sich jetzt vorzüglich bei Hermann Schilli, Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953.

Christian Rubi, Scherenschnitte aus hundert Jahren.

Johann Jakob Hauswirt, Louis Saugy und Christian Schwizgebel. Ein Beitrag zur schweizerischen Volkskunsthforschung. 80 Seiten mit 80 Abbildungen. Bern und Stuttgart 1959, Verlag Hans Huber. Fr. 17.80.

Der Scherenschnitt, auch in seiner volkskünstlerischen Ausführung, von bäuerlichen Menschen gemacht und in Bauernhäusern verwahrt, ist wissenschaftlich ein Randgebiet, das von der engeren Volkskunsthforschung kaum behandelt werden kann. In Sammlerkreisen dagegen wird dieser Scherenschnitt sehr geschätzt, die Blätter des ländlichen Silhouettenschneiders Johann Jakob Hauswirt aus Saanen (1808—1871) werden besonders in der Schweiz heute zu hohen Preisen gehandelt. Hauswirt war bisher der einzige Scherenschneider, dessen Werk der schweizerischen Volkskunde geläufig war, man kennt ihn zumindest seit Daniel Baud-Bovy, Schweizer Bauernkunst. Zürich 1926. Abb. 306—361, und hat danach seine Verwandtschaft zur Senntum-Malerei feststellen können. Christian Rubi hat sich nunmehr des ganzen Lebens und Werkes des Mannes angenommen und es eingehend verfolgt und geschildert. Er hat auch ein französisch sprechendes Gegenstück, Louis Saugy aus Rougemont (1871—1953) entdeckt, dessen Arbeiten weniger mit dem Alpwesen verbunden sind. Seine späteren Klebkunstblätter gehören schon fast der Sonntagmalerei an. Mit Christian Schwizgebel (geb. 1914) stellt Rubi einen Senntumskünstler im Scherenschnitt aus der unmittelbaren Gegenwart vor. Er ist der beinahe bewußte Fortführer der Kunst Hauswirts. Rubi betont auch bei ihm die alpine Komponente stark, den „Geist des Menschen auf der Hirten- und Jägerstufe“, was angesichts der zierlichen Herz-Kompositionen neubiedermeierlicher Art, wie sie Schwizgebel liebt, freilich nur ein Gesichtspunkt sein dürfte.

Leopold Schmidt

Fritz Meyer-Scharffenberg. Die Insel Poel und der Klützer Winkel. Ein Heimatbuch. Unter Mitarbeit von Hertha Schlesinger. Mit Zeichnungen von Georg Hülße. 264 Seiten. Rostock 1958. Carl Hinstorff Verlag.

Im Deutschland östlich der Elbe erscheinen in steigender Zahl Heimatbücher über Kleinlandschaften, die vorher verhältnismäßig weniger beachtet wurden. Auf ein gutes Buch über Hiddensee war hier vor kurzem hinzuweisen (OZV Bd. XII/61, 1958, S. 360), eine Reihe weiterer Bücher, ebenfalls über Hiddensee, aber auch über Usedom, Rügen usw. sind in den letzten Jahren im Verlag Carl Hinstorff in Rostock erschienen. Der vorliegende Band beschäftigt sich mit einem Stück mecklenburgischer Ostseeküste westlich von Wismar, im wesentlichen dem ehemaligen Besitz der Grafen Bothmer. Die Heimatgeschichten von Poel und von Klütz sind lebendig erzählt, mit reichlicher Verwendung der dort heimischen Sagen. Für die Sagen von Poel (S. 75 ff.) ist auf Aufzeichnungen von Richard Wossidlo zurückgegriffen worden. --

Übrigens ein kleiner Hinweis. Im Weißen oder Speisesaal der steirischen Riegersburg findet sich die Inschrift

Baven ist ein schöne Lust

Was es mich kost ist mir bewußt

angebracht von der Erbauerin, der Freifrau von Galler, 1658. Das habe ich, wie wohl manch anderer auch, stets für einen Stoßseufzer der baulustigen Gallerin gehalten. Und dabei war es doch ein zeitgenössisches Wanderverslein, wie mir jetzt aus dem Kapitel über die Malchower

Boddenlandschaft des vorliegenden Buches klar wird. Dort, in Vorwerk, stand nämlich einst über der Tür eines alten Viehhauses auf einem Balken zu lesen (S. 89):

Bauen ist eine Lust,
daß es Geld kost, hab ich gewußt,
aber ich tat's nur aus Not,
das weiß der liebe Gott.

Man lernt nie aus.

Leopold Schmidt

Jarmila Glazarova, **Die arme Spinnerin**. Sagen, Geschichten und Berichte aus den Beskiden. Berlin 1959, Aufbau-Verlag (bb-Taschenbuch). 350 Seiten. DM 2,95.

Die „Mährische Walachei“, das nordöstliche Bergland Mährens an der ehemals ungarischen, heute slowakischen Grenze, ist schon in der großen Zeit der österreichisch-ungarischen Volkskunde gut betreut worden. Unsere Zeitschrift (Erste Folge, Bd. II, 1896, S. 40 ff.) hat seit dem einführenden Beitrag von Mat. Vaclavek viele Jahre hindurch Arbeiten über die altertümlich verbliebene Volkskultur der Gegend gebracht, und anschließend daran hat unser Museum mehrfach wertvolle Kollektionen von dort erwerben können. Nach dem ersten Weltkrieg hörte man freilich bei uns nicht mehr viel von dem Ländchen. Damals in den Dreißigerjahren, lebte Jarmila Glazarova lange Zeit als Frau eines Landarztes in Mährisch-Ostrau, und besuchte von dort aus das vergessene Bergland, später zog sie sich noch stärker dorthin zurück, und erlebte offenbar geradezu die alte Volkskultur der Gegend in ihrer ganzen Armut und Fröhlichkeit. Mit besonderer Berücksichtigung des weiblichen Elementes, was in den Schilderungen von Geburt, Hochzeit usw. stark hervortritt. Es handelt sich bei dieser eingehenden, auf Erlebnissen und Schilderungen aufgebauten, sehr gut geschriebenen Brauchdarstellung im wesentlichen um eine Durcherzählung des Lebenslaufes mit eingeflochtenem Jahreslauf, also eine schriftstellerisch bewährte Technik, wie sie schon Rosegger verwendet hat (Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande. 2. Aufl. Graz 1870). An Rosegger, an Rosa Fischer, in der Halbvergangenheit an Johannes Linke für den Bayerischen Wald (Wälder und Wälder; Ein Jahr rollt über das Gebirge) wird man als Parallelen am ehesten denken, und sich darüber freuen, nun ein so gutes tschechisches Gegenstück dazu zu besitzen. Manche zeitgebundene Stellen, vor allem in Einleitung und Schlußwort, wird man darüber übersehen; die „Nachbemerkung“ orientiert durchaus eindeutig über den politischen Standort der Verfasserin heute, der aber ihr vor mehr als zwanzig Jahren geschriebenes Buch doch nicht wesentlich betroffen hat. Da ist so viel von der hl. Lucia, vom hängenden Christbaum, von Hochzeits- und Totenliedern zu lesen, daß dieser sachliche Gehalt überwiegt. Die bedeutenden Gleichklänge zu unserem heimischen Brauchtum, besonders zum ostalpenländischen, insbesondere dem der Oststeiermark und des burgenländischen Heanzengebietes, wird man kaum übersehen können. Man muß aber begrifflicher Weise die guten alten Arbeiten in unserer Zeitschrift zur quellenmäßigen Stützung der einzelnen Aufzeichnungen heranziehen. In vieler Hinsicht wird man heute auch zu den Beiträgen der Zeitschrift „Valassko“ greifen können. Seit 1952 gibt ja das Mährische Museum in Brünn diesen „Sbornik o jeho zivote a Potrebach“ heraus, worin die alte Volkskultur dieses Berglandes an der mährisch-slowakisch-schlesischen Grenze in neuen, durch Lichtbilder und Musiknoten unterstützten Aufzeichnungen

sehr wirkungsvoll dargeboten wird. Aber auch unter diesen Umständen wird man manche Kapitel, wie beispielsweise das über die Nachtfreierei (S. 87 ff.: „Auf Freiersfüßen“) bei Frau Glazarova mit Vergnügen wieder lesen. Wieder ist die Parallele zum ostalpenländischen Gemeinschafts-Nachtbesuch sehr deutlich. K. Rob. V. Wikman (Die Einleitung der Ehe. Abo 1937 = Acta Academiae Aboensis, Bd. XI/1) hätte den reichhaltigen Beleg für sein Kapitel VIII (S. 244 f.) gut brauchen können.

Die Übersetzerin, Grete Ebner-Eschenhaym, hat ein gutes Deutsch geschrieben. Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Benützbarkeit des an sich doch literarischen Buches würde man sich eine kommentierte und mit Registern versehene deutsche Ausgabe wünschen.

Leopold Schmidt

Jan Podolak, Zehn Jahre slowakische Volkskunde (1945—1955)
(= Wissenschaftliche Informationen zur Volkskunde, Altertumskunde und Kulturgeographie aus dem östlichen Europa, Heft 3). München 1958, 39 Seiten. Verlag Robert Lerche. DM 3,—.

Im Gegensatz zu den beiden ersten Heften dieser verdienstlichen Serie (vgl. oben ÖZV Bd. XII/61, 1958, S. 346 ff.) bietet diese Übersicht über die gegenwärtige volkskundliche Arbeit in der Slowakei ein durchaus erfreuliches, positives Bild. Wir kennen ja zahlreiche wertvolle Veröffentlichungen aus den letzten Jahren von dort, freuen uns über die gut redigierte „Slovensky narodopis“ (Slowakische Volkskunde), aber im Zusammenhang haben wir diese Dinge doch noch nicht dargestellt gesehen. Gewiß gibt es auch hier zeitbedingte Phrasen und die offenbar weisungsgebundenen Angriffe auf Hoffmann-Krayer und Hans Naumann, — so rennt man eben im näheren Osten dreißig Jahre nachher offene Türen ein. Aber die Nachrichten über positive Leistungen stehen, wie gesagt, im Vordergrund. Leopold Schmidt

Antonín Satke, Hlučinský pohádkar Josef Smolka (= Publikace Slezkeho studijního ustavu v Opave, Bd. 24). 263 Seiten, mit 75 Abb. und zahlreichen Melodien im Text. Ostrau 1958, Krajske Nakladatelství.

Wir sind erst vor kurzem darauf aufmerksam gemacht worden, daß es seit einiger Zeit im ehemaligen Österreichisch-Schlesien eine Stelle gibt, die sich mit Volkskunde beschäftigt, nämlich das „Vydava Slezsky studijní ustav“ in Troppau (Opava), das auch eine Zeitschrift herausgibt: „Radostná země. Sborník pro studium lidu Ostravskeho kraje“ (Freudiges Land. Zeitschrift zum Studium des Volkes der Ostrauer Landschaft), ebenfalls in Troppau erscheinend.

Nun stellt es sich heraus, daß besagtes Institut auch eine Schriftenreihe herausgibt, in der auch volkskundliche Bände erscheinen. Es liegt uns ein Band aus der neuesten Erzählforschung vor, eben diese Monographie über den Volkserzähler Josef Smolka aus Stepankoviče in „Hlučinsko“, wie das Hultschiner Ländchen jetzt heißt. Das Ländchen an der Oppa hat bekanntlich bis 1919 zu Preußisch-Schlesien gehört. Es ist also kein Wunder, daß der alte Smolka eine köstliche Mischmundart spricht, deren zahllose deutsche Lehnwörter nun durch ein tschechisches Glossar erläutert werden, — vermutlich für die englischen Leser, an die sich das in englischer Sprache abgefaßte Resümee wendet. Die Märchen und Schwänke Smolkas sind uns dementsprechend gut

bekannt. So lese ich mit Vergnügen Nr. 14, den „Alten Hildebrand“ (= Ath 1360), mit den eingestreuten Versen:

An boten hab ich auzgezant
nach Rom in das falße land.
Draj brote hab ich im gegeben,
dy sol in bringen um zajn lebn.

Fürwahr, eine Landschaft für „interethnische“ Studien!

Leopold Schmidt

Nils-Arvid Bringéus, *Klockringningsleden i Sverige* (= Nordiska Museets Handlingar: 50). Lund 1958. Mit deutscher, englischer oder französischer Zusammenfassung. 4^o, 351 S., 72 Bilder, graphische Darstellungen und Karten, 6 ganzseitige farbige Karten. — schwed. Kronen.

Das Werk ist das Glockenbuch eines protestantischen Landes. Hoffentlich wird die volkscundliche Forschung durch die vielseitigen Ergebnisse zur Weiterarbeit auf dem Gebiet des protestantischen kirchlichen Brauchtums angeregt werden¹⁾.

Der Verf. hat seine Untersuchung derart begrenzt, daß Alarmläuten, Besonderheiten des Kirchenglockenläutens in Klöstern und an Domkirchen, Glockennamen und -inschriften, die Technik der Herstellung, die künstlerische Ausschmückung, Volksglaube und Volksdichtung, die an Glocken anknüpfen, nicht mit einbezogen sind.

Das traditionelle Kirchenglockenläuten wird von ethnologischem Standpunkt aus nach Zeit (Geschichte), Raum (Ausbreitung, Zunahme oder Abnahme der Sitten) und nach sozialem Milieu (Stadt und Land) behandelt. Mag der Leser sich anfangs fragen, ob die Darstellung des Stoffes in dieser Breite nötig sei, so kommt er bald zur Überzeugung, daß die eingehenden Einzeluntersuchungen für das Ergebnis unerlässlich sind. Gerade die Vertiefung in Details, die allein die Erfassung des Lebens, der Bedeutung, die die Sitte für den Menschen hat, ermöglicht, ist für die volkscundliche Einstellung bezeichnend. Die Untersuchung geht von der gegenwärtigen Sitte aus, die mit Hilfe eines vom Verf. ausgearbeiteten Fragebogens des Folklivsarkiv in Lund (LUF F 78, S. 298 f. abgedruckt) studiert wird. Der Fragebogen wurde aus allen schwedischen Gemeinden mit Kirchen, zusammen 2473, beantwortet. Die

¹⁾ Zur Orientierung sei hier auf die kirchen- und liturgiegeschichtlichen Untersuchungen unter der Leitung von Professor Hilding Pleijel in Lund hingewiesen. Diese Arbeiten haben auch in Norwegen Stoffsammlungen angeregt. Ein Fragebogen über das kirchliche Volksleben, den das kirchengeschichtliche Archiv in Lund in Schweden ausgesendet hat, wurde norwegischen Verhältnissen angepaßt zunächst im Bistum Bergen und 1955 durch das Institut Norsk Etnologisk Gransking in Oslo als Fragebogen Nr. 49 in ganz Norwegen verschickt. Dozent Dr. Helge Fæhn hat den Fragebogen Nr. 67 „Sitte und Brauch beim Gottesdienst und bei den kirchlichen Handlungen“ für dasselbe Institut bearbeitet, der 1957 ausgeschiedt wurde. Beide Umfragen ergaben reichen Stoff. Zur Geschichte des Fragebogens sei bemerkt, daß Fæhn in seinem Werk „Ritualspørsmålet i Norge 1785—1813. En liturgisk og kirkehistorisk undersøkelse med særlig henblik på geistlighetens stilling til tidens reform“, forlag Land og Kirke, Oslo 1956, die 181 Antworten norwegischer Geistlicher, die auf eine Umfrage der dänischen Kanzlei im Jahre 1791 gegeben worden waren, bearbeitet hat.

kritische Sichtung und Auswertung der Antworten wird S. 14—18 besprochen. Der ganze Zeitraum seit der Christianisierung wird behandelt. Wesentliche Züge der schwedischen Überlieferung werden mit den Sitten der Nachbarländer und nach Möglichkeit mit denen auf dem Kontinent verglichen. Dadurch konnten mittelalterliche Züge in der schwedischen nachreformatorischen Tradition und Besonderheiten der Überlieferung auf altschwedischem Gebiet im Unterschied zu den Landesteilen, die vor der Mitte des 17. Jahrhunderts zu Dänemark-Norwegen gehörten, festgestellt werden.

Aus dem reichen Inhalt kann nur auf wenige Einzelheiten hingewiesen werden. Das Kirchenglockenläuten wurde früher ausschließlich durch Menschenkraft bewerkstelligt. Am ältesten ist das Ziehen am Glockenseil, das sich noch auf Gotland erhalten hat. Das Treten, eine schwierige Methode, war im 18. Jahrhundert allgemein verbreitet. Das elektrische Läuten, das sich in der letzten Zeit auch auf dem Lande eingebürgert hat, stößt nur im südwestlichen Schweden, auf Oland und Gotland auf Widerstand bei der Bevölkerung. Unter den verschiedenen Arten des Läutens sei das Kleppen und das Beiern — letzteres kommt nur in den ehemals dänischen Provinzen vor —, hingewiesen. Früher (schon im Mittelalter) besorgten Glöckner das Läuten, aber auch die Bauern konnten überall diese Kunst und waren zu ihrer Ausübung verpflichtet. In manchen Gegenden gehörte das Glockenläuten zu den Mannigfaltigkeitsproben. Das Einüben wurde teilweise an Atrappen vorgenommen. Besonders das Totenläuten wurde seit alters von den Bauern selbst besorgt. Die Sitte des Morgen- und Abendläutens in den Städten, das Gebetsläuten und Einläuten des Sonntags am Samstag zeigt die Verflechtung von Frömmigkeitsbrauch mit einer Art Rechtsbrauch, der das Leben der Gemeinschaft regelt. Regionale Unterschiede der Sitten in den verschiedenen Jahrhunderten und das schließliche Verschwinden werden von verschiedenen Seiten her beleuchtet. Neben ideologischen Veränderungen im Laufe der Zeit (religiöse, rationale Begründungen, Abstandnahme der Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts von der kirchlichen Tradition) spielen Faktoren der Nachbarschaft der Kirchspiele eine Rolle. In neuester Zeit schätzt man das Stimmungsvolle des Glockengeläutes, das Gebetsläuten, das Einläuten hoher Feiertage wird wieder belebt oder neu eingeführt. Bei der Erneuerung und Einführung des Neujahrekläutens, das früher nur in Schonen üblich war, spielen Radiosendungen von Glockengeläute in der Silvesternacht eine Rolle. Das Läuten bei Hochzeiten, das während des späten Mittelalters bezeugt ist, verschwand im 18. Jahrhundert, wurde jedoch in den letzten Jahren vor allem auf dem Lande, meist auf ausdrücklichen Wunsch des Brautpaares, wieder aufgenommen. Auf Gotland hat das Hochzeitsbeiern alte Traditionen. Das Läuten der Seelenglocke unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Todesfalles wurde von den schwedischen Reformatoren geduldet. In den Städten wurde der bürgerliche Stand des Verstorbenen durch die Art des Läutens kenntlich gemacht. Es mußte nämlich (schon im Mittelalter) eine bestimmte Summe dafür bezahlt werden, die erst in unserer Zeit abgeschafft wurde. Es kam daher vor, daß bei Armen nicht geläutet wurde. Auf dem Lande gab es keine Unterschiede. Dafür pflegte man hauptsächlich in den ehemals dänischen Provinzen durch verschiedene Art des Läutens das Alter des Verstorbenen anzuzeigen. Hinweis auf das Geschlecht des Toten durch die Art des Läutens ist eine schwedisch-finnische Sitte. Die katholische Vorstellung, das Läuten

helfe der Seele aus dem Fegefeuer, hat sich trotz der gegenteiligen Lehre Luthers beim Volke erhalten. Von kirchlicher Seite wurde das Seelenläuten als Ehrung des Toten und Erinnerung an die eigene Vergänglichkeit gedeutet. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es üblich, beim Ertönen der Seelenglocke die Arbeit zu unterbrechen und zu beten.

Das letzte Kapitel (VI) bietet eine wertvolle Zusammenfassung der allgemeinen Ergebnisse. Bei großer Beständigkeit des Kirchenglockenläutens wird es doch im Laufe der Zeit gewandelt durch die Auswirkung lokaler und zentraler Anweisungen zur Ausübung der Sitte, durch die Wechselwirkung zwischen der Sitte und der bestimmten Kultursituation der Jahrhunderte. Die räumliche Ausbreitung in ihrer regionalen Verschiedenheit stimmt mit alten Kulturgrenzen, die sich auch bei Erscheinungen sprachlicher und volkskundlicher Art zeigen, überein. Der große und vielseitige Stoff wird durch Bilder, graphische Darstellung und vor allem vorzügliche Karten anschaulich gemacht.

Lily Weiser-Aall, Oslo

Albert Libiez-Roger Pinon, **Chansons populaires de l'ancien Hainaut**, Bd. V, Kinderlieder, Reime und Spiele. Brüssel 1958. 190 Seiten.

Der Band setzt die Reihe einer offiziellen Ausgabe der Nationalen (Belgischen) Volkslied-Kommission fort. Er vereinigt Aufzeichnungen einiger Jahrzehnte, etwa zweier Generationen aus der belgischen Provinz Hainaut = Hennegau im wallonischen Dialekt, denen jeweils Übersetzungen ins Hochfranzösische beigegeben sind, dazu die Funktion, soweit sie von den Sammlern notiert wurde. Der Stoff wird in drei Gruppen geboten: Kinderlieder und Reime; Spiele und Reigen; Volksgut der Glaubenswelt: alte Schicht (Wetter usw.), Gebete, Parodien. Die Melodien scheinen überwiegend französisch (z. B. S. 423) beeinflusst und sind meist bewegt. Der pentatonische Typus, der sich zwischen der 5. und 3. Stufe mit gelegentlichen Ausweichungen zur 6. bewegt, kommt selten vor (S. 334, Nr. 7a). Interessant sind einzelne Mollweisen, wie S. 462, Nr. 2 b, oder S. 340, Nr. 14 a, diese unrichtig in Dur notiert, wie denn überhaupt die musikalischen Notierungen mangelhaft sind, z. B. S. 341, Nr. 16 (G), S. 375, Nr. 24 A (F), S. 378, Nr. 33 A (G), S. 389, Nr. 9 (D) usw. Auch die rhythmische Gliederung scheint manchmal fragwürdig, wie bei S. 430, Nr. 36 A und B, während die folgenden Lesarten C und D richtig notiert sind; oder S. 436, Nr. 39 von der 3. Notenzeile an: hier würde schon der Text verlangen „Et / à qui embras / ser“. — Viele Parallelen zu deutscher Überlieferung, die aber oft eine weitergehende europäische sein mag, fallen auf, etwa das Farbenspiel (486) mit Engel und Teufel, Drei Männer aus Ninive (405), das Vierzehn-Engel-Gebet (504), Abzählreime (367 f.), der Dialog mit einem Schwerhörigen (352) und vieles andere. — Wir begrüßen diese Ausgabe von Kinderüberlieferungen als Bereicherung unserer Kenntnis dieses altfundierten Teilgebietes der Volkskunde.

Karl. M. Klier

Anzeigen / Einlauf 1956—58 / Museen, Sammlungen, Ausstellungen

i) Frankreich

- Margalide Le Bon didier, La Vierge dans l'art et la tradition populaire des Pyrénées. Exposition France-Espagne, organisée au Château-Fort de Lourdes. Musée Pyrénéen, Avril-Octobre 1958. 164 Seiten unpaginiert, 36 Bildtafeln. 14.207
- Maurice Jusselin, Musée de Chartres. Exposition du 3 Mai au 2 Juin 1957. Imagerie Populaire a Chartres. Catalogue onze planches hors-texte. Preface par René Gobillot. Chartres 1957, Imprimerie Durand. 36 Seiten, 11 Bildtafeln. 14.626
- Musée d'Intérêt National de l'Imagerie populaire française du XIV e siècle a nos jours. Epinal, Edition du Musée départemental des Vosges, o. J. (1956). XII/20 Seiten, 4 Bildtafeln, 2 Abb. im Text. 14.038
- Georges-Henri Rivière, Trésors d'Art populaire dans les pays de France. 11 Mai—24 Septembre. Paris, Editions des Musées Nationaux (Musée des Arts et Traditions populaires) 1956. XIV/109 Seiten, 8 Bildtafeln. 13.358
- (Georges-Henri Rivière), La Vierge dans l'Art Lorrain et Champenois. Exposition présentée par le Comité des amis de Saint Rouin, 2 au 31 août 1958, Ermitage de Saint-Rouin. Imprimerie Morand Sainte-Ménéhould (1958). Unpaginiert, 6 Bildtafeln. 14.439

j) Italien

- Giuseppe Cocchiara, La vita e l'arte del popolo siciliano nel Museo Pitrè. Palermo (1938). 229 Seiten, 33 Bildtafeln. 12.883
- Faenza. Bollettino del Museo internazionale delle ceramiche in Faenza. Rivista bimestrale di studi storici e di tecnica dell'arte ceramica, fondata l'anno 1913 da Gaetano Ballardini. 13.047
- Mostra internazionale del presepio e delle tradizioni natalizie. 7 Dicembre 1956 — 13 Gennaio 1957. Milano, Angelicum, 1956. 72 Seiten, 44 Abb., 2 Farbtafeln. 13.302
- Ente autonomo Mostra d'oltremare e del lavoro italiano nel mondo. Bd. 1. Etnografia e folklore del mare. Napoli, l'arte tipografica. 1956. X + 754 Seiten, Bildtafeln, Noten im Text. 13.520
- Pellegrino Claudio Sestieri, Das neue Museum in Paestum. Übersetzt von Helga von Heintze (= Führer durch die Museen und Kunstdenkmäler Italiens, Nr. 89). Roma, Istituto Poligrafico dello Stato; o. J. 41 Seiten, 23 Abb. 12.819
- Angelo Stefanucci, Mostra del presepio regionale italiano. 7 Dicembre 1957 — 31 Gennaio 1958. Catalogo. Milano, Angelicum, 1957. 100 Seiten, zahlreiche Abb. 14.019

- Paolo Toschi, Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari. Roma, Edizione Alterocca, 1956. 67 Seiten, 46 Abb., 6 Farbbilder, 1 Plan. 12.513
- Paolo Toschi, Il Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni popolari, ricordi e prospettive (Lares, Bd. XXIII, 1957, S. 49—68, 3 Abb.). 13.983

k) Jugoslawien

- Rudolf Berce, Die Metallkonservierung in Museen im Lichte der Korrosionsbekämpfung (Archaeologia Austriaca, Heft XVIII, Wien 1955, 15 Seiten). 12.515
- Godišnjak Muzeja grada Beograda. Redakcija i administracija Muzej grada Beograda (Annuaire du Musée de la ville de Beograd). 14.666
- Marijana Gusić, Commentary on the Exhibited Material. Zagreb, Ethnographical Museum, 1955. 207 Seiten, 46 Tafeln, Karten und Illustrationen im Text. 13.917
- Zdenka Lechner, Neke akvizicije etnološkog odjela (Einige Erwerbungen der volkskundlichen Abteilung) (Osječki Zbornik, Bd. V, 1956, S. 187. 200, 6 Bildtafeln, deutsche Zusammenfassung). 14.109
- Zdenka Lechner, Muzeji Slavonije. Osijek, Izdanje društva muzejsko konzervatorskih radnika NR. Hrvatske-podružnica Osijek 1957. 32 unpaginierte Seiten, Textillustrationen. 14.057
- (Olga Klobučar), Moderne kroatische Keramik. Ausstellung im Österreichischen Museum für angewandte Kunst, veranstaltet vom Muzej za umjetnost i obrt, Zagreb. Wien, Oktober 1956. 36 Seiten, 20 Abb. 13.028
- Lihnid. Godišen zbornik na narodniot muzej vo Ohrid. Yearbook of the Popular Museum in Ohrid. 1957. 14.483
- Milica Matić, Izložba dečjih igračaka (Exhibition of Children's Toys) Beograd, Etnografski Muzej, 1958 (Katalog). Unpaginiert, Queroktav, 31 Abb., serbischer und englischer Text. 14.432
- Jerina Sobić, Costumes and Ornaments in the Ethnographic Museum in Belgrade. Beograd, 1956. 8 Seiten, 15 Farbtafeln. 12.709
- Mitar S. Vlahović und Bosiljka Radović, Popular Costumes of the XIXth Century in Beograd. Ethnographical Museum of Beograd, Water-colours and drawings by Charol Popp de Szathmary 1812—1887. Beograd, Ethnographical Museum, o. J. (1958). 12 Seiten Text, unpaginiert, 21 Abb. 14.635

l) Niederlande

- Paul de Keyser, Uit de voorgeschiedenis van het Nederlands Openluchtmuseum (Volkskunde, Bd. 53, N.R. 11, 1952, S. 134—140). 14.228
- Jo Hansen, Doctor Winand Roukens: zestig jaar (De bronk. Limburgs maandblad, III. Jg., Nr. 8, April 1956, S. 228—231, 1 Abb.). 13.057
- (H. Keijser), Rinkelbel en rammelaar. Gemeente Musea Amsterdam cat. Nr. 190 (Ausstellung Klingelbüchse und Kinderporträt). 1958. 14.360

m) Norwegen

- Marta Hoffmann**, En gruppe vevstoler pa Vestlandet. Noen synspunkter i diskusjonen o billedvev i Norge. (Eine Gruppe von Webstühlen in Westnorwegen. Einige Gesichtspunkte zur Diskussion um die Bildteppiche in Norwegen.) Oslo, Norsk Folke-museum 1958. VI + 186 Seiten, 50 Abb. im Text, englische Zusammenfassung. 14.535
- Lily Weiser-Aall**, En Samling Norske Julekort (By och Bygd, Bd. II, 1958, S. 97—112, Abb. im Text). 14.125

n) Polen

- Witold Hensel, Aleksander Gieysztor**, Archäologische Forschungen in Polen. Warschau 1958, Polonia-Verlag. 75 Seiten, 45 Abb. im Text, 1 Karte. 14.386
- Stanislav Lorentz**, Museen und Sammlungen in Polen 1945—1955. Warschau, 1956, Polonia-Verlag. 146 Seiten, 24 Bildtafeln. 13.789
- Prace i Materialy Muzeum Archeologicznego i Etnograficznego w Lodzi. Seria Etnograficzna.** Lodz 1957 ff. 14.075
- Studia societatis scientiarum Torunensis. Torun-Polonia. Supplementum IV: Maria Znamierowska-Prüfferowa**, Rybachié narzedzia kolne w Polsce i w krajach sasiednich (Thrusting Implements for Fishing in Poland and the Neighbouring Countries). Torun (= Thorn) 1957. 326 Seiten, 52 Tafeln, englische und russische Zusammenfassung. VI Tafeln Textillustrationen, 12 Karten. 14.148

o) Portugal

- Musée d'Art populaire.** Guide. Inauguré a Belem (Lisbonne) le 15 Juillet 1948. 33 Seiten, Textillustrationen. 13.599
- D. Sebastiao Pessanha**, Museos Etnograficos. Comunicacao apresentada na I Congresso de Etnografia e Folclore em Braga em Junho de 1956. Lisboa 1957. 14 Seiten, 4 Abb. 13.987

p) Rumänien

- Tancred Banateano** (als Herausgeber), Catalogul Muzeului de Arta al RPR. Bukarest 1957. 161 Seiten, 180 Abb., VI Farbtafeln. 14.565
- W. F. Houghton**, Exhibition of Rumanian Folk Art. Horniman Museum, London 1957. 16 Seiten, 15 Abb., 1 Karte. 13.610
- Adolf Mais**, Das Museumswesen im Herzogtum Bukowina (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. VI, Wien 1957, H. 3/4, S. 41—48). 13.607
- Adolf Mais**, Geschichtlicher Überblick über die volkskundlichen Sammlungen in Rumänien (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. V, Wien 1956, S. 49—52). 12.744
- Adolf Mais**, Volkskundliche Museen in Rumänien (Rumänien heute, Bd. V, Juni 1956, Heft 3, S. 4—5, 5 Abb.). 12.720
- Monumente si Muzeu.** Buletinul Comisiei stintifice a muzeelor si monumentelar istorice si artistice. Bukarest 1958 ff. 14.188
- Paul Petrescu, Paul Stahl, Anton Dimboianu**, Architectura din Muzeul Satului. Bukarest 1955, Editura Technica. 101 Seiten, zahlreiche Abb., 1 Karte, 1 Plan. 12.640
- Studii si Comunicari**, herausgegeben vom Muzeul Bruken-thal, Sibiu-Hermannstadt, 1956 ff. Bisher 9 Bände. 13.860

q) Schweden

- Fran Bergslag och Bondebygd. Föreningens Örebro läns museum och Örebro läns hembygdsförbunds. Arsbok. Örebro 1935 ff. 13.025
- Tor. Meddelanden från Uppsala Universitetsmuseum för nordiska fornsaker. Uppsala 1948 ff. 13.024

r) Schweiz

- Alfred Bühler und Robert Wildhaber. Jugoslavische Volkskunst. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Volkskunde, Basel. Sonderausstellung vom 1. November 1958 bis 31. Jänner 1959. 32 Seiten, Abb. Basel 1958. 14.568
- Du. Kulturelle Monatsschrift. Bd. XVIII, 1958, Nr. 7 (Juli 1958): Das lebendige Museum. 74 Seiten, zahlreiche Abb. 14.344
- Walter Ulrich Guyan, Schaffhauser Kunst und Kultur im Museum zu Allerheiligen. Mit einer Einführung von Stadtpräsident Walther Bringolf (= Schweizer Heimatbücher Nr. 59). 48 Seiten, zahlreiche Abb. Bern, 1954, Paul Haupt. 13.123
- Ernst Kuhn, Von der Bauernkriegskirche zum schweizerischen Bauernmuseum Wohlenschwil (Schweizer Volkskunde 1957, Heft 5/6, S. 65—96. 21 Textabb.). 14.058
- F. K. Mathys, Ausstellung Spiel, Sport und Turnen im alten Basel. Schweizerisches Turn- und Sportmuseum Basel, vom 17. August bis 27. Oktober 1957. 59 Seiten, 12 Bildtafeln. Basel 1957. 14.625
- A. Senti, Einführung in das Fricktalische Heimatmuseum in Rheinfelden. Herausgegeben von der Museumskommission und der Fricktalisch-badischen Vereinigung für Heimatkunde (Vom Jura zum Schwarzwald, 1953). 32 Seiten, 7 Abb. 13.380
- Robert Wildhaber und Leopold Kretzenbacher, Volkstümliche Weihnatskrippen aus Europa. Sonderausstellung 1. Dezember 1958—15. März 1959 (Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde, Basel = Sonderheft der Zeitschrift „Der Hochwächter“, Dezember 1958). 12 Seiten. Bildtafeln. Bern 1958, Paul Haupt. 14.567

s) Spanien

- Trabajos y materiales del Museo del Pueblo Espanol
1. J(ulio) C(aro) B(aroja), Catalogo de la Coleccion de Instrumentos utilizados en la Elaboracion del Lino y Fabricacion del Hilo. 49 Seiten, Abb. auf Tafeln; o. J.
 2. El M. de Lozoya, Catalogo de la Coleccion de Collares. 18 Seiten, Abb. auf Tafeln; o. J.
 3. (Carmen Baroja de Caro), Catalogo de la Coleccion de Pendientes. 32 Seiten, Tafeln; o. J.
 4. Suplemento al Catalogo de la Coleccion de Pendientes. 28 Seiten. Abb. auf Tafeln; o. J.
 5. J(ulio) C(aro) B(aroja), Catalogo de la Coleccion de Cuernas Taladas y Grabadas (1950). 30 Seiten, Abb.
 6. L. P. B., Catalogo de la Coleccion de Cruces del „Museo del Pueblo Espanol“. 23 Seiten, Abb. auf Tafeln; o. J.
 7. El M. de L(ozoya), Catalogo de la Coleccion de Medallas. 48 Seiten, Bildtafeln; o. J.

8. Carmen Baroja, Catalogo de la Coleccion de Amuletos. 36 Seiten, Bildtafeln.
9. El M. de L(ozoya), Catalogo de la Coleccion de Rosarios. 20 Seiten, Bildtafeln; o. J.
10. El M. de L(ozoya), Catalogo de la Coleccion de Relicarios. 36 Seiten, Bildtafeln; o. J.
11. J(ulio) C(ar) B(ar)oja, Catalogo de la Coleccion de Almirces. 24 Seiten, Bildtafeln; o. J.
12. J(ulio) C(ar) B(ar)oja, Catalogo de la Coleccion de Sonajeros. (Kinderrasseln.) 26 Seiten, Bildtafeln; o. J.

11.535

t) Tschechoslowakei

- Casopis Národního Musea oddíl věd společenských. Herausgegeben von V. Denkstein und Z. Drobna. Prag. Vydava Narodni Museum. 13.086
- Česke zemědělske museum ve statium zamku Kačina (Tschechisches landwirtschaftliches Museum im Staatsschloß Kačín). 4 Seiten, 6 Abb. Prag, Česke zemědělske museum, 1952. 13.132
- Jaroslav Dvořáček, Das Museum des tschechischen Schrifttums. 65 Seiten, 8 Bildtafeln. Prag 1956, Orbis-Verlag. 14.296
- (Jiří Foltyn und František Šach), Zemědělské Museum ČSAZV (Landwirtschaftliches Museum der tschechoslowakischen Akademie der landwirtschaftlichen Wissenschaften). 39 Seiten, Abb. im Text. Prag o. J., ČSAZV.
- Robert Friedmann, Hutterian Pottery or Haban Fayences (Mennonite Life, Bd. XIII, Nr. 4, Oktober 1958, S. 147—152, mit 13 Abb.). 14.900
- Ján Hanušin, Kosiská v zbierkach Trenčianskeho múzea (Sensensstiele in den Sammlungen des Trentschiner Museums) (Slovenský Národopis, Bd. IV, 1956, S. 479—484, 2 Karten, 9 Zeichnungen). 12.969
- Milos Jurkovic, Stare oradla v zbierkach Slovenskeho Muzea v Bratislave (Altes Pfluggerät in den Sammlungen des Slowakischen Museums in Preßburg) (Slovensky Narodopis, Bd. IV, 1956, S. 306—312, 10 Abb.). 12.963
- Sonja Kovačevićová, Vystava národopisných kresieb a malieb v Slovenskom múzeu v Bratislave (Ausstellung von ethnographischen Zeichnungen im Slowakischen Museum in Preßburg) (Slovenský Národopis, Bd. IV, 1956, S. 485—492, 8 Zeichnungen im Text). 12.970
- Sonja Kovačevićová, Výstava „Ludový odev v okolí Trnavy“ v Slovenskom múzeu v Bratislave (Die Ausstellung „Die Volkskleidung in der Umgebung von Tyrnau“ im Slowakischen Museum zu Preßburg) (Slovenský Národopis, Bd. VI, 1958, S. 172—175, 3 Abb.). 14.183
- Josef Markov, Slowakische Volkskleidung der Vergangenheit. Vorwort von Sonja Kovačevićová. 39 Seiten und 183 Farb- und Schwarzweißtafeln + VII Seiten. Prag 1956, Artia-Verlag. 12.646
- Ludvik Kunz, Ferdinand Pernica, Drobne príspevky k udržbe a restauraci národopisných sbírek (Kleine Beiträge zur Erhaltung und Restaurierung volkskundlicher Sammlungen) (Časopis moravského Musea, Bd. XL, 1955, S. 177—192, 5 Abb., 5 Zeichnungen). 12.408

- I/1: Ludwig Kunz (Die ethnographischen Sammlungen des Mährischen Museums in Brünn). 75 Seiten, 48 Abb. im Text.
I/2: Josef Vydra und Ludvik Kunz (Volkstümliche Malerei auf Glas). 68 Seiten, 24 Abb. im Text.
I/3: Karel Klusák (Die Menschen von Velka). 47 Seiten, 27 Abb. im Text.
I/4: Maximilian Kolaja, Karel Klusák, Ludvik Kunz (Zum hundertsten Geburtstag des mährischen Ethnographen Josef Klvana, 22.I. 1857—13. VIII. 1919). 19 Seiten, 1 Abb., 2 Faksimile.
II/5: Ludvik Kunz, Narodopisna Musea statu stredni a vychodni Evropy. Katalog (Die ethnographischen Museen der mittel- und osteuropäischen Staaten). 247 Seiten, 1958.
III/6: Josef Benes und Ludvik Kunz (Die Volksstickereien von Vlcnov). 76 Seiten, 52 Abb. 1959.
III/7: Ludvik Kunz (Die Volkskunde in der Schausammlung des Heimatkunde-Museums. Vorträge der zweiten ganzstaatlichen Konferenz der Museumsethnographen in Bystricka, 24.—28. Mai 1958). 163 Seiten, 84 Abb. 14.140
- Adolf Mais. Das Museumswesen im Herzogtum Schlesien (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs. Bd. VI, Wien 1957, S. 83—88). 13.765
- Adolf Mais. Das Museumswesen in der Markgrafschaft Mähren (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs. Bd. VI, Wien 1957, S. 117—124). 13.830
- Adam Pranda. Figuralna tvorta Ignaza Bizmajera (Das figurale Schaffen Ignaz Wiesmayers) (Slovenský Národopis, Bd. IV, 1956, S. 237—289, mit 27 Abb.). 12.961

u) Ungarn

- Iván Balassa. Reguly Antal néprajzi gyűjteménye (Die ethnographische Sammlung von A. Reguly. 1840—45) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXVI, 1954, S. 47—64, mit 22 Abb.).
- Iván Balassa. Néprajzi muzeológiánk tíz éve (Zehn Jahre unserer volkskundlichen Museologie) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXVIII, 1955, S. 1—9). 12.686
- Marietta Boross. Az Országos Néprajzi Múzeum nádvago-gyűjteménye (Die Sammlung von Schiffschneidegeräten im ethnographischen Museum von Budapest) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXVI, 1954, S. 173—193, mit 22 Abb.). 12.569
- K. Klára Csilléry. A Néprajzi Múzeum új szerzeménye: a kercaszomori ácsolt ágy (Eine Neuerwerbung des Ethnographischen Museums: Das Bett aus Kercaszomar. Kom. Vas. mit Spundwerkkonstruktion) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXVI, 1954, S. 71—86, 4 Zeichnungen, 17 Abb. auf Tafeln). 12.564
- K. Klára Csilléry. Új emberábrázolásos ácsolt láda a Néprajzi Múzeumban (Eine neue Truhe mit Spundwerkkonstruktion und Menschendarstellung im Ethnographischen Museum zu Budapest) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXIX, 1957, S. 283—290, 7 Abb.). 14.422

- K. Klára Csilléry, Filmfelvétel a szuahutai szekrénykészítésről (Filmaufnahmen von Anfertigung der Truhen mit Spundwerk-konstruktion in Szuahuta) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXVII, 1955, S. 314—316, 6 Abb.) 12.699
- Mária Kresz, Évszámos hódmezővásárhelyi cserépedények a Néprajzi Múzeumban (Datierte Tongefäße aus Hodmezővasarhely, Kom. Csongrad, im Ethnographischen Museum) (Néprajzi Értesítő, Bd. XXXVI, 1954, S. 127—147, 39 Abb.) 12.567
- A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve (Jahrbuch des Janus-Pannonius-Museums). Herausgegeben vom Janus Pannonius Múzeum, 1956 ff. 13.862
- A Miskolci Herman Otto Múzeum Közleményei (Mitteilungen aus dem Otto-Herman-Museum von Miskolc). Miskolc 1956 ff. 13.948
- Ede Soly mos, A Bajai turr istvan muzeum Duna-kiallitasanak veze-tője (Katalog des Fischereimuseums in Baja). Maschinschrift, 8 Blätter, 11 Photos.
- Robert Wildhaber, Ethnographisches Museum und Volkskunde-Institut in Budapest (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. LII, 1956, S. 177 ff.) 12.092

v) Vereinigte Staaten von Nordamerika

- Religious Folk Art of New Mexiko. Collection of the Taylor Museum of the Colorado Springs Fine Art Center (Photomappe mit maschinschriftlichem Text). 5 Seiten und zahlreiche Abb. 14.653
- As a Tribute to the United Nations. Paintings. Sculpture and Folk Art from Thirty-nine Member Countries of the United Nations. Presented at the International Festival of Art October 24 to November 23 1958. At the Festival Galleries, 375 Park Avenue New York City. Unpaginiert, zahlreiche Abb. 14.566
- Thomas L. Williams, Williamsburg in Color. Photographs. Zahlreiche Farbbilder mit Text, unpaginiert. Williamsburg, Virginia, 1954. 13.659

Wien 1959
Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1

„s Christkindl im krausten Haar“

Geschichte und Sinndeutung eines Bildmotivs

Von Franz Leskoschek

Die christliche Kirche feierte, im Gegensatz zu dem im Jahre 153 v. Chr. eingeführten römischen Jahresanfang (1. Jänner), den Beginn des Kirchenjahres ursprünglich erst am 6. Jänner; aber in den späteren Jahrhunderten setzte dann eine Verschiebung dieses Termins auf den Weihnachtstag ein, der im Jahre 1310 von der Kirchenversammlung in Köln als Jahresanfang bestimmt wurde und an dem übrigens noch Martin Luther festhielt. Bereits in einem Psalmenbuch und Kalendarium aus dem 12. Jahrhundert wird beim Weihnachtsfest bemerkt, daß mit diesem Tage der Beginn des Jahres gemacht wurde: „Annus Domini hic mutatur“. ¹⁾ Der Heilige Abend bildete dann den Neujahrsanfang bis zur Einführung des Gregorianischen Kalenders im Jahre 1582, und erst Papst Innozenz XII. verlegte 1691 den Jahresbeginn wieder auf den 1. Jänner.

Die volkstümliche Bezeichnung „Zwischen den Jahren“ für die Zeitspanne der zwölf Tage von Weihnachten bis zum Dreikönigstag zeigt ganz deutlich, daß diese späte Festlegung des Jahresbeginnes auf den 1. Jänner durchaus nicht dem Volksempfinden entsprach. So verdichten sich auch im strengen Sinne die Neujahrsbräuche nicht nur auf diesen einen Termin, sondern verteilen sich auf die Zeit zwischen Weihnachten, dem sogenannten „Kleinen Neujahr“, und „Hochneujahr“, wie das Fest der Heiligen Drei Könige auch genannt wurde. Die „zwölf Nächte“ von Weihnachten bis Dreikönig waren die „Klöpflinsnächte“, in denen man sich Glück zum neuen Jahr wünschte. In Schwaben pflegten in diesen Nächten die jungen Leute an die Fensterläden und Türen zu klopfen und Geschenke, „Klopfet“ genannt, zu heischen. Etwas anderes ist dieser Brauch in Bayern, wo die Klopfersgeher bereits

¹⁾ A. Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern, Freiburg i. Br. 1891, S. 226.

in den letzten drei Donnerstagnächten vor Weihnachten umgehen.²⁾

Schon aus Sebastian Brants „Narrenschiff“ erfahren wir, daß sich die Erwachsenen früher zu Neujahr beschenken, mit der bestimmten Absicht, daß dies Glück und Reichtum für das kommende Jahr bedeute. Diese Sitte, die vor vielen Jahrhunderten im alten römischen Reich üblich war, ist heute nur noch bei den romanischen Völkern lebendig. Auch stimmen so manche Volksbräuche am 1. Jänner mit den Weihnachtsbräuchen überein, was seinen Grund darin hat, daß Jahrhunderte hindurch der 25. Dezember als Jahresanfang galt. So kannte man in Bern und Basel das „Neujahrskindli“, während noch 1844 in manchen Gegenden des Emmentales das Neujahrskindli als Überbringer der Weihnachtsgaben galt.³⁾ Wann sich die Trennung der Feste nach unserer Art durchgesetzt hat, wird schwer festzustellen sein. Doch es steht fest, daß das Christkind seit dem 15. Jahrhundert bis zur Zeit, als St. Nikolaus an seine Stelle trat, als das „Neujahrskind“ galt und als solches wohl die bildliche Darstellung des jungen kommenden Jahres mit all seiner erhofften Fruchtbarkeit.

Wir besitzen eine Reihe von Gedichten aus dem 15. Jahrhundert, die zum neuen Jahr, oder wie es damals hieß, „zu diesem Neu“, geliebten Frauen alles Gute anwünschen. Die meisten dieser sogenannten „Klopfanverse“ sprechen den liebevollen Wunsch aus, etwa mit den Worten: „hiemit ein gut's selig's Jahr!“ Diese Neujahrspoese scheint besonders im 15. Jahrhundert in den Meistersingerkreisen Nürnbergs geblüht zu haben. Noch 1520 verband man auch in den Wunschliedern die Erwähnung der Ankunft Christi mit der Ankündigung eines glücklichen Jahres.⁴⁾ Das lang verschollen gewesene Graduale von Taisten in Südtirol, das zu den bedeutendsten illuminierten Handschriften Tirols zählt und vor dem Jahre 1500 geschrieben wurde, bietet unter seinen figuralen Darstellungen auch ein nacktes Christkindlein mit zwei Spruchbändern, welche die Aufschrift tragen: „Ein gut' selig's

²⁾ L. Feichtenbauer, Altbyrischer Bauernbrauch im Jahrlauf, München 1938, S. 75 f.; H. Moser, Zur Geschichte der Klöpfelnachtbräuche, ihrer Formen und Deutungen (Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde, Jg. 1951, S. 121 ff).

³⁾ E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizer Volkes, Zürich 1940, S. 100 f.; Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 9, Sp. 924.

⁴⁾ P. Heitz, Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung, Bd. III, Straßburg 1900, S. 9.

newes iar amen. Ego sum alpha et o.“^{4a)} Aber auch auf den zahlreichen noch erhaltenen Neujahrsglückwunschildchen des 15. und 16. Jahrhunderts tritt uns das Christkind als Gabenspender, ein gutes, seliges Neujahr wünschend, entgegen, zuweilen mit einer Apfelfgabe, wie etwa auf dem reizvollen Temperabildchen Albrecht Dürers aus dem Jahre 1493.⁵⁾ Es war sicherlich als Neujahrswunsch gedacht. Doch die Mehrzahl dieser Blätter, und gerade die phantasievollsten, sind namenlos. Ein kurzer Wunschspruch, ein paar fromme Verse begleiten die Darstellung im Spruchband. Auf diesen Bildchen erscheint zumeist das Jesukindlein, „die ewige Wahrheit, nackt oder nur mit einem Hemdlein bekleidet, als Neujahrskünder, einer erschlossenen Blume entsteigend oder auf einem Kissen in einer Blumenwiese sitzend, umgeben von Vögeln und anderem Getier. Den Kuckuck als Glücks- und Wunschvogel hält es liebkosend in den Händen oder auch die Weltkugel oder das Kreuz, wie denn das Leidensmotiv auch in diesen Bildern nicht selten in der Darstellung der Passionswerkzeuge anklingt. Die Gaben trägt das Jesukind in einem Krüglein oder auch in einem Körbchen auf dem Rücken, aus welchem Rosen und das Spruchband „paciencia“ herausragen.“ Selten nur fehlt das Jesukind auf solchen Neujahrsbildchen, die ein unverkennbarer Nachklang jener mystischen Strömung sind, die in den anonymen Legenden und Nonnenbüchern der deutschen Frauenklöster ihre reinste Formung gefunden haben. Im späteren 16. Jahrhundert treten neben die kleinen Neujahrsbildchen häufig größere, zum Tür- und Wandschmuck bestimmte Bilderbogen. Sie sind wortreich und geben meist fromme Sprüche, wie ein vom Nürnberger Formschneider Georg Lang gedrucktes Blatt „Schöne Trostsprüche von dem Kindlein Jesu Christo, den lieben Christen Kindlein zum Newen Jahr zusammengezogen.“⁶⁾

Als segensbringendes Sinnbild des neuen Jahres erscheint das Christkind bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht allein auf Andachtsbildern, Glückwunschildchen und Neujahrzetteln, sondern auch in Privatbriefen, gedruckten Neujahrswünschen und in Neujahrsliedern. Ein steirischer Neujahrsbrief aus dem Jahre 1576 beginnt mit den Worten: „Neben wintschung dir vnd deiner frauen gemachel ein glickhsaligs freudenreiches newes jar sambt

^{4a)} K. Wolfgruber, Das Graduale von Taisten (Der Schlern, Jg. 1955, S. 102, Abb. 5).

⁵⁾ P. Heitz, a. a. O., Tafel 1—18; A. Spamer, Sitte und Brauch (W. Pessler, Handbuch der deutschen Volkskunde, Berlin, Bd. II, S. 141).

⁶⁾ A. Spamer, Das kleine Andachtsbild vom 14. bis zum 20. Jahrhundert, München 1943, S. 47 ff.

einen schenen jungen son im krausten haar...“ Ein anderer steirischer Neujahrswunsch aus dem Jahre 1616 lautet: „Wunsch den Herrn von Gott dem Allmächtigen ein klickhsälliges newes Jar und ein schen Sun im khrausten Har.“⁷⁾ Die Sinndeutung dieses formelhaften Wortbildes, das sich noch in älteren Neujahrssprüchen der Alpenländer, Süddeutschlands und des Sudetenlandes erhalten hat und irrtümlich als Schönheitsideal der Biedermeierzeit gedeutet wurde, findet sich in dem Neujahrswunsch des Nürnberger Patriziers Balthasar Baumgartner vom 21. Dezember 1582 an seine Braut, worin es heißt: „... Gottes Gnade und Barmherzigkeit samt aller ewigen und zeitlichen Wohlfahrt zu Seel' und Leib' wünsch' ich Dir, vertraute Braut, zu einem gnadenreichen, freudenreichen, glückseligen neuen Jahr! Das wolle der liebe Gott uns allen durch Jesum Christum, das neugeborene Kindlein, unserem einzigen Heiland, Erlöser und Seligmacher gnädiglich verleihen...“⁸⁾

In einem Andachtsbuch, „Der geistliche Mai“, das im Jahre 1529 geschrieben wurde und der Schwester Euphrosyne Gärtner im Münchner Püttrichkloster gehörte, finden sich eingeklebte Bildblättchen, die das Christkind in verschiedenen, geistlich zu deutenden Situationen zeigen; diese Blättchen sind vermutlich Kopien älterer Neujahrsbildchen.^{8a)} Im Jahre 1526 erschien in Nürnberg, auf zwölf Blättern gedruckt und mit einem Titelholzschnitt geziert, ein Neujahrswunsch, der den Titel trägt: „Ain Newes gutes / seliges Jare / Das newgeborn Kindlein Jesus / Gantz christlich / nutzlich / vnnnd lieblichen / Sampt ainen zu bereiten Wieglein / Gaystlich ausgelegt / vnd ettlichen christlichen Klosterfrawen / gewünscht vnd zu ainem warzeichen der gnad Gotes zugeschickt.“⁹⁾ In Graz, wo im 17. Jahrhundert das Neujahrssingen vor den Behörden und Bürgerhäusern üblich war, sangen 1655 Komödianten und arme Studenten zur Neujahrszeit in den Gassen der Stadt das „Neue Jahrslied von dem neugebornen Christkindlein“.¹⁰⁾ Ein „Schön's Weihnachtsgesänglein vom lieben Jesulein“, ein Volkslied aus dem 16. Jahrhundert, beginnt mit folgender Strophe:

7) Fr. Leskoschek, Frisch und g'sund! Ein alpenländischer Brauch zur Jahreswende (Blätter für Heimatkunde, Jg. 20, 1946, Heft 4, Seite 29).

8) F. Bauer, Deutscher Frauenspiegel, Leipzig o. J., Bd. I, S. 35.

8a) A. Spamer, a. a. O., S. 11 und Tafel IV, Bild 2.

9) A. Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit, Leipzig 1937, Seite 31.

10) Fr. Popelka, Geschichte der Stadt Graz, Graz 1936, Bd. II, Seite 416.

„Das neugeborene Kindelein,
das herzenliebe Jesulein,
bringt abermals ein neues Jahr
der auserwählten Christenschar.“¹¹⁾

Daß die alte Tradition des neujahrsegnenden Christkindes auch im 18. Jahrhundert, also lange nachdem sich der Neujahrsgottesdienst am 1. Jänner bereits allgemein durchgesetzt hatte, immer noch lebendig war, beweisen die zahlreichen Neujahrsglückwunschkärtchen, auf welchen das Christkind in Verbindung mit einem Neujahrswunsch dargestellt ist. Der geistlichen Welt des graziös-zierlichen Rokokos gehört ein Neujahrskärtchen mit einem schlafenden Christkind an, das von Gottfried Bernhard Göz (1708—1774), der stärksten künstlerischen Persönlichkeit des Andachtsbildstiches des 18. Jahrhunderts, gemeinsam mit den Gebrüdern Klauber (1700—1787) gearbeitet und verlegt wurde.¹²⁾ Ein Kupferstich in Punktiermanier von Johann Georg Remmele in Augsburg aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stellt ein Herz-Jesu-Bildchen als Neujahrswunsch dar. Unter dem Christkindlein, das in einem Blumenkörbchen sitzt, lesen wir die Verse:

„Du bietest mir, o göttlich's Kind! zu einem neuen Jahr,
welch Übermaß der Lieb'! dein Herz, als eine Schenkung, dar...“¹³⁾

Von dem Augsburger Kupferstecher und Verleger Johann Michael Motz (1731—1803) stammt ein Neujahrskärtchen, welches das Christkind im Stall zu Bethlehem, umgeben von Engelsköpfen, darstellt.¹⁴⁾ Ein anderes Neujahrsglückwunschkärtchen des Augsburger Verlags Philipp Joseph Fill aus der Zeit um 1760 zeigt, zwischen Rosen und Lilien, ein in einem Korb liegendes Jesukind mit einem Kreuz in der Hand.¹⁵⁾ Das gleiche Motiv findet sich auf einem Alt-Wiener Neujahrskärtchen (um 1780). Er zeigt das Jesukind, das Kreuz im Arm, in einem Körbchen schlummernd, darunter die Gaben bringenden Könige aus dem Morgenland. Das ganze ist von Wolken umrahmt, aus welchen der Stern der Weisen leuchtet. Die Verse zu diesem „Neu Jahrs Geschenk“ lauten:

11) W. Jerven, Das Weihnachtsbuch, München 1918, S. 232.

12) A. Spamer, Das kleine Andachtsbild, S. 231, Anm. 4.

13) W. Pessler, a. a. O., Bd. II, S. 141, Abb. 162.

14) G. Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, Wien 1949, Bd. I, Tafel 1.

15) A. Spamer, a. a. O., Tafel 188; Fr. Zöpfl, Das schlafende Jesukind mit Totenkopf und Leidenswerkzeugen (Volk und Volkstum, Bd. I, S. 150).

„Nimm, Jesu, hin die edle Gab',
Mein Freund, zum Angedenken,
Zum neuen Jahr nichts schöner hab',
Nichts besseres zu schenken...“¹⁶⁾

Ein sehr ähnliches Blättchen stammt aus dem Münchner Verlag C. Harrer.¹⁷⁾ Daß jedoch dieses Bildmotiv nicht nur auf Österreich und den Süden Deutschlands beschränkt blieb, beweist ein niederrheinisches Neujahrsglückwunschildchen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.¹⁸⁾ Diese uralte Sinnbildtradition hat sich auf den Neujahrsbildchen bis in das 19. Jahrhundert hinein lebendig erhalten. Dies bezeugen ein Bildchen der Sammlung G. Schreiber aus dem Jahre 1800, worauf inmitten von vier Jahreszeitbildern das Christkindlein in einem Stern, von einem Strahlenkranz umgeben, abgebildet ist, wie auch Neujahrsbildchen mit Memento Mori, auch als Doppelblätter bekannt, die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert im Verlag des Joseph Carmine in Augsburg hergestellt wurden.¹⁹⁾ Vereinzelt erscheint das Christkind in Verbindung mit einem Neujahrswunsch sogar noch auf Andachtsbildchen des 20. Jahrhunderts.

Am längsten hat sich das Jesukind als glückbringender Neujahrsbote jedoch in den religiös eingestellten Neujahrswunschsprüchen der Alpenländer erhalten. Gleich dem Wortlaut eines Neujahrsglückwunschildchens des 15. Jahrhunderts muten die Verse eines altbayrischen Ansingeliedes an:

„Ich wünsch' ein glückselig's neues Jahr,
Christkindl mit krauseten Haar.“

In einem Silvesterspruch aus Bayern lesen wir:

„Glockhamma, schlag zwölfmal!
San zwölf Apostel auffi g'stiegn
Zum heiling Christ —
Und daß's as wißts:
A kloans, neis Jahr liegt in da Wiegn.“²⁰⁾

Aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge stammt folgender Neujahrsspruch, der auch in Bayern weit verbreitet ist:

¹⁶⁾ und ¹⁷⁾ Beide Bilder befinden sich in der Andachtsbildsammlung des Verfassers.

¹⁸⁾ A. Schubert, Alte Volkskunst am Niederrhein, Düsseldorf 1938, S. 140 mit Abb.

¹⁹⁾ G. Schreiber, Deutsche Bauernfrömmigkeit (Forschungen zur Volkskunde, Heft 29, Tafel 15); A. Spamer, a. a. O., S. 325 und Tafel 189.

²⁰⁾ M. Dingler, Das bayrisch Herz, Erfurt 1940, S. 154; vergleiche auch: A. Mitterwieser, Musikalisches Neujahr in Altbayern (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 29, 1930, S. 173).

„Glückselig's neu's Jahr,
's Christkind im krausten Haar!
a lang's Leben, a gut's Leben
und an Himmi daneben!“²¹⁾

In Westböhmen wünschte man sich am Christtag beim Kirchgang oder bei der Begegnung danach Glück mit dem Gruß: „Wünsch' glückselige Feiertag', a neu'bornes Jesulein!“ Im Böhmerwald ging am Neujahrstag nachstehender Wunsch wie ein Lauffeuer durch das ganze Haus, vom Knecht zur Herrschaft, zu den Mädchen, zu den Schwestern, zur Frau. Zuerst rief ein Knecht zum andern:

„Brüader! Nuis Gohr! Nuis Gohr!
's Kristkinl liegt im Krostenhoor;
Long's Löm, long's Löm
und an Badl voll Gald danöm!“²²⁾

Diesen Spruch sagen auch in Oberösterreich die Gödenkinder am Neujahrsmorgen auf — bisweilen geschieht dies sogar schon am Stephanitag — und sie erhalten dafür einen Gödenwecken und einen lebzeltenen Fisch. Beim Rundgang der „Rauhnachtler“ in der Silvesternacht hat sich hier auch der Brauch entwickelt, daß die Burschen durch einen Meldeschuß die Hausleute aufrufen, vor das Tor zu treten, um dem Bauern und der Bäuerin mit einem althergebrachten Spruch ein „gutes Neues Jahr“ zu wünschen, der mit folgenden Worten beginnt:

„Wir wünschen enk a glückselig's Neuch's Jahr,
a Christkindl in g'kraust'n Haar...“²³⁾

Mit denselben Worten beginnen auch Neujahrswünsche aus Laakirchen und Alt-Linz.²⁴⁾ Nachstehende Verse stammen aus einem längeren Neujahrsspruch, den die Gmundner Burschen in der Silvesternacht im Redegesang vortragen:

²¹⁾ F. J. Bronner, Von deutscher Sitt' und Art. Volkssitten und Volksbrauch in Bayern, München 1908, S. 53.

²²⁾ A. John, Sitte, Brauch und Volksleben im deutschen Westböhmen (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Bd. 6, 1924, Seite 27, 365); A. Dorschner, Volksglaube und Weihnachtsbrauch im deutschen Westböhmen (Der getreue Eckehart, Jg. 32, S. 194); A. Stonner, Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksglauben. München 1935, S. 182; R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1955, S. 558.

²³⁾ A. Depiny, Weihnachtsbräuche (Heimatgaue, Jg. I, 1920, S. 123); E. Burgstaller, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich, Salzburg 1938, S. 35; vergleiche auch: Fr. Kirnbauer, Neujahrswünsche und -sprüche aus Allerheiligen, Bezirk Perg, O.-O. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 40, 1935, S. 15).

²⁴⁾ F. Prillinger, Rauhnächte (Heimatgaue, Jg. 3, 1922, S. 293); H. Commenda, Volkskundliche Streifzüge durch den Linzer Alltag (Heimatgaue, Jg. 9, 1928, S. 222).

„... also wünschen wir euch zu jeder Frist
den neugebornen Herrn Jesu Christ;
also wünschen wir euch zu jeder Zeit
die hochheilige Dreifaltigkeit.“

Auch die Sternsinger in Ebensee, die in derselben Nacht mit ihrem leuchtenden Stern von Haus zu Haus wandern, sagen nachstehenden Spruch:

„Mit vielen Freuden kommen wir da,
Wir wünschen N. N. und seiner Familie ein freuden-
reiches neues Jahr.
Was wünschen wir ihm daneben?
Gesundheit und ein langes Leben!
Dies wünschen wir von ganzem Herzelein
Und wünschen das neugebor'ne Jesulein.“²⁵⁾

In Niederösterreich wünschte man sich bereits 1570 zum neuen Jahr:

„Ein Christkind im krausen Haar,
Ein gesundes, langes Leben,
Einen Beutel voll Geld daneben...“²⁶⁾

Diese religiöse Einstellung blieb auch bis heute in den älteren Neujahrssprüchen dieses Landes erhalten. So lautet der Neujahrsspruch im Krippenspiel von Traismauer, von dem einzelne Lieder und Szenen in das 18. Jahrhundert zurückreichen:

„Still, still, still,
Was ich jetzt singen will,
Still, still, still,
Was ich jetzt wünschen will.
Ich wünsch an jeden ingemein
Das neugebor'ne Jesulein.“²⁷⁾

Im Burgenland kleidete einst der Nachtwächter, der in der Silvesternacht mit seiner Laterne und Hellebarde durch den Schnee stapfte, seinen Neujahrswunsch in folgende Worte:

„I wintsch iana a kliksöliks naiks Joa,
Pe-isso wias oldi woa!
'S Kriskhindl mid'n krausst'n Hoa,
Unt wos ich wintsche, tossai woa!“^{27 a)}

²⁵⁾ F. Oberngruber, Silvester- und Glöcklerbrauch am Traunsee (Heimatgaue, Jg. 2, 1921, S. 39); Fr. Holzinger, Weihnachtsbrauch im Salzkammergut (Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereins, Jg. 1884, S. 448).

²⁶⁾ H. Plöckinger, Die Wachau und ihr Wein. Krems 1942, S. 59.

²⁷⁾ R. Zoder, Das Traismaurer Krippenspiel, Wien 1920, S. 48; weitere Sprüche überliefert: L. Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Österreich (1. Niederösterreich). Bücher der Heimat, Bd. 11, S. 28.

^{27 a)} E. Schwarz, Neujahrswünsche aus dem Burgenland (Blätter für Heimatkunde, Jg. 4, 1926, Heft 3/4, S. 29).

Auch in Steiermark und Kärnten erscheint das „Neujahrskindlein“ in den Kindersprüchen, die am Tag der Unschuldigen Kinder beim „G'sundwischen“ aufgesagt werden:

„Frisch und g'sund, frisch und g'sund,
's ganze Jahr rund und g'sund!
's Christkind mit'n krausleten Hoar
wünscht euch a glücklich's neug's Joahr!“

Ein anderer steirischer Neujahrsspruch lautet:

„Dirndl, ih wünsch' dir a glücklich's Joahr,
a Christkindl mit krausten Hoar;
ih wünsch' dir 'n gott'sfreudigen Lebenslauf
und daß d' amol kommst in den Himmel 'nauf.“

Von tiefer Innigkeit und gläubiger Gesinnung ist die nachstehende Strophe eines weststeirischen Neujahrgeigerliedes erfüllt:

„'s Christkindl is so liab und wohr,
es verhilft uns wieder a neues Joahr.
Und wär' das Christkind nit gebor'n,
wär'n wir Menschen auf ewig verlör'n.“²⁸⁾

Schließlich bietet auch Tirol eine große Anzahl altüberlieferter Neujahrssprüche, in welchen das „Christkindl mit krausem Haar“ erscheint. In Villgraten singen die Kinder folgenden Neujahrswunsch:

„Glückselig's neuch's Jahr,
's Christkindl auf'm Altar,
die Muttergottes daneben,
bitt'schön, a Fünferle geben!“

In Antholz (Pustertal) spricht man nachstehenden Neujahrsspruch:

„Wir wünschen einen guten Tag,
Ein glückselig's neues Jahr,
Ein frisches und gesundes
Und freudenreiches Jahr,
Gutes Glück im ganzen Jahr
Und ein schönes Christkindl
Mit krausem Haar.“^{28 a)}

F. Bronner hat nun die völlig unbegründete Vermutung ausgesprochen, daß mit den Neujahrswünschen, die nicht nur in

²⁸⁾ Fr. Leskoschek, a. a. O., S. 28; vergl. auch: K. Reiterer, Steirische Volkssprüche (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 6, 1896, S. 138); K. Reiterer, Das steirische Paradies. Graz 1919, S. 7.

^{28 a)} H. Mang, Unsere Weihnacht. Innsbruck-Wien 1927, S. 110 f.; M. Lang-Reitstätter, Weihnacht und Neujahr in Villgraten (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 39, 1934, S. 105, 108, 111); P. Tschurtschenthaler, Bauernleben im Pustertal. Bozen 1935, S. 46; L. Rauchegger, Volksbräuche und Meinungen aus Rodeneck (Der Schlern, Jg. 28, 1954, S. 72); H. Mang, Volksbrauch in Südtirol (An der Etsch und im Gebirge, Brixen, Bd. 3), S. 4.

Steiermark und Kärnten, sondern auch in den übrigen Alpenländern am Tag der Unschuldigen Kinder beim „Frisch-und-G'sund-Schlagen“ von den Kindern gesprochen werden, scherzweise Familiennachwuchs angedeutet sein könnte und verweist auf eine Stelle eines Abdankspruches, der vom Hochzeitlader in Geisenfeld (Bayern) vorgetragen wurde:

„... zum erstenmal ein Buberl mit einem krauseten Haar,
das für den Mesner auch gibt ein paar Semmel und Oar...“²⁹⁾

Auch G. Graber³⁰⁾ deutet diese Neujahrwunschformel in diesem Zusammenhang als Kindersegen für den Geschlagenen und vertritt die Meinung, daß das „Christkindl mit'n krausten Haar“ eine Verkennung des alten Sinnes dieser Worte aufweist. Auch ließen sich diese mißverstandenen Worte mit dem gegenwärtigen Brauch, der nach dem Christfest geübt wird, nicht rechtfertigen. Daß dies jedoch nicht der Fall ist, beweist nicht nur die vom Bild auf den Spruch übergegangene, jahrhundertealte Tradition, die an den Weihnachtstag des vorgregorianischen Kalenders anknüpft, sondern auch der überaus bedeutsame Umstand, daß, wie R. Pramberger³¹⁾ erst jüngst nachgewiesen hat, im Donauland das „Gesundwischen“ noch vor hundert Jahren am Neujahrstag allgemein üblich war. Sonach scheint sich in den Alpenländern wie auch im Donauland, wohin der Brauch des Umgehens und Neujahrwünschens am 25. Dezember aus dem Süden vorgedrungen ist,³²⁾ das Gesundwischen mit dem Neujahrwünschen schon frühzeitig vereint zu haben, so daß das Auftreten des Christkinds als Sinnbild des neuen Jahres in unseren Kinderreimen seine Erklärung und Rechtfertigung findet.

Die Vorstellung vom Kind als Sinnbild des jungen, kommenden Jahres hat schließlich auch in den Weihnachtsgebäcken, die besonders in Süddeutschland und in der Schweiz gebacken werden, ihren entsprechenden Ausdruck gefunden. Zahlreiche Gebäckbrote, Pfefferkuchen und Marzipangebäcke in der Gestalt eines Wickelkindes mit dem Strahlenkranz sind ein Beweis hierfür, daß diese Auffassung allgemeines Volksgut war und sich in weiten Kreisen bis in unsere Gegenwart hinein lebendig erhalten hat. Bekannt sind die aus Oberbayern stammenden „Fatschen- oder Zeilenkinder“, die nur um die Jahreswende gebacken und ver-

²⁹⁾ F. J. Bronner, a. a. O., 350, Anmerkung 17.

³⁰⁾ G. Graber, Der Schlag mit der Lebensrute (Carinthia, Jg. 100, 1910, S. 6).

³¹⁾ R. Pramberger, Das Gesundwischen am Neujahrstag (Salzburger Nachrichten vom 2. Jänner 1946).

³²⁾ A. Depiny, a. a. O., S. 122.

schenkt werden.³³⁾ Auch eine Neujahrsgebäckform aus der Eifel zeigt neben mehreren Sinnbildern christlichen Glaubens (Kreuz, Kelch mit Hostie, Christus- und Marienmonogramm) auch ein Kindlein mit einer Strahlenkrone, das ein Lämmlein hochhält,³⁴⁾ ein in diesem Zusammenhang deutlicher Hinweis auf den Opfertod des Christkinds, das, in einer Krippe liegend, auch unter den steirischen, burgenländischen und krainischen Gebildbrotten zu finden ist.³⁵⁾ Es ist durchaus denkbar, daß auch der sogenannte „Hausvater“, ein mächtiges Weißbrot in menschlicher Gestalt, oft in Form eines reichverzierten Wickelkinds, das zu Weihnachten im Burgenland gebacken wird, diesem Vorstellungskreis angehört.³⁶⁾ Auch in Oberösterreich (Oberneukirchen) gab es bis zur Jahrhundertwende ein 20 cm großes Gebäck in Gestalt eines Wickelkinds, das „Christkind“ hieß.^{36 a)} Eine sinnbildliche Darstellung des Wechsels der Jahre bieten ein Schwarzwälder Weihnachtsgebäck³⁷⁾ und eine Pfefferkuchenform aus Hameln.³⁸⁾ Beide zeigen eine alte Frau, die in einem Rückenkorb ein Kind mit einem Strahlenkranz trägt. Das alte Jahr geht hinweg und bringt selbst das neue Jahr mit sich, das durch ein Kind dargestellt ist. Es galt im bäuerlichen Brauchtum als Sinnbild des neugeborenen Lebens zur Wintersonnenwende. Schon M. Höfler verweist darauf, daß das „Neujahrskind“ älter ist als das Gebäck, welches das Christkind im Wagen, in der Wiege oder als Engelsfigur im Stern darstellt. Seiner Ansicht nach sind alle diese Darstellungen verhältnismäßig jüngere Weihnachtstypen, und das „Neujahrskind“ ist als solches wohl die bildliche Darstellung des jungen kommen-

³³⁾ M. Höfler, Neujahrsgebäcke (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jg. 9, 1903, S. 204); F. Rehm, Weihnachten im deutschen Brauchtum (Von deutscher Art und Kunst, Mappe 4). Leipzig o. J., S. 8.

³⁴⁾ K. Hahm, Deutsche Volkskunst (Jedermannsbücherei, Abteilung bildende Kunst). Breslau 1932, S. 30 mit Abbildung.

³⁵⁾ Das steirische Volkskundemuseum in Graz bewahrt einen Model aus der Oststeiermark, dessen Abdruck ein liegendes Christkind zeigt; die Sammlung Wolf in Eisenstadt besitzt zwei Christkind-Modelln aus den Jahren 1653 und 1750 (Österreichische Kunsttopographie, Bd. 26, S. 64); R. Ložar, Mali kruhek v Skofji Loki in ocolici (Gebildbrote aus Bischoflak und Umgebung), (Etnolog, Jg. 10—11, Laibach 1937—1939, S. 177 mit Abbildung).

³⁶⁾ E. Rath, Vom Essen und Trinken. In: Österreichs Volkskunde für jedermann, Wien 1952, S. 218 mit Abbildungen.

^{36 a)} E. Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen, Linz 1957, S. 45.

³⁷⁾ F. Rehm, a. a. O., S. 33, Tafel 17, 18.

³⁸⁾ H. Strobl, Bauernbrauch im Jahrlauf. Leipzig 1936, S. 80 mit Abbildung.

den Jahres mit seiner erhofften Fruchtbarkeit und Lichtwiederkehr.³⁹⁾

Es hat nun nicht an Versuchen gefehlt, das „Christkind im krausen Haar“, das als Strahlenkranz der Sonne gedeutet wurde, mit einem „mythischen Sonnenkind“ in Verbindung zu bringen.⁴⁰⁾ Es mag vielleicht sein, daß im 15. und 16. Jahrhundert, in welchen die eigene Überlieferungswelt stark emporschlug, ein Schimmer alten Erberinnerns, das im Kind den Träger neuer, frischer Lebenskraft sah, in das ursprüngliche Bildthema eindrang, das jedoch als solches zweifellos der christlichen Vorstellungswelt entnommen ist. Die Kontinuität seines religiösen Sinnbildgehalts, die von der spätgotischen Zeit bis zum Rokoko unvermindert andauerte, und der dann später erfolgte Übergang dieses Bildmotivs in ein formelhaftes Wortbild, welches das Volk noch heute in seinen Neujahrssprüchen ehrfürchtig bewahrt, bilden einen überzeugenden Beweis, daß das Christkind schon seit der Entstehungszeit dieses Bildmotivs dem gläubigen Volke nicht allein ein Sinnbild des neuen Jahres war, sondern vielmehr das in der Mittwinternacht geborene göttliche Kind. Wir wissen, daß im 17. und 18. Jahrhundert mehrere starke Wellen der Christkind-Verehrung durch das Abendland gingen, an die noch die verschiedenen Christkindl-Wallfahrtsstätten, ein liebenswürdiges Erbe aus dem österreichischen Barock, erinnern. Und diese Verehrung des Christkinds strahlt heute noch besonders hell aus dem Erlebnis der bäuerlichen Weihnacht: aus den alten Bauernkrippen, Hirtenliedern und Weihnachtsspielen. Sie alle spiegeln so recht das herzinnige Verhältnis der Volksseele zu seinem Christkindl wieder, das ihr vielfach auch zum Sinnbild eines glückbringenden neuen Jahres geworden ist.

³⁹⁾ M. Höfler, Weihnachtsgebäcke (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jg. 11, 1905, S. 57).

⁴⁰⁾ J. N. Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart. München 1890, S. 14; H. Wühr, Ewiger Sinn im zeitgebundenen Sinnbild. Stuttgart-Berlin 1938, S. 51 und Abbildung 18.

„Lesena pratika“ 1783

Ein scheibenförmiger Holzkalender aus Unterkrain

(Mit einer Abbildung)

Von Robert Schindler

Im Franziskanerkloster zu Novo Mesto in Unterkrain wurde im Jahre 1895 ein scheibenförmiger Holzkalender gefunden. Die eine Seite zeigt in großen Ziffern die Jahreszahl 1783, die andere Seite die Zahl 1784. Wir haben einen Kalender vor uns, der — wie unsere heutigen — nur für ein bestimmtes Jahr gilt, nicht einen immerwährenden, wie man es bei einem Holzkalender erwarten könnte. Doch muß wohl ein immerwährender Kalender das Vorbild gewesen sein, denn ein gedruckter Kalender in Scheibenform und ein spiralisches Kalendarium sind bisher nicht bekannt geworden.

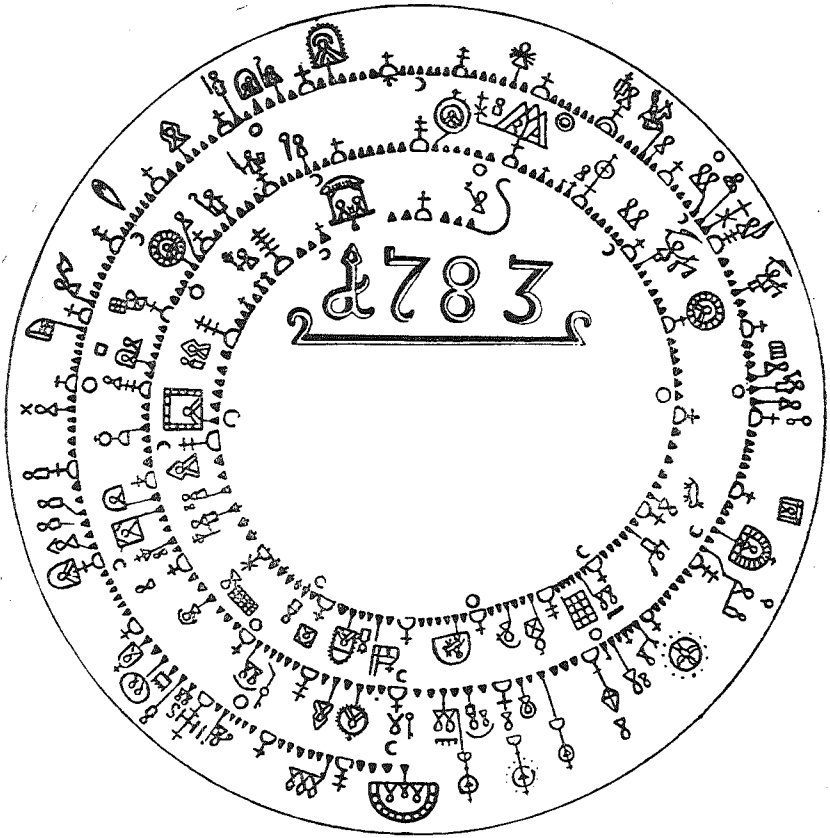
Die Scheibe hatte rund 1 cm Dicke und 13 cm Durchmesser. Der Holzkalender ist jetzt verloren. Wir haben nur die Abbildung der Seite mit dem Jahre 1783.¹⁾ Das ist kein großes Unglück für die Forschung, denn man kann auf der Seite mit dem Jahre 1784 keine anderen „Mandln“ (Figuren) erwarten.

Die Jahreszahl 1783 mit dem barockverzierten Einser dieser Zeit läßt keinen Zweifel zu, wie man den Kalender halten soll, wenn man ihn zu benützen beginnt. Und doch ist der Jahresanfang unten. Es scheint also, daß man mit Absicht den Winter, in dem die Sonne tief unten steht, auch unten gesetzt hat. In diesem Kalender haben wir die Fest- und Heiligtage des Sonnenjahres, beziehungsweise des uns geläufigen, unter Kaiser Augustus verdorbenen julianischen Jahres und die beweglichen Feste, welche sich auch nach dem Monde richten, zu unterscheiden. Selbstverständlich sind die beweglichen Feste nach dem von Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 verbesserten, sogenannten gregorianischen Kalender, gerichtet. Wenn wir also in Grotfends Taschenbuch der Zeitrechnung des Mittelalters und der Neuzeit das Jahr 1783

¹⁾ Diese Mitteilungen sowie das Bild verdanke ich Herrn Josef Stabej, Kalenderforscher in Laibach.

suchen und für dieses Jahr den 20. April als Oster-Sonntag finden, so haben wir einen guten Führer an unserer Seite.

Der 1. Jänner ist durch einen großen Bogen, in dem drei Brustbilder oder „Mandln“ (Männchen) erscheinen, bezeichnet.



Holzkalender aus Novo Mesto, Unterkrain
Datiert 1783/1784

Wir glauben nicht, daß man am 1. Jänner drei Heilige gefeiert habe, sondern daß die drei Mandln eben einen großen Tag des Jahres anmerken sollten. Gewiß hat der nächste Feiertag, der 6. Jänner mit den drei Königen, auf den 1. Jänner gewirkt, zudem

man Epiphania-Dreikönig auch Großes Neujahr genannt hat.²⁾ Auf den 5. Jänner fällt der erste Sonntag des Jahres 1783. Er ist von den anderen Tagen der Woche, welche dreieckige Kerben haben, durch einen Halbkreis mit einem Kreuz unterschieden, so wie im steirischen Mandl-Kalender. Der 5. Jänner hat ein Doppelkreuz, während die meisten anderen Sonntage ein einfaches Kreuz zeigen. Darauf werden wir zurückkommen.

Wir haben nun sowohl am 1. als auch am 6. Jänner die merkwürdigen „Mandln“ gesehen, vereinfachte Brustbilder von Heiligen, welche geradezu archaisch wirken. Ein Zeichner könnte sie in einem Zug aufs Papier werfen, ein Schnitzer braucht dazu 2 Kerbschnitte. Diese in unserem Kalender immer wieder erscheinenden „Mandln“ verraten eine uralte Tradition. Wir glauben uns erinnern zu können, daß derartige aufs äußerste vereinfachte Brustbilder auch auf prähistorischen Gefäßen zu sehen sind.

Nach dem zweiten Sonntag, welcher auf den 12. Jänner fällt, erscheint am 17. wieder ein Mandl. Es stellt den hl. Antonius mit der Glocke dar. Am folgenden Sonntag, dem 19. Jänner, springt uns das Monogramm Jesu Christi (IHS auf dem Kreuz) ins Auge. Dieses Zeichen stimmte für das Namen-Jesu-Fest, welches aber sonst am Sonntag zwischen der Beschneidung und Erscheinung des Herrn, das ist vom 2. bis 5. Jänner, oder am 2. Jänner bei Fehlen eines solchen Sonntags, gefeiert wird.³⁾ Warum damals das Herz-Jesu-Fest am dritten Sonntag des Jahres gefeiert wurde, wissen wir nicht. Am 20. Jänner ist wegen des großen Monogrammes IHS nur wenig Platz für ein Paar von Mandln übrig, welches unzweifelhaft Fabian und Sebastian darstellt. Der 20. Jänner ist ein weit bekannter Lostag. Wir glauben ihn daraus erklären zu können, daß er 40 Tage vor dem 1. März liegt. Am 21. folgt ein erhöht gekerbten Mandl. Es ist aber eigentlich ein Weibl, nämlich die hl. Agnes. Am 22. ist ein Gebilde, das wie ein Staub- oder Lauskamm aussieht, zu erkennen. Der 22. Jänner ist der Tag des hl. Vincentius von Saragossa. Was dieser in den Alpenländern als Patron der Holzknechte gefeierte Heilige mit einem Kamm zu tun hat, wissen wir nicht. Am 23. sieht man zwei Mandln in einem Eirund. Das würde zu Vinzenz und Anastasius vom 22. Jänner stimmen. Für den 23. wüßten wir kein wolktümliches Heiligenpaar. Am 25. ist ein Mandl in einem Torbogen mit Kreuz zu sehen, sagen wir in einer Kirche. Das stimmt zur

²⁾ Diese Bezeichnung ist allerdings bloß aus dem Lande Salzburg verbürgt.

³⁾ Vergl. Otto Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen, Innsbruck 1956, S. 69.

Darstellung der Aposteltage durch eine Kirche im Pustertaler Kalenderstab. ⁴⁾ Der 25. Jänner ist nämlich der große Lostag Pauli Bekehrung. Ein Lostag deshalb, weil er der Anfang des zweiten natürlichen, von der Winter-Sonnenwende aus gezählten Monates ist. ⁵⁾ Nach dem vierten Sonntag des Jahres könnte man ein Zeichen für den Beginn des Monates Februar erwarten. Es fehlt aber. Die julianischen Monate sind auch auf den beiden Kärntner Kalenderstäben sowie auf dem Holzkalender von St. Lambrecht in der Steiermark nicht bezeichnet. Man hat sich mit den grasshopping months („Heuschrecken-Monaten“) des verschlimmerten julianischen Kalenders nicht geärgert und die amerikanische Kalender-Reform vorweggenommen. Am 2. Februar, einem Sonntag, sehen wir das Bild Mariä. Es ist ja Mariä Lichtmeß. Am 3. Februar folgt der Bischof Blasius mit einer Kopfbedeckung nach Art eines Chinesenhutes. Oder sollten es die zwei gekreuzten Kerzen des Blasius-Segens sein, die der Zeichner nicht erkannt hat? Am 5. ist Agatha, am 6. Dorothea und am 9. Apollonia durch ein Mandl mit eckigem Brustkorb bezeichnet. Wir erinnern uns des erhöhten, ebenfalls eckigen Mandls vom 21. Jänner, das die hl. Agnes darstellt, und erkennen, daß die eckigen Mandln oder Mandln mit breiterer Brust Weiberln darstellen sollen. Am 14. Februar erscheint ein Mandl mit einem Mal-Kreuz darüber. Es stellt den hl. Valentin dar. Über das Mal-Kreuz an diesem Tage wollen wir im Anhang berichten. Ein großes Gebilde, das wir nicht sicher zu deuten vermögen, bezeichnet den großen und uralten Lostag Petri Stuhlfeier vom 22. Februar. ⁶⁾ Nach dem Sonntag folgt am 24. der Apostel Matthias mit dem Beil. Wir sind am Anfang des dritten natürlichen Monates. „Mattheis — bricht's Eis...“ ist ja jedermann bekannt. Auf den 2. März fällt der neunte Sonntag des Jahres. Und er hat ein Doppelkreuz wie der erste Sonntag. Man könnte meinen, mit dem Doppelkreuz sei jeder achte Sonntag bezeichnet, doch folgt das nächste Doppelkreuz schon nach 5 Wochen. Über dem 5. März erscheint ein keulenförmiges Gebilde. Es ist der Fisch als Zeichen des Fastenbeginns am Aschermittwoch. Am 12. März ist ein umrahmtes Mandl zu sehen: der hl. Papst Gregor I. Am 17. März ist ein Weiberl dargestellt. Der Stab links daneben ist wohl der Spinnrocken

⁴⁾ Giuseppe Gerola in MASO FINIGUERRA, Rom 1936; R. Schindler in: DER SCHLERN 31 (1957), S. 479—482.

⁵⁾ Die natürlichen Monatsanfänge erkannte und benannte Eilert Pastor: Deutsche Volksweisheit, Berlin 1934.

⁶⁾ Dieser Lostag, freilich nicht als Gedenktag des Apostels Petrus, wird schon vom griechischen Dichter Hesiodos als „sechzigster Tag, nachdem sich die Sonne gewendet“, genannt.

der hl. Gertrud mit der Maus. Am 19. das Fest des hl. Nährvaters Josef. Das zweite Mandl im Bogen will das Jesukind anmerken. Am 21. März ist kein gewöhnliches Mandl zu sehen, sondern eines mit weitem Mantel und Krummstab. Der Künstler hat es vortrefflich verstanden, den hl. Abt Benedikt, den Gründer des abendländischen Mönchtums, hervorzuheben. Daß am 25. März, zu Mariä Verkündigung, ein großes Maienbild erscheint, konnten wir erwarten. Am folgenden Sonntag, dem 30. März, ist unter dem üblichen Zeichen eine Pfeilspitze zu sehen. Was mag sie andeuten? Es ist der Sonntag Laetare. Der Sonntag Judica hat das Doppelkreuz. Am Freitag vor dem Sonntag Palmarum erscheint ein Mandl mit Strahlen, die vom Halse ausgehen. Soll es etwa der hl. Papst Leo sein? Der Ostersonntag, 20. April, hat einen doppelten Halbkreis und ein Mandl, neben dem links wohl eine Kirchenfahne, die Osterfahne, dargestellt ist. Am 24. April zeigt ein Reiter den hl. Georg an, während ein einfaches Mandl am 25. den Evangelisten Markus bezeichnet. Georgi als der 120. Tag des natürlichen Jahres ist ein großer Lostag, Markus oder Marx nur ein kleiner. Am 1. Mai erscheinen die zwei Mandln der Apostel Philipp und Jakob des Jüngeren, über ihnen ein kleiner Kreis, der vielleicht doch den 1. Mai anzeigen will. Das Mandl mit Mantel vom 2. Mai ist gewiß der hl. Athanasius, am 3. Mai ist die Auffindung des hl. Kreuzes dargestellt, am 4. Mai der hl. Florian mit der Fahne. Dieser Tag ist ein Sonntag mit Doppelkreuz. Ein phantastisches Bild erscheint am 8. Mai. Wir erblicken dasselbe am 29. September, dem Tag des Erzengels Michael. Am 8. Mai wurde einst der Sieg des Erzengels oder „Michael vom Berge Gargano“ gefeiert. Der Erzengel ist mit Waage und Schwert trefflich gekennzeichnet. Nach dem Sonntag (11.) sieht man am 15., 16. und 17. Mai Figuren und schon vor ihnen ein in drei Fächer geteiltes Rechteck. Da das mittlere Mandl, welches einen Stab oder dergleichen in der Hand hält, ein Weiberl ist, vermuten wir einen Irrtum des Künstlers oder des Zeichners. Denn am 15. Mai wäre die „kalte Sophie“, am 14. Mai der letzte der drei Eisheiligen, nämlich Bonifaz, und am 16. Mai der in Österreich hochgefeierte Johannes Nepomuk. Das stimmt zur Reihenfolge „Mandl, Weiberl, Mandl“ und außerdem können wir die drei Fächer des Rechteckes als drei Eisblöcke für die drei Eisheiligen zu deuten wagen. Über dem Zeichen für den Sonntag, 18. Mai, erscheint ein Gebilde, das ein Schlüssel sein könnte. Doch fehlt uns die Erklärung für diesen. Ein gerahmtes Bild steht hoch über dem Sonntag, den 25. Mai. Dies ist der Tag des hl. Urban mit der Weintraube, ein Lostag, nämlich der Anfang des 6. natürlichen Monates nach der

Sonnenwende. Der 29. Mai zeigt ein Mandl im großen Bogen. Es ist der Tag Christi Himmelfahrt. Der Bogen soll vielleicht die Wolken darstellen. Am 31. Mai ist aus Platzmangel ein Mandl und Weiberl hochgestellt. Es ist der einst wohlbekannte Tag der hl. Petronella, der Tochter des Apostels Petrus, welche heutzutage von der römischen Kirche verleugnet wird. Das Mandl wäre also der Vater. Da wir im Patriarchat Aquileja sind, wäre aber auch an das heilige Kleeblatt Cantius, Cantianus und Cantianilla zu denken, wobei der Einfachheit halber statt drei Personen nur zwei dargestellt worden wären. Dieses Kleeblatt vom 31. Mai folgt 30 Tage nach dem heute ganz ausgetilgten Kleeblatt vom 1. Mai: Willibald, Wunibald und Walpurga. Über dem Paar vom 31. Mai sehen wir einen kleinen Kreis mit kurzem Strichlein nach unten. Was mag er bedeuten? Der Sonntag darauf (1. Juni) hat ein Doppelkreuz. Der Pfingstsonntag ist durch eine Taube in einer Gloriole sofort erkennbar angemerkt. Am 9. Juni sollten zwei Mandln die im ehemaligen Kronland Krain hochgefeierten Heiligen Primus und Felician anmerken, doch war für das erste Mandl kaum Platz. Ein kleines Kreuz am 11. Juni zeigt wohl den Apostel Barnabas an, der bei Leuten, die am julianischen Kalender festhielten, zum Patron des wirklichen Tages der Sommer-Sonnenwende geworden war. Daher heißt es im Westen Deutschlands „Barnabas schneid't 's Gras“ und haben die englischen Kalenderstäbe einen Rechen. Ebenfalls als Sonnwendtag wurde der 13. Juni gefeiert. Wir sehen das Mandl für den hl. Antonius von Padua und daneben ein kleines Mandl, wohl das Jesukind, welches er auf Bildern am Arme trägt. Auch der 14. Juni hat ein kleines Kreuz. Wir vermuten, daß es den hl. Basilius andeutet, der in der griechisch-orthodoxen Kirche mehr gefeiert wird als in der römischen, weshalb in Rußland sein Tag die Sprüche der Sonnenwende hat. Ein großes, aber kaum erklärliches Zeichen mit dem üblichen Mandl darüber zeigt den Tag des hl. Vitus oder Veit an, der vor der gregorianischen Reform weit und breit als wirkliche Sonnenwende gefeiert worden ist und daher bis heute seine Regeln bewahrt hat. Am 19. sehen wir wieder ein hohes Zeichen. Auch Gervasius und Protasius sind einst mehr gefeiert worden als heute, denn auch ihr Tag war ja Sonnenwende. Ein Mandl mit Gloriole am 21. Juni bezeugt den hl. Aloisius, dessen Verehrung von den Jesuiten sehr gefördert worden ist. Der 22. Juni, ein Sonntag, hat ein Mandl und darüber das hohe Zeichen, das man nun als erhöhte Sonne ansprechen möchte. Der 22. Juni wurde einst als Tag des hl. Akatius und der 10.000 Märtyrer hoch gefeiert, und dies von Norwegen bis Sizilien. Wenn am 24. Juni,

dem Tage Johannes des Täufers und altem Tag der Sonnenwende, zwei Mandln mit einem Bogen darüber erscheinen, so glauben wir an einen Schnitzer des Kerbschnitzers oder an einen Irrtum des Zeichners denken zu müssen. Wir vermuten auch, daß das hohe Sonnenzeichen vom 26. Juni auf den 24. gehört. Am 26. Juni erscheint das Heiligenpaar Johannes und Paulus, die Wetterherren. Daß diese in Slowenien einst hoch gefeiert worden sind, hat Herr Jože Stabej aus alten Schriften gefunden und mir freundlich mitgeteilt.⁷⁾ Über dem Heiligenpaar vom 26. Juni schwebt etwas, das vermutlich eine Wolke sein soll. Am Sonntag den 29. Juni sind in den Mandl-Kalendern Petrus und Paulus zu sehen, in den englischen Kalenderstäben häufig zwei Schlüssel. Unser Kalender zeigt aber nur ein Mandl und den Schlüssel, vermutlich weil die beiden Apostelfürsten nicht als Wetterherren gegolten haben. Ein Marienbild im Kreise oder ein Medaillon am 2. Juli merkt Mariä Heimsuchung an, ein Mandl mit Umrahmung am 4. Juli den hl. Ulrich. Der Sonntag 6. Juli hat ein Doppelkreuz. Am 10. Juli erscheint ein Schlüssel oder dergleichen, weshalb wissen wir nicht. Am 12. sind zwei Mandln unter einem flachen Bogen zu sehen: Hermagoras und Fortunat, die im Bereich des Patriarchats Aquileja besonders verehrt wurden.⁸⁾ Am 17. Juli ist vielleicht in vereinfachter Form der hl. Alexius unter der Stiege dargestellt.⁹⁾ Am 20., einem Sonntag, könnte man die hl. Margareta erwarten. Wir sehen jedoch ein „männliches Mandl“ und halten es für den Propheten Elias, der in der Ostkirche an diesem Tag gefeiert wird.¹⁰⁾ Das auffallende Zeichen am 22. Juli mit dem kleinen Mandl daneben muß wohl die hl. Maria Magdalena anmerken. Der 22. Juli ist ein ganz großer Lostag.¹¹⁾ Am 25. ist der Apostel Jakobus in einem Rahmen oder in einer Kirche dargestellt, am 26. die heilige Mutter Anna in einem Bogen. Jakobi ist natürlicher Monatsanfang und ein Lostag. Am 31. erblicken wir über dem Tagesdreieck einen Halbkreis, wie ihn die Sonn-

⁷⁾ Einiges über diese Wetterherren und ihre Vorgänger, die Dioskuren, berichte ich in der Österr. Zeitschrift für Volkskunde 61 (1958), S. 25—30.

⁸⁾ Ihr Tag ist auch in den beiden Kärntner Kalenderstäben angemerkt.

⁹⁾ Über die Stiege in ägyptischen Kalendern zur selben Zeit siehe R. Schindler in: GERMANIEN 1941/42.

¹⁰⁾ Darüber siehe A. Yermoloff, Der landwirtschaftliche Volkskalender, Leipzig 1905.

¹¹⁾ Er ist, wie ich bereits 1935 gefunden habe, der 210. Tag des natürlichen Jahres.

tage haben, und darüber eine Sonne mit Kreuz. Der 31. Juli ist der Tag des hl. Ignatius von Loyola, des Gründers des Jesuitenordens, dessen Zeichen das Monogramm Christi in der Sonne ist. Man möchte sagen, unser Kalender sei jesuitisch beeinflusst, denn ansonsten gilt der 31. Juli nicht als Lostag. Am Sonntag den 3. August sehen wir wieder das Doppelkreuz und darüber ein Mandl: Stephans Auffindung. Am 5. August deutet eine Figur im Bogen jedenfalls Mariä Schnee und eine ohne Bogen den König Oswald an. Am 10. August ist der hl. Laurentius deutlich durch seinen Rost, auf dem er gebraten wurde, bezeichnet. Am 15. stellt ein Bildnis im Kreis vielleicht Maria in Wolken dar, denn es ist Mariä Himmelfahrt. Am 16. ist der hl. Rochus gemeint. Am 20. kann das Mandl mit Unterkörper und dem Krummstab nur der hl. Bernhard sein. Am 24. ist der Apostel Bartholomäus mit dem Messer und vermutlich einem Buch dargestellt, am 28. der hl. Augustinus mit einem unerklärtem Beibilde. Der 1. September mit dem hl. Ägidius ist nicht bezeichnet. Nach dem Sonntag mit Doppelkreuz folgt am 8. September das Medaillon mit Mariä Geburt. Am Sonntag den 14. September sehen wir das große Monogramm Mariä und links davon ein erhöhtes Kreuz. Der 14. ist Kreuzauffindung. Ein Achter (8) dazwischen mag die Oktav von Mariä Geburt andeuten, die nicht am Montag, sondern am Sonntag gefeiert wurde. Das kleine Kreuz am 17. wird Lambert, das am 19. einen Lokalheiligen mit Kirchtag, das Kreuz mit Mandl am 20. den hl. Eustachius mit dem Hirschen andeuten. Der Sonntag mit dem Evangelisten Matthäus hat das Sonnenzeichen der Sonnwendtage. Der 21. September ist Tag- und Nachtgleiche. Zwei Mandln ohne Strich zu einem bestimmten Tag sind sicher Kosmas und Damian vom 27. September. Am 29. ist eindringlich der Erzengel Michael mit Schwert und Waage dargestellt. Am Sonntag den 5. Oktober ist wohl nicht Maria, sondern ein Engel in Wolken dargestellt: Schutzengelfest. Das Tier vor dem Mandl am 18. Oktober stellt wohl den Bären des hl. Gallus vom 16. Oktober dar. Am 18. Oktober hat der Evangelist Lukas seinen Gedenktag. Warum gerade dieser Evangelist? Er preist Maria, die Mutter Gottes, und steht deshalb 40 Tage nach Mariä Geburt im Kalender. Am 21. ist ein Weiberl zu sehen. Es ist die hl. Ursula von Köln. Was sie in Händen hält, wissen wir nicht. Es könnte ein Pfeil sein. Nach dem Sonntag sind am 28. Oktober mit einem dicken Strich über ihnen die Apostel Simon und Juda dargestellt. Das große Rechteck mit seinen 12 Feldern soll vermutlich viele Heilige andeuten. Der 1. November ist ja Allerheiligen. Der folgende Sonntag hat ein Doppelkreuz. Ein großes Mandl mit gekreuzten

Riemen soll wohl den Jäger Hubertus darstellen. Am 6. November schwingt ein Heiliger anscheinend ein krummes Schwert. Es wird aber wohl der hl. Leonhard mit der Kette sein. Am 11. ist der hl. Martin als Reitersmann in einem großen Bogen dargestellt. Am 18. November ist ganz deutlich eine Kirche zu sehen. Es ist der Tag der Kirchweih St. Peter und Paul zu Rom, der nie und nirgends volkstümlich war. Daraus erkennt man, daß unser Kalender, der ja in einem Kloster gefunden worden ist, nicht von einem bäuerlichen Meister, sondern vermutlich von einem Klosterbruder, der recht geschickt war und sich die Zeit vertreiben wollte, geschnitzt wurde. Das Weiblein über dem 19. November ist die hl. Elisabeth. Am 21. ist das Fest Mariä Opferung durch ein Marienbild in großem Torbogen angemerkt. Auch dieses Fest war nie recht volkstümlich und bäuerlich, außer im alten Rußland. Das Porträt über dem Sonntag ist gewiß der Papst Klemens vom 23. und das Weiberl vom 25. die hl. Katharina. Für sie wäre das Rad bezeichnend gewesen. Man erkennt auch aus dem Fehlen des volkstümlichen Zeichens geistlichen Einfluß. Am 30. November ist das Sonntagskreuz durch ein Andreaskreuz ersetzt. Warum das Mandl ein Rechteck mit 3×5 Feldern hält, ist nicht zu erraten. Dem Apostel Andreas kommt es nicht zu. Das Mandl am 3. Dezember mit Unterleib, welches etwas in der Hand hält, kann nur der hl. Franz Xaver sein. Auch seine Anwesenheit verrät jesuitischen Einfluß. Das Weiberl vom 4. Dezember, neben dem vermutlich ein Kelch schwebt, ist die hl. Barbara. Der hl. Nikolaus vom 6. ist umrahmt. Der Sonntag, 7. Dezember, hat ein Doppelkreuz. Am 8. ist ein großes Bild zu sehen. Es stellt Mariä Empfängnis dar, ein Fest, das nie bäuerlich war. Am 13. erscheint eine umrahmte Figur: die hl. Lucia. Neben ihr steht eine Kerze oder Fackel als Zeichen für „Licht“. Der Sonntag darauf hat ein dreifaches Kreuz, der nächstfolgende gar ein vierfaches. Am 17. Dezember ist Lazarus durch ein Kreuz angedeutet. Wen die Kreuze am 19. und 20. meinen, wird man kaum erfahren können. Das Mandl über dem 20. gehört vermutlich auf den 21. und ist der Apostel Thomas. Was mag er in der Hand halten? Der 24. Dezember hat ein kleines Kreuz für den Weihnachtsabend, der 25. ist durch den Stall mit der Heiligen Familie einprägsam angemerkt. Die folgenden Feiertage sind nicht bebildet, doch streckt am 31. der Papst Silvester seinen Arm gegen das alte Jahr. Vielleicht ist es aber ein Kreuz, das er hält. Eine S-förmige Schlinge schließt die Spirale ab.

Die Sonntage mit dem Doppelkreuz sind die ersten Sonntage der julianischen Monate. Im Februar und Oktober fielen die

Doppelkreuze wegen der Marienfeste einfach weg. Man sieht, daß die julianischen grasshopping months (wie die Kalender-Reformer sagen) selbst in einem Kloster zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht volkstümlich waren. Ihre Anfänge sind ja auch im St. Lambrechter Holzkalender und in den Kärntner Kalenderstäben nicht angezeigt.

Unterhalb der Tagesreihe sind die Mondviertel eingezeichnet. Über sie Worte zu verlieren, halten wir für unnütz.

Anhang

Die mexikanischen Kalender enthalten Perioden von 9 mal 9 und 7 mal 7 Tagen. Im Jahre 1934 hat der Verfasser, welcher die Schriften des Wiener Mexikanisten Dr. Friedrich Röck über mexikanische und ostasiatische Kalender gelesen hatte, erkannt, daß diese „magischen Perioden“ auch im Westen Europas bekannt waren und im Heiligenkalender mehrfach zu finden sind. Der 14. Februar liegt 9 mal 9 und 7 mal 7 Tage vor dem 24. Juni, dem alten Tag der Sommer-Sonnenwende. Die drei Feste „Kreuz-Erhöhung“, „Kreuz-Auffindung“ und „Kreuz-Erscheinung“ (dieses nur in der Ostkirche gefeiert, und zwar am 7. Mai) bezeichnen solche Mal-Tage, wie ich sie nenne. Das \times -Zeichen ist das einzige alte mathematische Zeichen. Das Kreuz der Kreuzfeste ist also ursprünglich ein Mal-Kreuz gewesen. Und nun hat der 14. Februar als einziger Tag des Jahres in unserem Kalender ein Mal-Kreuz über dem Mandl, woraus ich schließe, daß der Erzeuger des Kalenders von 1783 noch gewußt hat, daß 9×9 und 7×7 Tage bis zur Sonnenwende sind. Es kann freilich auch sein, daß er das Mal-Kreuz bloß von einem Vorbilde nahm. Wenn auch am 14. September „Kreuz-Erhöhung“ unter dem kleinen Kreuz links noch ein Mal-Kreuz erscheint, so kann dies die Erhöhung anzeigen wollen. Es muß nicht unbedingt als Mal-Kreuz aufgefaßt werden, das andeutet, daß am 13. September, dem älteren Kreuz-Tag 9×9 Tage nach der Sonnenwende um sind.

Zur Thematik der Fresken des ehemaligen „Hasenhauses“ in Wien und der Deckenmalereien im Schloß Buschkowitz in Mähren (Bucovice CSR)

Zur 200. Wiederkehr des Todestages des Architekten, Zeichners und Kupferstechers Salomon Kleiner

(Mit 6 Abbildungen)

Von Milada Lejsková-Matyášová (Prag)

Bis zum Jahre 1749 stand in Wien in der Kärntner Straße Nr. 14 (Conskr. Nr. 1073) ein hervorragendes Renaissancegebäude, das sogenannte Hasenhaus, dessen Gassenfront mit reichem Freskenschmuck eines interessanten und seltenen Themas ausgestattet war, welches auch den Anlaß zu seiner Benennung gab. Wir hätten allerdings von der einstigen Existenz seines sonderbaren Freskenschmuckes keine Ahnung, wenn es sich nicht um einen sehr frühen Fall von stattgefundene Dokumentation eines Denkmals vor seiner Demolierung gehandelt hätte, die von Salomon Kleiner (1703—1759) vorgenommen wurde, dessen diesjährigen Jubiläums in dieser Studie anerkennend gedacht werden soll. Während seiner Wirksamkeit in Augsburg und Wien hat S. Kleiner viele Grundrisse, Entwürfe und Interieurs bedeutender Architekturwerke besorgt und es nimmt daher nicht wunder, daß ihm die ungewöhnliche Stirnfront des dem Untergang geweihten Hauses besonders anziehend erschien, das er bis in alle architektonischen und malerischen Einzelheiten gezeichnet hat. Das Blatt war allerdings lange verschollen, bis es endlich im Jahre 1887 in Privatbesitz aufgefunden und zwei Jahre später im Historischen Museum der Stadt Wien aufbewahrt wurde.¹⁾ Das Thema der Freskenmalereien, von denen wir hier Kenntnis haben und die sich in zwei Bändern über beide Stockwerke des mit Erkern versehenen Hauses erstrecken, bestimmte sichtlich der Beruf des Hasenhegers der Stadt Wien, Friedrich Jäger, dem Kaiser Maximilian I. dieses Haus im Jahre 1509 verliehen hat, welches jener sich für seine Zwecke adaptieren ließ. Nach kaum 16 Jahren

¹⁾ Julius Leisching, Das Hasenhaus in Wien (Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig 1893, S. 135).

brannte das Haus im Jahre 1525 nieder und wurde nach 1553 neu aufgebaut. Damals gehörte es bereits dem Hans Brock, der es durch Erbgang nach seiner Ehefrau Margarete, geborene Pernhusin erworben hatte. Die Freskomalerei, die S. Kleiner im Bilde festgehalten hat, war demnach nicht die ursprüngliche aus der Zeit der Adaptierung des Hauses durch Jäger, sondern aus dem Zeitraum seines Umbaus nach dem Jahre 1553. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß sie an die vorangegangene Ausschmückung des Hauses aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts angeknüpft hat.

Der Entwurf des Freskens Schmuckes nahm seinen Ausgang von der Mitte der Stirnfront, wo ein Hofnarr, einen Hasen zur Seite, den Ansager einer Schelmengeschichte über die Hasen markiert, die über Menschen und Hunde Sieger geblieben waren. Und so erfahren wir auf langen schmalen Bändern vom Hasenkönig, der sich mit seinem Gefolge zur Jagd begibt, von der er auf einem Leiterwagen voll erbeuteter Menschen heimkehrt, die sodann vergebens vor ihm auf die Knie fallen und um Gnade flehen (Abb. 1). In einer anderen Szene sehen wir einen Menschen, der in der Folterkammer an das Rad geflochten von einem Hasen vernommen wird (Abb. 3), sodann seine Hinrichtung außerhalb der Stadtwälle, an anderer Stelle wiederum die Zerkleinerung des Fleisches der Jagdbeute mit der Zubereitung und Verteilung der fertigen Speisen, die von Hasen auf getürmten Schusseln zur königlichen Tafel (auf einem anderen Band) getragen werden, wo vor gedecktem Tisch unter einem roten Baldachin der Hasenkönig mit der Königin, umgeben von Wachen, die mit Hellebarden ausgerüstet waren, unter den Klängen der Musik eines Hasenorchesters Platz genommen hatten (Abb. 2). Eine andere Szene, die bereits im Jahre 1749 stark beschädigt war, zeigt eine weitere Episode mit der Hasenmusik, die wahrscheinlich zum Faschingsfest aufspielt, das sich über eine weitere Szene erstreckt, woselbst Hasen mit Masken sich auf Kosten eines Menschen ergötzen, der aufgeworfen und mit einer Zeltbahn aufgefangen wird.

Der Zusammenhang des Themas mit dem Namen und Beruf des Bewohners des Hauses liegt offen zutage. Er hieß Jäger und hat Hasen gejagt. Und diese rächten sich wenigstens an seiner Hausfront. Die Thematik der sogenannten „verkehrten Welt“ ist in der dekorativen Malerei der Renaissance sehr selten. Weit häufiger ist die Thematik, die dem Alten Testament (seltener dem Neuen Testament) der mythologischen Allegorie und geschichtlichen Ereignisse der Antike entnommen ist und die Abhängigkeit von den graphischen Vorlagen, die über ganz Europa

verbreitet waren, als Quelle von Einfällen und Belehrungen für Künstler aller Disziplinen, ist hier so gut wie selbstverständlich. Jede Vorlage — und es geht oft um ganze Serien von graphischen Blättern (Folge) — ist wiederum von einem literarischen Werk, z. B. der Bibel, der Homer'schen Odyssee, Ovids Metamorphosen, Virgils Aeneis oder der römischen Geschichte u. a. abhängig. Für das Hasen-Thema des Hasenhauses habe ich keine direkte Vorlage, weder in der Graphik noch Literatur, auffinden können. Falls eine literarische Vorlage bestünde, müßte sie C. Müller-Fraureut²⁾ sicher kennen und eine graphische Vorlage, die in unserem Falle einen bedeutenden Umfang an Blättern haben müßte, würde bei hartnäckigem Suchen sicherlich auffindbar gewesen sein. Dafür sind wir in der Lage, wenigstens verwandte Motive, sowohl in der Literatur wie auch in der Kunst, zu verfolgen.

In gewissem Maße ist diese Thematik bereits in der orientalischen Kunst in Teppichmotiven vorbestimmt, wo oft Zweikämpfe von Tieren vorkommen, also auch solche von Hunden und Hasen. Hier treten freilich noch keineswegs Hasen in der Rolle von Menschen auf, noch zahlen sie ihnen Böses heim, was ihnen diese mit ihren Hunden angetan haben. Dieses Thema erscheint in der Literatur — besonders in der deutschen — sehr häufig bereits im 14. und 15. Jahrhundert und erfreute sich besonderer Beliebtheit.³⁾ Wir begegnen demselben auch in Missalen und Psalterbüchern, deren Illustrationen gerne den Menschen in Todesgefahr befindlich und in den Gefahren der feindseligen Tierwelt darstellen. In parodistischer Auffassung gelang es uns dafür erst in der englischen Miniatur des 14. Jahrhunderts den Beweis zu erbringen, wo eine Hasenprozession in Erscheinung tritt⁴⁾ und dann wiederum auf einer Miniatur des zweiten Viertels des 16. Jahrhunderts im sogenannten Glockendonner Missale, das in der Stadtbibliothek zu Nürnberg⁵⁾ aufbewahrt wird, woselbst die Hasen einen gefangenen Jäger am Rost braten. Ein ähnliches Thema finden wir auf einem Holzschnitt von Virgil Solis (1514—1562) mit der Bezeichnung „Uns Hasen ist ein Schantz geraten“ und auf dem Bilde von Lucas Cranach d. Ä. vom Jahre 1549 oder

²⁾ C. Müller-Fraureut, Die deutschen Lügendichtungen, Halle a. S. 1881.

³⁾ L. C. Bemerkung 60, S. 123.

⁴⁾ E. G. Millar, La miniature anglaise du XIV. et du XV. s., 1928, Pl. 18.

⁵⁾ E. W. Bredt, Zur Geschichte der Nürnberger Kleinmeister -- J. Glockendon und H. v. Beham (Zeitschrift für Bücherfreunde, Bd. VI/2, 1902—3, S. 481, Bild 4, S. 484).

kurz vorher⁶⁾ („ein Tuch, da die hasen die jager fahen und brathen“). Aus der gleichen Zeit stammt ein Holzschnitt des Georg Penz (um 1500—1550)⁷⁾, beeinflusst von einem Gedicht von Hans Sachs vom 25. April 1550,⁸⁾ „Die Hasen fangen und praten den jeger“. Die Szene ist lebhaft und voll scherzhafter Einfälle gehalten, die dem Gedicht entnommen sind, außer der Schlußszene, dem Rösten am Roste, das mit besonderer Vorliebe von den angeführten Autoren dargestellt wurde. Hingegen kommt hier das vorangehende Verhör des Jägers vor, der an einen Baum angebunden ist, die Aufzeichnung des Hasen, das Fangen der Hunde in Fallen und die Zubereitung ihres Fleisches zum Selchen und Einpökeln, also Momente, die bereits dem Thema des Hasenhauses nahekommen. Es ist darum wahrscheinlich, daß gerade dieser Holzschnitt von Penz, der drei Jahre vor dem Umbau des abgebrannten Hauses entstanden ist, einen Anlaß zur schöpferischen Phantasie des Freskenmalers gegeben hat, der zur Ausschmückung der Hausfront berufen wurde (Abb. 4).

Innerhalb der Fachliteratur war indes bis unlängst kein weiterer — um zu sagen schönerer — Fall im Bereich dieses Themas bekannt, obwohl ganz bestimmt die Malereien des sogenannten „Hasensaales“ auf Schloß Butschowitz in Mähren⁹⁾ vom Hasenhaus beeinflusst sind. Das Schloß wurde in den Jahren 1567—1582 vom italienischen Architekten Pietro Ferrabosco de Laino erbaut und ragt nicht nur vermöge seiner architektonischen Bedeutung, die leider vom Zahn der Zeit bedeutend beeinträchtigt wurde, hervor — wir erinnern an den berühmten Arkadenhof — sondern auch durch die ursprüngliche malerische Ausschmückung von fünf Sälen im Erdgeschoß des Westflügels, die in den Jahren 1951—1954 von der Staatlichen Denkmalverwaltung in Prag renoviert und photographiert wurden. Der Zustand dieser in der Tat seltenen Malereien war bis dahin ein wenig erfreulicher gewesen, weil im Jahre 1720 in alle ursprünglich Repräsentationszwecken

⁶⁾ Ch. Schuchardt, Lucas Cranach des Älteren, Leben und Werke, I. Leipzig 1851, S. 193.

⁷⁾ H. Röttlinger, Die Holzschnitte des G. Penz, 1914, Tafel 24.

⁸⁾ Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, herausgegeben von Goetze und Drescher 1893—1913 in Halle a. S., I., Nr. 128.

⁹⁾ M. Lejsková-Matyášová, Štuky a malby ve státním zámku v Bučovicích (Stukkaturen und Gemälde im staatlichen Schloß Butschowitz), Publikation „Bučovice“, Prag 1954, S. 10.

F. Fišer a M. Lejsková-Matyášová, Renesanční nástěnné malby ve státním zámku v Bučovicích a jejich restaurace (Die Renaissance — Wandmalereien im staatlichen Schloß Butschowitz und ihre Restaurierung), (Zprávy památkové péče XVI, 1956, S. 133).

dienenden Räumen unter den damaligen Besitzern aus dem Hause Liechtenstein das Archiv verlagert wurde, nachdem hier zuvor noch ein Brand gewütet hatte. Seit dieser Zeit wurden die Malereien überhaupt nicht mehr betreut, sondern wurden im Gegenteil in gänzlich unfachgemäßer Weise beim Abfegen beschädigt, so daß an vielen Stellen weder ihre Themen noch ihre Qualität erkennbar ist. Erst nach erfolgter fachkundiger Betreuung und Renovierung durch Fr. Fišer bekamen sie wieder ihren ursprünglichen Effekt. Verhältnismäßig im besten Zustand haben sich gerade die Malereien des „Hasensaales“ erhalten. Im Mittelbilde bemerken wir inmitten der Szene eines königlichen Gastmahles ebenso wie in Wien einen weißgedeckten und mit Speisen bedeckten Tisch, an demselben unter einem Baldachin den Hasenkönig mit der Königin, von Wachen mit Hellebarden beschützt, von Speisenträgern und Truchessen bedient und von Musik erheitert, die auf der rechten Seite des Vierblattes um den Organisten versammelt ist. In Wien umgibt ihn allerdings ein volles Orchester, während dieses in Butschowitz auf die Anwesenheit eines Kontrabassisten und von zwei Sängern reduziert ist. Dafür ist der „Hof“ in Butschowitz zahlreicher und prächtiger vertreten, es gibt hier mehr Zeremoniäre und Tischgenossen, mehr Speisen und ausgeschmückte Details, die mit erlesenem Sinn und Verständnis für die Eleganz des hervorragenden Milieus eines prachtliebenden Renaissancelebens zur Darstellung kommen. Besonders überrascht die Gewandung der beteiligten Hasen, die bis in alle Einzelheiten der zeitgenössischen Tracht einer hochgestellten Gesellschaftsschicht ausgestattet ist, während am Hasenhaus die Gewänder nur andeutungsweise oder überhaupt nicht vorhanden sind (Abb. 6).

Ähnlich ist es im Vergleich mit einem der vier ovalen Spiegel bestellt, die das mittlere Vierblatt umgeben, mit der Faschingszene. In beiden Fällen, selbst wenn alle Einzelheiten durchaus nicht einander gleichen, finden wir inmitten eine weiße Zeltbahn, die von acht Hasen aufgehalten wird, darin einen geworfenen Menschen, mit den Füßen nach oben, Hasen mit übergroßen Masken und einer großen Trommel, zwei Hasen mit Hasenjungen auf dem Rücken, einen Hasen mit einem Blasebalg und einen anderen mit einem Humpen (Abb. 5).

Die drei übrigen Butschowitzer Szenen, die Reiterschlacht, das Kriegslager und die Hasenjagd auf Menschen und Hunde, haben an den Wiener Fresken kein näheres Vorbild, selbst wenn sie einander thematisch nicht allzu fern sind, ähnlich wie die kleinen elliptischen Spiegelchen in den Saalwinkeln, woselbst wir Jäger im

Gefängnis und beim Verhör erkennen und Hasen bei der Malerstaffelei.

Durch Vergleich ergibt sich deutlich, daß die Ähnlichkeit beider Malereien keine zufällige ist, auch dann nicht, wenn zwischen ihnen ein zeitlicher Abstand von ungefähr 30 Jahren verliegt (Terminus post quem ist für die Butschowitzer Malereien das Jahr der Beendigung des Schloßbaues, nämlich 1582). Vom Autor des Butschowitzer Schloßbaues ist genügend bekannt, daß er nicht nur Architekt, sondern auch Maler war und in dieser Eigenschaft sogar in Wien tätig gewesen ist, wo er in den Jahren 1550—1553 einerseits Säle und Zimmer der Burg ausgemalt, anderseits am Schweizertor gearbeitet hat.¹⁰⁾ Es ist darum wahrscheinlich, daß er die Fresken, die damals gerade am Hasenhaus neu erstanden waren, persönlich gekannt hat, gegebenenfalls einige davon abgezeichnet und dieselben bei der Ausschmückung des Butschowitzer Schlosses, dessen Mitautor er gerade war, verwendet hatte. Am verlockendsten wäre allerdings die Annahme, ob er nicht wohl selbst der Autor beider gewesen. Die Wiener Fresken in der Darstellung von S. Kleiner sind zwar gröber und einfacher im Ausdruck und besitzen weder jene verfeinerten Finessen in der Darstellung, noch die Tiefe des Hintergrundes, aber wir müssen bedenken, daß wir keine Photographie des dazu noch um 30 Jahre älteren Originals vor uns haben, sondern eine Kopie nach 200 Jahren vom Zeitpunkt ihrer Entstehung gerechnet, als die Fresken sich bereits in sehr schlechtem Zustand befanden, und weiter noch, daß auch ihre Anbringung und ihr Zweck durchaus andere waren im ersten Fall an der Gassenfront eines allen Unbilden ausgesetzten Bürgerhauses, im anderen Fall im repräsentativen Innenraum eines prunkvollen Herrensitzes eines reichen und kunstliebenden Adligen, der der Bauherr des Schlosses Butschowitz in der Person des Jan Šembera Černohorsky von Boskovice war).

In jedem Fall ist die Beziehung zwischen dem Wiener Hasenhaus und dem in Mähren gelegenen Butschowitz interessant und bestätigt erneut, wie rege die kulturellen und künstlerischen Verbindungen zwischen Österreich und den böhmischen Ländern in der Renaissance gewesen sind.

¹⁰⁾ M. D r e g e r, Baugeschichte der k. k. Hofburg in Wien, 1914.



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

Ein jeder trag sein loch disse seit Und übermide sein ubel mit gedult.



Abb. 4

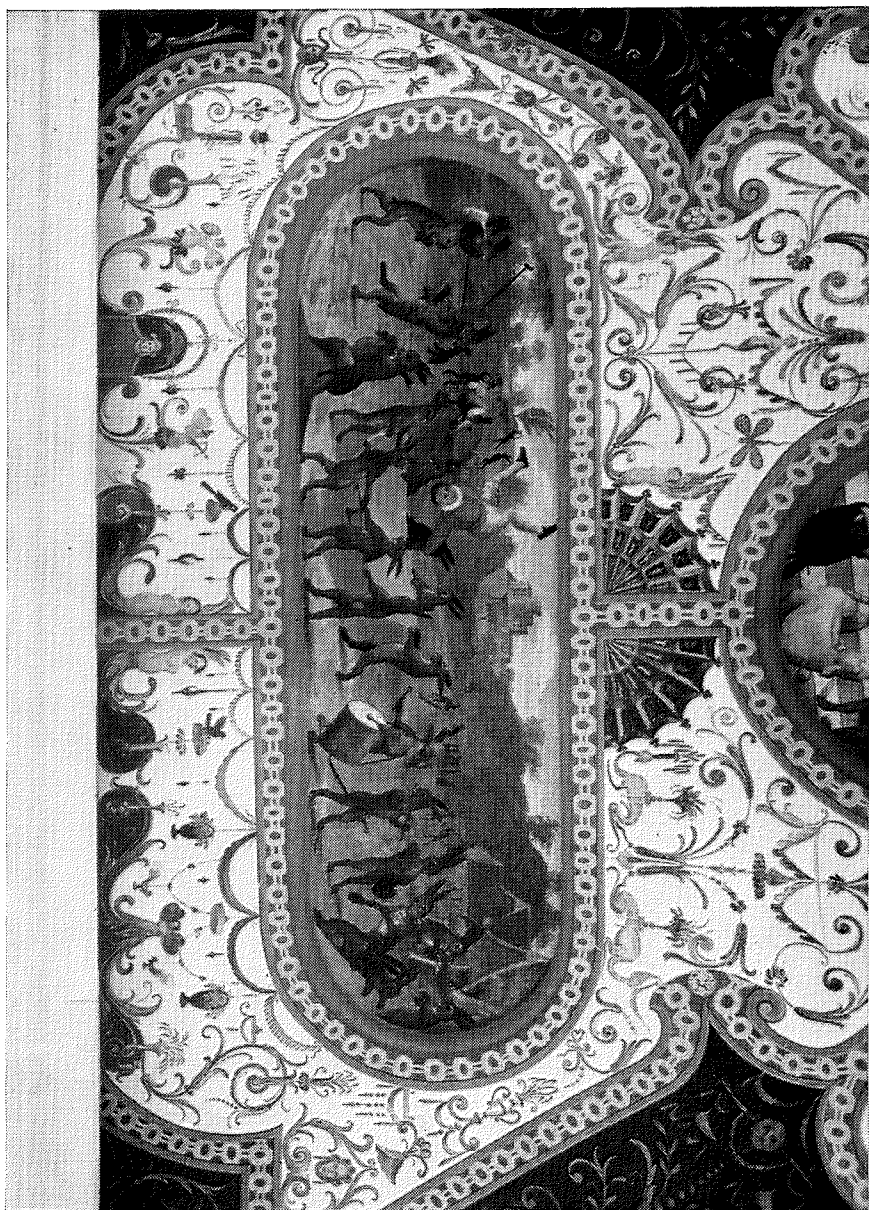


Abb. 5

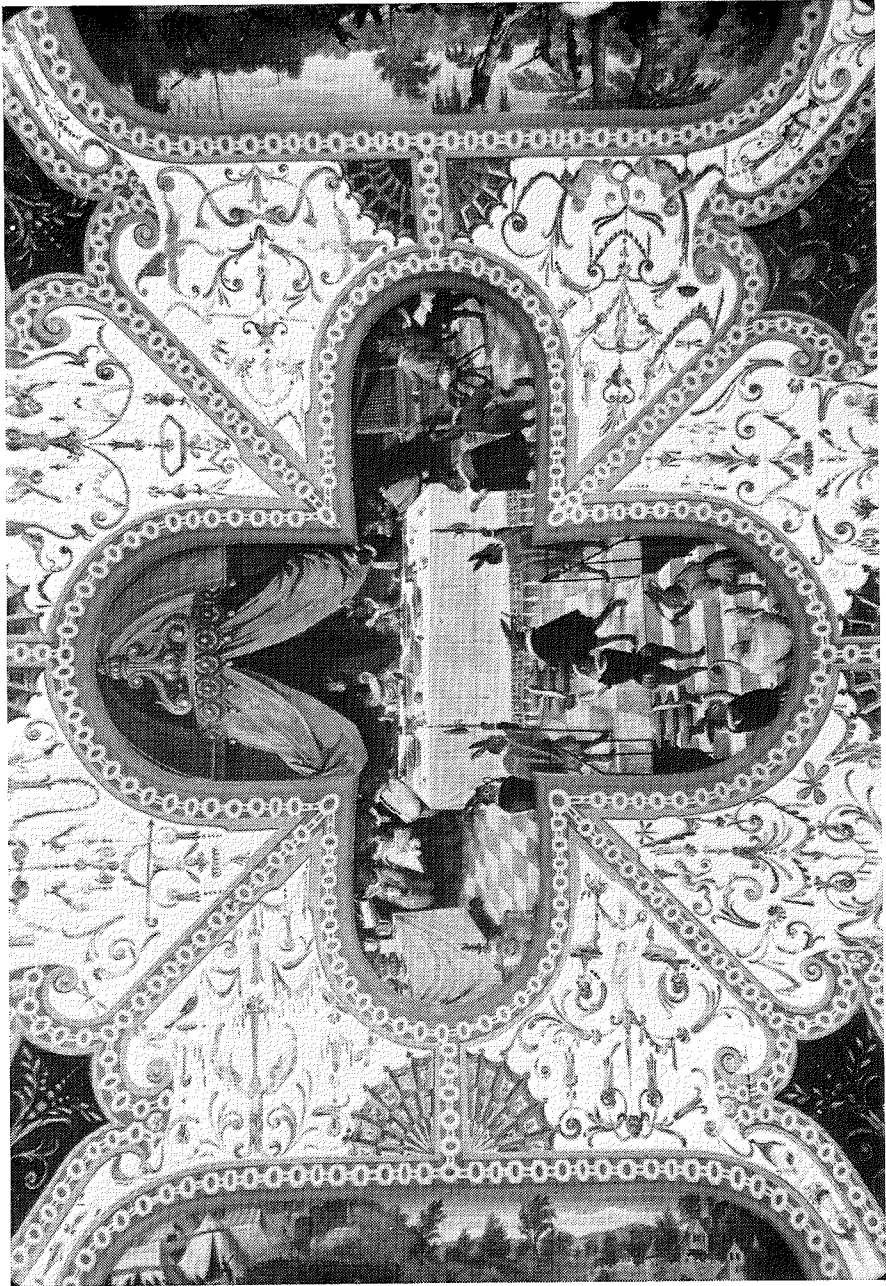


Abb. 6

Verzeichnis der Abbildungen

zu Milada Lejskova-Matyasova, Zur Thematik der Fresken
des ehemaligen „Hasenhauses“ in Wien

1. Salomon Kleiner, Die Fresken aus dem Hasenhaus in Wien. Gezeichnet 1749. Ausschnitt mit der Jagd der Hasen. In der Mitte das „Prellen“ des Jägers.
2. Salomon Kleiner, ebendort. Ausschnitt mit dem Festmahl des Hasenkönigs und dem großen Hasenorchester.
3. Salomon Kleiner, ebendort. Ausschnitt mit der Folterung des Jägers durch die Hasen.
4. Georg Penz, Holzschnitt „Ein yeder trag sein joch dise zeit“ (1550). Folterung des Jägers durch die Hasen.
5. Aus den Deckenmalereien des sogenannten „Hasensaales“ im Schloß Butschowitz in Mähren, nach 1582. Szene der Jagd der Hasen, links von der Mitte das „Prellen“ des Jägers. Aufnahme aus dem Archiv des Staatlichen Instituts für Denkmalpflege in Prag.
6. Das Zentralbild der Deckenmalereien des sogenannten „Hasensaales“ des Schlosses Butschowitz in Mähren, nach 1582. Szene des Gastmahles des Hasenkönigs, rechts die Hasenmusik. Aufnahme aus dem Archiv des Staatlichen Instituts für Denkmalpflege in Prag.

Migrationswege der Hinterglasmalereien in Kroatien

(Mit 1 Karte)

Von Mirko Kus-Nikolajev

Die verschiedenen Arten der Hinterglasmalereien, wie sie noch in nicht ferner Zeit in Europa verbreitet waren, haben ihre Herkunft wohl in der mittelalterlichen italienischen Glasmalerei. Diese mittelalterliche Kunstfertigkeit hat voraussichtlich ihre Vorbilder in der römischen Zeit, der nach Fr. Kieslinger diese Art der Malerei bekannt war, worüber uns auch die Ausgrabungen unterrichten.

Zur Zeit der Blüte der italienischen Glasmalerei im 15. und 16. Jahrhundert war sicher auch schon das übrige Europa mit dieser Technik bekannt geworden. A. Spamer meint, daß aus Italien die Kunst der Hinterglasmalerei im späten 16. Jahrhundert nach Süddeutschland gekommen sein könnte, wo sie sich zunächst im Schwäbischen ausbreitete. Hier erhielten sich eine Reihe ausgezeichnete Hinterglasbilder des 17. Jahrhunderts, und noch 1719 führt von Stetten mehrere Augsburger Künstler an, deren gesuchte Hinterglasmalereien bis nach Spanien, Portugal und in die amerikanischen Kolonien gingen. Aber auch Liebhaber der Künste beschäftigten sich mit ihr und von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab setzt die Herstellung billiger Hinterglasbilder für den ländlichen Bedarf ein.

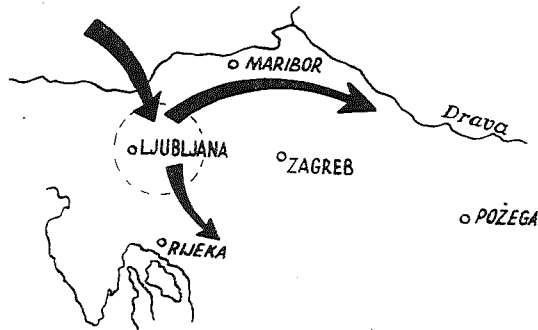
Die Fertigkeit der Hinterglasmalerei migriert in einer Richtung, die für uns wichtig ist, anfangs der Neuzeit aus Italien über die Alpenländer nach Süddeutschland. In den Gebieten Tirols, Bayerns, der Tschechoslowakei mit Schlesien, kommt es zu bedeutender Ausarbeitung von Hinterglasmalereien, die langsam zu einer charakteristischen Heimarbeit werden.

A. Spamer ist der Ansicht, daß noch im Jahre 1935 nur mehr vereinzelt Nachkommen alter Bilderfamilien im Bayerisch-Osterreichischen und Schwäbischen bäuerliche Hinterglasmalereien fertigten, nachdem die ländliche Nachfrage größtenteils schon vor der Wende zum 20. Jahrhundert versickert war. Im 18. und 19. Jahrhundert war das Hinterglasmalen vielerorts zu einer ländlichen Hausindustrie geworden, an der sich besonders Tirol, Böhmen und Bayern beteiligten. Die bayerischen Haupterzeugungsstätten waren Oberammergau, seit Mitte des 18. Jahrhunderts Dörfer im Weilheimischen und Schongauischen, und bis ins 20. Jahrhundert nachlebend Uffing, Seehausen und Murnau am Staffelsee. So hängen die Werke der Seehausener Malerfamilien Kirscheier, Gege und Noder noch heute gleichermaßen in den Bürgerhäusern, Kirchen und Kapellen der Umgebung, wie sie durch Kraxenmänner weitergetragen und an Großkaufleute in Budapest, Varaždin und Laibach (Ljubljana) verhandelt wurden. Im Bayerischen Wald malte man in Grafenau, Wolfstein und Haibühl. Zahlreich waren die böhmischen

und oberösterreichischen Erzeugungsstätten die wie in Buchers, Außer-gefeld und Sandl oft industriell aufgezogen waren. Nicht nur daß ein Meister mit einer Reihe von Gesellen (in Buchers auch Frauen) arbeitet, sondern man bediente sich bei solcher Massenfabrikation auch einer bis ins einzelne gehenden Arbeitsteilung, bei der das Bild von der Hand eines Meisters zur anderen ging und so seine schmissige, gekürzte Form fand. So Spamer.

Die Stärkung der Heimarbeit in den genannten Gebieten ist schon deshalb wichtig, da sie erst eine größere Produktion ermöglichte und dadurch in die benachbarten Gebiete drang. Aus dem süddeutschen Gebiet drang sie gegen Süden bis nach Slowenien vor. Die Behauptung Spamers, daß ausschließlich Hausierer Hinterglasmalereien nach Ljubljana brachten, wird nicht den Tatsachen entsprechen, denn dieser Behauptung nach bestand keine Heimarbeit in Slowenien, die sich mit der Ausarbeitung von Hinterglasmalereien befaßte.

Zuerst wurden diese Bilder aus Tirol, Bayern, Oberösterreich, — also aus Gebieten wo diese Heimarbeit stark ausgebreitet war, nach



Kartenskizze der Wanderwege der Hinterglasmalerei in Kroatien

Slowenien eingeführt. Aber schon früh beginnt auch die Ausarbeitung der Hinterglasmalerei im Lande. Angeblich wurden in Slowenien Hinterglasmalereien von der Hälfte des 18. bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgearbeitet. Spamer meint, daß in Tirol, Bayern, Tschechei in diesem Zeitpunkt die Heimarbeit am stärksten entwickelt war, und so ist es auch möglich, daß die Slowenen sehr früh zu eigener Ausarbeitung der Bilder übergingen und daß die Einfuhr nur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beträchtlich sein konnte. In kleinerem Umfange dauerte die Einfuhr sicher auch weiter fort. Die Gebiete der Heimarbeit waren Oberkrain (Gorenjsko), Wochein (Bohinj), Bischoflack (Škofja Loka), Selzach (Selca), Pöllandtal (Poljanska dolina). Die Bilder wurden einzeln ausgearbeitet nach Vorlagen oder Schablonen. Die Heimarbeit war weder von Genossenschaften umfaßt, noch war die Ausarbeitung ein spezielles Gewerbe. Auf jeden Fall war die Ausarbeitung der Hinterglasmalerei eine selbständige Tätigkeit. Deutsche Aufschriften, welche wir in Slowenien und in den kroatischen Gegenden auf den Hinterglasmalereien begegnen, dementieren nicht diese Tat-

sache. Die Aufschriften sind geringeren Teils Abzeichen der importierten Ware aus deutschen Gebieten oder sind größtenteils stereotype Übertragungen von den Vorlagen.

In den nördlichen Gebieten der Podravina und westlichen Gebiete (besonders im Gorski Kotar) Kroatiens kann man noch heute Hinterglasmalereien in Bauernhäusern vorfinden. Sie verschwinden langsam, weil auch die Produktion in Slowenien aufhörte und so die Einfuhr versiegte. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Produktion eingestellt und statt der Glasbilder überfluteten das Dorf „gefällige“ Papierbilder, meistens Oleographien (Öldrucke).

Nach den verfügbaren Angaben war die Ausarbeitung von Hinterglasmalereien in Kroatien nicht bekannt. Die Bilder wurden fast ausschließlich von Hausierern aus Slowenien eingeführt. Aus Slowenien verbreiteten sich die Glasmalereien in zwei Richtungen: südwärts nach dem Gorski kotar und in die Nähe des Küstenlandes und ostwärts über die Podravina nach Slawonien.

Die Behauptung Spamers, daß Varaždin ein Verkaufszentrum war, kann nur zeitweise in Betracht kommen, so für die Periode, als in Slowenien die Ausarbeitung der Hinterglasmalereien noch nicht entwickelt war. Die Malereien brachten die „Krainger“, wie sie der Volksmund nannte, in die Dörfer oder sie wurde von ihnen an Ort und Stelle und auf Wunsch nach mitgebrachten Schablonen ausgearbeitet. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Hausierer aus Tirol oder Oberösterreich nach Kroatien kamen, doch das sicher nur in begrenzter Zahl. Übrigens wurden sie vom Volk auch „Krainger“ genannt.

Nach unseren Ausführungen haben wir Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie sich die Migration der Hinterglasmalerei vom Anfang der Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts abspielte und zwar von Italien nach Süddeutschland und dann nach Slowenien. Aus Slowenien wurde die Malerei nach Kroatien importiert. Nach verfügbaren Unterlagen war die Hinterglasmalerei früher ausschließliche städtische (Kultur-) Kunst, welche ins Dorf eindrang und dort ihre spezifischen ästhetischen, psychologischen und technischen Ausdrucksformen empfing.

Oft meinte man, daß der Niedergang der Hinterglasmalerei ein Resultat der Überflutung mit billigen Öldrucken gewesen sei, oder auch das einer „Geschmacksänderung“, welcher die früheren Glasmalereien nicht mehr entsprachen.

Die Hinterglasmalereien waren größtenteils religiösen Charakters, es gibt wenige mit profanen Inhalt. Sie entsprachen dem künstlerischen Empfinden des Bauern. Grundzug der Bauernkunst ist ihr Primitivismus und eben die primitive Ausdrucksform bedingte die Verbreitung der Glasmalereien unter dem Volke. Wo das Bauerntum auch den Einflüssen der städtischen Kultur entzogen war, konservierten sich die alten Formen des Bauernprimitivismus. Dieser Bauernprimitivismus ist nicht getrennt von seinen allgemeinen Lebensbedingungen. Das biologische (psychologische), wirtschaftliche und soziale Milieu formte auch den Kunstausdruck des Bauern. Die Durchdringung der dem Dorf fremden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Besonderheiten der europäischen Kapitalisierung bedeutete auch den Untergang der bodenständigen Bauernkultur. Es ist kein Zufall, daß die Ausarbeitung der primitiven Hinterglasmalerei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufhörte, also in der Zeit des Aufschwunges der Kapitalisation und ihres Eindringens ins Dorf (Geldwirtschaft, Industrie, Bergbau usw.).

Das Eindringen der jetzt in den Dörfern Kroatiens üblichen geschmacklosen Oldrucke ist nicht aus deren Billigkeit zu erklären, sondern beweist nur, daß sich das Kunstfühlen des Dorfes geändert hat. Der „neue Geschmack“ kam zum Ausdruck mit den neuen Lebensbedingungen, die unter den sozialen Verhältnissen auf dem Dorfe entstanden.

Literatur:

Mirko Kus-Nikolajev, Ekspresionizam u seljačkoj umjetnosti. Zagreb 1925.

Franz Kieslinger, Die Hinterglasmalerei (Altes Kunsthandwerk, herausgegeben von Alfred Walcher-Moltheim, Wien 1927, S. 129 ff.).

Adolf Spamer, Deutsche Volkskunde, Bd. I und II, Leipzig 1935.

Bemerkungen zum Männerohrring

Angeregt durch die Lektüre des Buches „Der Männerohrring“ von Leopold Schmidt (Wien 1947) möchte ich mir erlauben, hiezu etwas vom Standpunkt des medizinisch und volksmedizinisch interessierten Praktikers zu bemerken.

Sicher liegt der Gedanke des Sympthiemittels oder Amuletts sehr nahe, aber ich möchte einmal auf ein medizinisches System aus Ostasien hinweisen, die Akupunktur, nach der die dem Ohrschräufel zugesprochenen Indikationen eine gewisse reale Grundlage haben würden. Dieses System basiert auf dem Ausgleich der Energie im Körper und weist dieser Energie gewisse Bahnen oder Kanäle zu, in welchen sie sich ununterbrochen an der Körperoberfläche fortbewegt. Im Verlauf dieser Bahnen werden eine große Anzahl Punkte angenommen, über die es möglich ist, im Falle der Akupunktur mit Nadeln, diesen Energiestrom zu beeinflussen. Dieses wird notwendig sein bei einer Erkrankung oder einem Leiden, da dabei der Energiestrom gestört ist, d. h. es kommt je nach Art der Erkrankung zu einer Stauung oder Verminderung der Energie in diesen Bahnen. In den letzten Jahren hat sich nun gezeigt, daß diese hypothetisch angenommenen Energiekanäle — Meridiane genannt — doch eine gewisse Realität haben, da sie sich als Linien eines verminderten Hautwiderstandes elektrisch exakt einmessen lassen. Die Punkte wiederum stellen Minima des Hautwiderstandes auf den Meridianen dar (Schmidt — de la Fuye, Hübotter, Bachmann, S. de Morant, Niboyet, Voll). Nun ist der Flinslerpunkt der Endpunkt eines solchen Meridianes und zwar dessen, der dem Dünndarm zugeordnet ist. Auf diesem liegen nun 19 Punkte, deren Reizung erfahrungsgemäß bei bestimmten Krankheiten Linderung oder Heilung bewirken. Alle Punkte des Meridianes haben nun eine besondere Affinität zu den Schleimhäuten. Damit kommen wir, glaube ich, den Indikationen des Flinslers schon näher. Der 19. Punkt, Ting-Kong, eben unser Flinslerpunkt, hat nun als besondere Indikation Augenentzündung und gilt als einer der wesentlichsten Punkte dieses Indikationsbereiches.

In der Akupunktur werden aber nun keine Schräufel in die Ohren gesteckt, sondern mit Gold- oder Silbernadeln gestochen, die dann einige Minuten liegen bleiben. Ich möchte hier auf die angeführte Auffassung im Sudetengebiet hinweisen, wo das Löcherlstechen schon als wirksam galt, weiters auf die manchmal sehr rasche Wirkung des Flinslers. Weiters möchte ich mir erlauben auf eine Anzahl von Indikationen hinzuweisen, die von weiteren Punkten dieses Meridianes angegeben werden: Sehstörungen, Zahnfleischblutungen, Ohrensausen, Schnupfen, Schwerhörigkeit, Ceratitis, Gerstenkorn, Tränenfluß; bezugnehmend auf den Liebeszauber des rautenförmigen Flinslers: Regelbeschwerden, sexuelle Neurasthenie. Da der Punkt der Endpunkt des Dünndarmmeridianes ist, steht er in direktem Zusammenhang mit seinem Nachfolger, dem Blasenmeridian, der den längsten Meridian darstellt und infolge seiner paravertebralen Lage durch alle Nervensegmente fließt. In seinem Kopfteil hat er Punkte mit den Indikationen: Augenentzündung, Augenschwäche, Ohrensausen. In tieferen Abschnitten finden wir

wieder Punkte gegen sexuelle Neurasthenie und Stärkung der Widerstandskraft allgemein. Ich will nun bei Gott nicht behaupten, daß das Flinslerl alle diese angeführten Krankheiten heilen kann, aber ich glaube, daß sensible Typen, die es in allen Ständen gibt, besonders aber unter Außenseitern und sozial diskriminierten Schichten, derartige Heilbeobachtungen gemacht haben können und diese dann weitergegeben haben. Vielleicht darf ich auch hinzufügen, daß sich der Kreis der Flinslerlträger der Jahrhundertwende weitgehend mit den Berufsschichten deckt, die in Lehrbüchern der Augenheilkunde als prädestiniert für ein Calacion (Hagelkorn) angegeben werden.

Nun zur Frage des Materials: Wir finden Gold — möglichst reines, Silber und ganz selten Messing. Die seltene Verwendung letzteres dürfte in seiner leichten Veränderlichkeit und seiner Neigung Entzündungen hervorzurufen begründet sein. Nun zu Gold und Silber. Ist die Anwendung desselben vielleicht von den Rassen verschieden? Ich möchte hier wieder auf die Akupunktur hinweisen, die zeigt, daß die einzelnen Völker Europas verschieden auf sie ansprechen; grob gesagt in fallender Reihe: Romanen—Slaven—Germanen. In den Skandinavischen Staaten gibt es meines Wissens nicht einen Akupunkteur, in Frankreich fast 1000. Es wäre interessant, ob die Verbreitung des Männerohrtringes eine ähnliche fallende Reihe aufzeigt. Vielleicht wäre ein annähernder Vergleich mit den K(alt)- und W(arm)-Typen des Klimabiologen Dr. Curry und dem Auftreten der verwendeten Materialien die Möglichkeit einer Erklärung. An die Armut glaube ich nicht ganz. W-Typen bevorzugen Gold; Silber wird bei ihnen oft schwarz bei Krankheiten und umgekehrt. (Nicht aus Gründen der Sympathie, sondern infolge einer krankhaften Stoffwechsellage, die zu Veränderungen der Ausscheidung über die Haut führt.) Möglich, daß Gebiete, die vorwiegend von K-Typen bewohnt werden, generaliter Silber tragen.

Darf ich schließlich noch auf ein anderes medizinisches System hinweisen: die Homöopathie. Indikationen für Goldgaben sind unter anderem: Drüsentuberkulose (Scrophulose), Hornhautentzündungen, roter Hochdruck.

Die Ohrmuschel an sich war auch sonst in der europäischen Medizin immer wieder Gegenstand von Berichten und Diskussionen, die die Annahme zuließen, die Ohrmuschel sei mehr als ein reiner Schallfänger. So berichtete bereits Hippokrates über die Behandlung des Ischias von der Ohrmuschel aus, besonders bei den Scyten, fügte aber hinzu, daß er diese Methode ablehne, da sie in vielen Fällen die Sterilität der so behandelten Männer nach sich ziehe. Weiters verweise ich auf Zacutus Lusitanus, den spanischen Galen, Severinus, Sennert: Behandlung des Ischias vom Ohr aus, Dolae bei Zahnschmerz. Im 19. Jahrhundert finden wir wieder die Ischiasbehandlung bei Prof. Colla-Parma, Rölker-Cincinnati (nach einer Methode von Malgaigne), Prof. Uhde-Braunschweig. In letzter Zeit ist die Ohrmuschel wieder durch die Arbeiten Dr. Nogiers-Lyon als wesentliches Hautreizorgan zur Diskussion gestellt worden. Er projiziert praktisch zusammenhängend für jedes Organ oder Körperteil eine Repräsentationszone in das Ohr, durch deren Reizung dann das Krankheitsgeschehen in dem zugehörigen Körperteil zu beeinflussen sei. Auch bei ihm ist die Repräsentationszone des Auges das Ohr läppchen.

Ich würde mich freuen, wenn diese Zeilen mit Anlaß zu einer weiteren Beschäftigung über die Gründe dieses bei uns heimisch gewordenen Volksbrauches geben würden.

Gerhart Feuch t

„Scherschzziachn“

Vom Kletzenbrot-Scherzziehen im Pinzgau

„Am Stephanitåg herrscht man scho von weidn Juh schrein und metna ¹⁾ wann d'Scherschzziacha ânruockn. Dauerscht går nit lång und scho sands in da Kuchö drin. Alle san maschkariascht. Oana mâcht den Schantinga, oana mâcht den Kehrer, dânn geits nu an Beck, a Tranggen ²⁾, a Tråga mit a Krax, wo a Korbfläsch drof ist und nu drei a vier anderscht schöch Maschkarierschte. All höbn a schiache Lârvn. Dås Spülmannl spült mit da Zugen und die Bäuerin und die Mölzn ⁴⁾ werdn hergrissn zum Tånz. Ghoargascht ⁵⁾ werscht nix, glei a weng deit, wei ma die Scherschzziacha já net kenna sollt. Bevors dânn weggehn, nidlns ⁶⁾ da Bäuerin 's Glasl vi und die Bäuerin kennt si scho aus wås möchtnt. Sie füllt eana a Schnapsl ei und geit eana a drum Kleznscherschz, nácha beitlns eana nu d'Hând, nácha sans dahin mit állerhand Schnax. Der oane mâcht an Burschzlbam, der ándere an Kopfständ, álls mitanând a Morz Hetz. Wánns a Drimm'l vom Haus darum sand, nácher werschd amál 'Schnapsl kost, und wánns zuafällig koa Wasser ist oder koa Náchbrántwein, nácha werscht dås, wås im Flaschl drin gwesn ist, a die Korbfläsch dreinglascht. So ziachns, die Scherschzziacha, va Haus zu Haus. Im Fásching wernd nácha oan eiglând, nácha kemans zsámm bein an Bauern, wos a große Stubn hám auf an Scherschzziachablitz ⁷⁾. Dabei werschd der Schnáps (7—8l) vasoffn, den's am Stephanitåg zsámmghamsterscht hábm.“

Dies wurde mir von Viktoria Voglreiter, Franzer-Bäuerin in Mittersill, 35 Jahre, im Juli 1959 erzählt. Franz Schunko

*

Zum Kletzenbrot-Scherzziehen in den Alpenländern vergleiche man: Johann Krainz, Sitten, Bräuche, und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. I, 1895, S. 252) (für das steirische Ennstal, am Johannistag);

danach: Viktor von Geramb, Sitte und Brauch in Österreich. Graz 1948. S. 218.

Weiters: Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 2. Aufl. Stuttgart 1955. S. 733, 871 (Pongau).

Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Der andere Teil. Wien 1959. S. 128.

¹⁾ lärmern, ²⁾ tölpisches Weib, ³⁾ lustig, ⁴⁾ Mädchen, ⁵⁾ „Heimgarten“-erzählen, ⁶⁾ zureichen, ⁷⁾ Tanzerei.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

12. Ergebnisse der Ringstock-Umfrage

(Mit 2 Abbildungen)

Von Leopold Schmidt

Eine der schönsten und wertvollsten Veranstaltungen des Erzherzog Johann-Gedenkjahres in Graz war zweifellos die Ausstellung der neuen Galerie am Landesmuseum Joanneum „Die Kammermaler um Erzherzog Johann“. In dieser Ausstellung war, für viele Interessenten sicherlich zum ersten Mal öffentlich, der große Schatz der Aquarelle zum steirischen Volkstum zu sehen, den die Erben des Erzherzogs aufbewahren. Unter den prachtvollen Aquarellen und Zeichnungen des besonders wichtigen Malers Matthäus Loder (1781—1828) war auch die Bleistiftzeichnung „Alter Hirt aus der Gegend um Bruck“ zu sehen, die um 1820 entstanden sein mag. Und der Hirt auf dieser Darstellung führt ganz deutlich einen „Ringstecken“ als Hütegerät¹⁾.

Diese Zeichnung scheint bisher die älteste österreichische Darstellung des Gerätes zu sein, und es kommt uns wie ein glücklicher Zufall vor, daß sie gerade jetzt zu sehen war, da unsere Umfrage über alte Hirtengeräte, die am 15. November 1958 verschickt worden war, bearbeitet wurde. Die Umfrage suchte die Verbreitung von zwei Metallgeräten genauer abzustecken: Vom Ringstock der Hirten und vom Stachelhalsband der Hirtenhunde. Während aber das Stachelhalsband sich auf zahlreichen Werken der bildenden Kunst dargestellt nachweisen läßt und so eine mehrlinige Erforschung gestattet, gibt es Proben des Ringstockes nur in den Museen, Belege nunmehr nach der Befragung, jedoch so gut wie keine Bildzeugnisse. Daher mußte die Lodersche Zeichnung umso mehr begrüßt werden, die ja außerdem das alte Vorkommen in einem Kerngebiet, im obersteirischen Bergland bezeugt, für das sowohl die museale Sammlung wie die älteren und neueren Befragungen und Begehungen Nachweise geliefert haben²⁾.

Für weite Gebiete ringsum in den Ostalpen und im Donauebiet waren dagegen bisher gar keine derartigen Belege bekannt. Man weiß

1) Die Kammermaler um Erzherzog Johann, Ausstellung von Ölgemälden, Aquarellen und Graphiken zur Eröffnung der neuen Schau Räume. Katalog von Walter Koschatzky. Graz, Neue Galerie, 1959. S. 98, Nr. 120.

2) Von älteren Zusammenstellungen vgl. besonders Otto Schell, Der Klingelstock der Hirten (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XX, Berlin 1910, S. 317 ff.).

Im wesentlichen danach: Arthur Haberlandt, Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung (Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Bd. II/2, Stuttgart 1926, S. 385).

im allgemeinen so wenig mehr davon, daß ein zurückhaltender Urteiler wie Karl Magnus Klier, der das Gerät vom volksmusikalischen Standpunkt aus einzubeziehen versucht hat, es für „längst ausgestorben“ erachtet konnte³⁾. Nun, unsere Umfrage hat jedenfalls ergeben, daß der Ringstock noch in verschiedenen Gegenden, vor allem in Steiermark, aber auch in Niederösterreich und im Burgenland und in Teilen von Kärnten durchaus bekannt ist. Er ist, und das ist wesentlich für seine volksmäßige Geltung, in verschiedenen Formen und unter verschiedenen Namen bekannt, die sich jeweils offenbar zu kleinen Verbreitungsgebieten zusammenschließen lassen. Das größte geschlossene Gebiet dürfte wohl heute noch die Obersteiermark sein, wo die Bezirke Judenburg und Murau viele Nachrichten ergeben haben. Das Heimatmuseum Murau hat auf die Anregung der Umfrage hin in seinem Einzugsbereich genauer umgefragt und eine Anzahl von Exemplaren auch erwerben können. Dort, im Bereich des Neumarkter Sattels und des Triebener Tauern scheint sich das Verbreitungsgebiet einigermaßen mit jenem des von mir vor einigen Jahren örtlich erkundeten anderen eisernen Lärmgerätes, der „Klempern“, zu decken⁴⁾. Es wäre nützlich, die beiden Verbreitungskarten für die Obersteiermark einmal noch genauer auszuführen und dann miteinander zur Deckung zu bringen. Das Hirtengerät geht über diesen Bereich hinaus, es erfreut sich nämlich eines kleinen Verbreitungsgebietes im weststeirisch-kärntnerischen Grenzgebiet einerseits, und eines nordoststeirischen im Semmeringgebiet andererseits. Das erstere hat sich anhand von erst vor wenigen Jahren erworbenen Objekten des Österreichischen Museums für Volkskunde zuerst nachweisen lassen, und zwar als Gebiet einer Sonderform, nämlich der Ringstöcke mit endständiger Ösentülle. Die Befragung 1958 hat dann gerade diese Form für das kärntnerische Lavanttal bestätigt⁵⁾. Das letztere der beiden Gebiete, das des Semmering- und Wechselgebietes, ist mir durch mehrere Begehungen vertrauter geworden, wobei Viehhüter mit dem „Reixnkolben“ mehrfach aufgenommen werden konnten. Die Bilder bezeugen die Begegnungen mit ringstockführenden Viehhütern sowohl im Dürrgraben bei Steinhaus am Semmering wie bei Mönichkirchen am Wechsel. Die Befragung hat darüber hinaus das Ringstockgebiet mit der Bezeichnung „Reixnkolben“ für das steirisch-niederösterreichische Grenzgebiet um Wechsel und Bucklige Welt genauer abgesteckt. Ferner ließen sich dadurch die „Ringkolben“-Gebiete im Viertel unter dem Wiener Wald, besonders an der Hohen Wand, wie im Viertel unter dem Manhartsberg, besonders im Bezirk Mistelbach, nachweisen. Aus diesen Gegenden war von dem Gerät bisher ebensowenig bekannt wie aus dem nördlichen Burgenland, wo sich auf dem Heideboden wie auf der Parnsdorfer Heide und noch an der Leitha ein eigenes Gebiet der „Klinseloder Klingelkolben“ erschloß. Die Aufzeichnungen aus dem Bezirk Neusiedl am See bezeugen wieder einmal die verhältnismäßig große

³⁾ Karl M. Klier, Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen. Kassel 1956. S. 12.

⁴⁾ Leopold Schmidt, Die „Klempern“. Zur Verbreitung des eisernen Bauerngongs in Obersteiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. 31, Graz 1957, S. 43 ff.).

⁵⁾ Derselbe, Die Ringlstecken des Lavanttales (Carinthia I, Bd. 149, Klagenfurt 1959, S. 567 ff.).

Selbständigkeit dieses Gebietes hinsichtlich der älteren Schichten seiner Volkskultur ⁶⁾).

Dank der Unterstützung durch die Lehrerschaft der befragten Schulen und mehrerer anderer Gewährleute, dank auch der Mithilfe verschiedener Heimatmuseen hat sich also die Umfrage nach den Ringkolben bedeutend fruchtbarer erwiesen, als zunächst angenommen werden konnte. Die genauere Verwertung des Materials wurde in den betreffenden Heimatzeitschriften vorgenommen, um auf diese Weise die Einsender vielleicht weiter zu interessieren und weitere Gewährsmänner anzuregen. Die landschaftlich gebundenen Zeitschriften pflegen doch in ihrem eigensten Bereich mehr gelesen zu werden. Freilich lassen sich umgekehrt auf engere Heimatbereiche eingeschränkte Beobachtungen nur dann wieder richtig beurteilen, wenn auch der allgemeine Zusammenhang deutlich gemacht wird. Unsere ganze Arbeit am altüberlieferten Arbeitsgerät muß ja immer wieder alle diese Aspekte berücksichtigen. Dementsprechend sind wir gerade der Lehrerschaft und den Betreuern der Heimatmuseen zu besonderem Dank verpflichtet, wenn sie diesen unseren Intentionen folgen, wie dies in diesem Fall in so erfreulichem Ausmaß erfolgt ist.

⁶⁾ Derselbe, Der Ringstock der Hirten im Burgenland und in der Dreiländerecke. Mit einer Karte (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 21, Eisenstadt 1959, S. 207 ff.).



1. Der Halter Thomas Neuburger im Dürrgraben bei Steinhaus am Semmering, Steiermark, mit Ringstecken und Peitsche

(Aufnahme Schmidt, 1953)



2. Der „Reinxkolbm“ des Bauern Leopold Plank, Mönichkirchen,
Niederösterreich (Aufnahme Schmidt, 1959)

Chronik der Volkskunde

Volkskunde beim 5. Österreichischen Historikertag

Wie seit einem Jahrzehnt wurde auch beim heurigen 5. Österreichischen Historikertag, der in Innsbruck in der Zeit vom 8. bis zum 13. September 1959 stattfand, die Sektion 6, „Historische Volkskunde“ vom Verein für Volkskunde unter meiner Leitung als Sektionsleiter gestaltet. Es war ursprünglich die Abhaltung von fünf aufeinander abgestimmten Referaten zum Thema „Feuerbräuche im Jahreslauf“ geplant. Da aber mehrere Vortragende erkrankten oder anderweitig verhindert waren, ergaben sich zuletzt drei Referate, die zum Teil vom Sektionsleiter zur Verlesung gebracht werden mußten, da zwei der Referenten am persönlichen Erscheinen verhindert waren. Es handelte sich um die drei sehr gründlichen Referate:

1. Univ.-Prof. DDDr. Nikolaus Grass (Innsbruck):
„Jahresfeuer in Tirol“.
2. Oberregierungsrat Prof. Dr. Ernst Burgstaller (Linz):
„Jahresfeuer im österreichischen Donaugebiet“.
3. Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher (Graz):
„Jahresfeuer in den südöstlichen Alpenländern“.

Leider wurde die Sektionstagung, bei der 23 Teilnehmer anwesend waren, dadurch stark beeinträchtigt, daß ohne Absprache oder Verständigung zu dem gleichen Termin und am gleichen Ort die Tagung „Volkskultur im Zeitalter der Technik“ als 6. Veranstaltung der vom Verband der Vereine für Volkskunde (Stuttgart) angeregten Arbeitstagungen „Volkskunde und Rundfunk“ abgehalten wurden. Zum gleichen Zeitpunkt, an dem bei der Historikertagung die Sektionssitzung abgehalten wurde, fuhren die Teilnehmer an der Rundfunktagung nach Südtirol. Die Teilnehmer an der Historikertagung nahmen dagegen am 11. bzw. 12. September an den eigenen Südtirol-Fahrten teil. Die Durchkreuzung der beiden Tagungsprogramme lag nicht im Interesse der Sache.

Die drei in unserer Sektion abgehaltenen Referate werden wie üblich in dem vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine herausgegebenen Bericht veröffentlicht.
Leopold Schmidt

Hohe Auszeichnung

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 16. September 1959 dem Universitätsdozenten für Christliche Archäologie und kirchliche Kunstgeschichte an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Graz P. Dr. phil. Othmar Wornisch O. S. B. das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 251 vom 29. Oktober 1959, S. 1)

Der Forscher, dem wir unter anderem die Ausgabe des St. Lambrechter Passionsspieles von 1606 (= Veröffentlichungen des Österreichi-

schen Museums für Volkskunde, Bd. XI) verdanken, ist gleichzeitig zum Ehrenbürger von St. Lambrecht ernannt worden.

(Kleine Zeitung, Graz, 4. Juli 1959, S. 12)

Ein Kulturfilm über das Steyrer Krippenspiel

Das alte Steyrer Krippenspiel, das zuerst von Viktor Geramb und Viktor Zack in unserer Zeitschrift (Bd. XXV, 1919, S. 1 ff) veröffentlicht wurde, ist nunmehr in einem Kulturfilm der Produktion Harald Kicher in Linz festgehalten worden. Das Drehbuch dazu verfaßte Oberrat Dr. Franz Lipp. Die Uraufführung fand am 16. November 1959 im Kolping-Kino in Linz statt.

Volkskunst der Ostkirche

Das Österreichische Museum veranstaltet zu Weihnachten 1959 in seinen beiden Sonderausstellungsräumen im Erdgeschoß eine Ausstellung „Volkskunst der Ostkirche“, die von Dr. Adolf Mais als dem Bearbeiter der Ost-Abteilung des Museums gestaltet wurde. Die Ausstellung zeigt zum ersten Mal geschlossen sämtliche Bestände des Museums zur religiösen Volkskunst der orthodoxen Kirche aus den ehemals zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörenden Gebieten dieses Bekenntnisses.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Matthias Zender, **Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde**. 268 Seiten mit 25 Abb. und 30 Karten. Düsseldorf 1959, Rheinland-Verlag. DM 36,—.

Die Bonner Schule, wir wissen es seit langem, ist durch Lage und Situation wissenschaftsgeschichtlich bestimmt: Sie wird durch ihre Bindung an Geschichte, besonders Kirchen- und Sprachgeschichte des Rheinlandes charakterisiert, nicht umsonst sind die beiden Volkskunde-Institute dort im Haus des Institutes für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande untergebracht. Auch das vorliegende wuchtige Werk erscheint direkt als Veröffentlichung dieses Institutes, nicht etwa als Veröffentlichung zum Atlas der deutschen Volkskunde, dessen Neue Folge von Zender geleitet wird.

Dabei ist das Werk, eine Frucht langer Arbeitsjahre, das allenthalben von einem sehr intensiven Fleiß zeugt, durchaus eine Art von Kommentarwerk zu jenem Atlas, soweit eben derartige geschichtlich-kirchen- und kunstgeschichtlich-geographische Arbeiten überhaupt volkskundliche Probleme und deren Darstellungen erhehlen können. In vieler Hinsicht ist das Werk ein spezialisierter Nachfolger des einstmals vielumstrittenen Nikolaus-Buches von Karl Meisen, 1931, mit der beiden Problemkreise „Nikolauskult“ und „Nikolausbrauch“ mit jener verehrungsgeschichtlich-kultgeographischen Methode behandelte, ohne die man heute tatsächlich nicht mehr auskommen kann. Nur hat Meisen damals doch die brauchmäßigen Gegebenheiten ausführlich dargestellt, wogegen sie Zender nunmehr bewußt knapp behandelt. Während Meisen aber an die Lösung der volkskundlichen Fragen durch die verehrungsgeschichtlich-kultgeographische Methode glaubte, hat Zender erkannt, daß sich zwischen diesen Bereichen tiefe Diskrepanzen ergeben. So formuliert er S. 37 bei der Verehrung des hl. Lambertus: „Zudem sind die hier genannten volkstümlichen Meinungen und Bräuche weitgehend vom Kult unabhängig und gehen viel eher auf den Kalendertag des Heiligen und dessen Rolle im Wirtschaftsleben oder im Alltag zurück. Da bestehen natürlich ursprünglich Zusammenhänge, aber Volksmeinungen und Brauchtum des Tages breiten sich später unbeeinflusst vom Kult weiter aus und leben nach eigenen Gesetzen. Das gleiche gilt von der Namensgebung.“ Das bleibt eine wichtige Erkenntnis, die aber gleichzeitig die Arbeit dieses Buches selbst von der Volkskunde wegschiebt; wir sind für die Probleme und Verarbeitungen, die Zender hier vorlegt, eigentlich gar nicht mehr zuständig.

Dennoch wollen wir sagen, daß es sich aber doch um Ergebnisse einer uns sehr nahestehenden Forschung handelt, die wir als eine sehr spezialisierte Hilfsdisziplin begrüßen möchten. Und was Zender über „Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung“, wie der Untertitel des Buches lautet, erarbeitet hat, das ist auf jeden Fall einer eingehenden Kenntnisnahme wert. Zender hat aus seinen Untersuchungen, die er ohne weiteres in

90 Karten darlegen könnte (S. 20), einige besonders markante Kapitel ausgewählt. Von den Heiligen des Maaslandes führt er die Heiligen Lambertus von Lüttich, Servatius von Maastricht, Gertrud von Nivelles und den Papst Cornelius wegen des Kultzentrums in Cornelimünster vor. Es handelt sich also um Verehrungen des frühen und hohen Mittelalters, die durch karolingische und lotharingische Geschichts- und Kultwellen in den Niederlanden, in Nordfrankreich und in Nordwestdeutschland besonders gefördert wurden. Manche dieser Wellen, beispielsweise die der Verehrung des hl. Lambert, haben durch verschiedene Umstände schon früh auch unsere Länder erreicht, so daß die Karten mitunter ein verhältnismäßig starkes südöstliches Gegengewicht zu diesen an sich überaus wuchtigen nordwestlichen Hauptgewichten aufweisen. Zender macht in einer leider kurzen Schlußnotiz (S. 235 zu Karte 22) auf die merkwürdige Parallele dieser Kultverbreitung zur Verbreitung der Osterfeuer aufmerksam. Vielleicht gibt ihm die Arbeit am Atlas der deutschen Volkskunde Gelegenheit, auf diese tatsächlich wichtigen Verbreitungsparallelen ausführlicher einzugehen; ihre Aufweisung stimmt jedenfalls mit vielen unserer Erkenntnisse der letzten Jahre durchaus überein.

In dem Abschnitt „Die Verehrung von Heiligen aus dem Rheinland und aus dem Maasland benachbarten Kulturräumen“ beschäftigt sich Zender einerseits mit der Verehrung des hl. Stephanus (Verbreitung der ihm geweihten Bischofskirchen) und des hl. Remigius von Reims, andererseits mit der Verehrung von Kölner und Trierer Heiligen und Heiligengruppen. Während es sich bei den Heiligen des Maaslandes um jeweils monographische Kapitel mit größtem Materialreichtum handelt, sind diese Abschnitte mehr als vorläufige Hinweise angelegt. Mitunter drängt das Vergleichsmaterial Zender hier auch zu Verkürzungen. So ist es zwar an sich richtig, daß Heiligenverehrungen lokal übertragen werden können (bes. S. 224), also in Bayern anstelle des hl. Lambert von Lüttich ein Lokalheiliger Lambert von Freising verehrt wurde usw. Auch bei der volkstümlichen Form „Fritz“ für Briccius in Heiligenblut wird man an eine ähnliche Erscheinung denken können, wenngleich hier schon andere Beweggründe auch hereinspielen. Daß aber der hl. Romedius von Thaur nur eine solche Lokalisierung des hl. Remigius von Reims sein solle (S. 187), das klingt nicht sehr überzeugend. Weder die Legenden noch die Verehrungen haben miteinander etwas zu tun, und so wichtig mir auch die genaue Verfolgung des fränkischen Remigius-Kultes in bayerischen Landen erscheint, den Einsiedler mit dem Bären als Tragtier wollen wir doch eher den legendenverwandten Heiligen Corbinian, Gallus usw. an die Seite stellen als dem fränkischen Bischof.

Von solchen und ähnlichen Einwänden abgesehen soll aber betont werden, daß das Buch seinen ganz selbständigen Wert besitzt, vor allem deshalb, weil es uns die Kulturlandschaft des mittleren Maaslandes als eine frühmittelalterliche Hochkulturlandschaft ersten Ranges darstellt. Die Verarbeitung der äußerst umfangreichen deutschen, niederländischen und französischen Literatur allein nötigt Respekt ab, — Zender schreibt gelegentlich (S. 20), er habe sie in 140.000 Zetteln gebändigt. Die umfangreichen „Verzeichnisse der Kultstätten“ bei jedem behandelten Heiligen belegen diesen Fleiß, man wird künftighin viel mit diesen Listen arbeiten, die durch die sauber gezeichneten Karten schaubar aufgeschlossen erscheinen. Ein kleiner Nachteil ist es wohl, daß die Arbeit schon seit Jahren abgeschlossen ist, die Druckfassung schließlich seit 1954 liegt, so daß die an sich sehr umfangreich herangezogene Literatur doch ein gutes

halbes Jahrzehnt nicht mehr einbeziehen konnte. Aber die grundlegenden Feststellungen vor allem der großen Hauptkapitel bleiben davon völlig unberührt, unser ganzes Bild der früh- und hochmittelalterlichen Heiligenverehrung dieses wichtigen Nordwestgebietes des alten Reiches wird künftighin durch sie mitbestimmt bleiben. Dafür wollen wir dieser freundnachbarlichen „Kulturraumforschung“ dankbar sein.

Leopold Schmidt

Alpes orientales. Acta primi conventus de ethnographia Alpium orientalium tractantis. Labacis 1956 (= Slovenska Akademija znanosti in umetnosti, Classis II: Philologia et Litterae, 12. Institut za Slovensko narodopisje, Bd. 3) 192 Seiten, 12 Bildtafeln. Laibach 1959.

Die Freundesgemeinschaft zur volkskundlichen Erforschung des Ostalpenraumes, die in unserer Zeitschrift schon mehrfach erwähnt wurde, hat nunmehr die Vorträge ihrer ersten Zusammenkunft in einem Sammelband vorgelegt. Er enthält 5 Beiträge zur Volksdichtung und 4 zu Brauchtum und Volksschauspiel. Die Beiträge sind meist in der Landessprache des Vortragenden abgedruckt, aber mit einem ausführlichen Resümee in einer Nachbarsprache versehen. Ivan Grafenauer untersucht den Schwank vom vertauschten Sarg (eine deutsche Fassung der Arbeit steht in der Fabula). Leopold Kretzenbacher beschwört den „Zeugen aus der Hölle“, mit besonderer Berücksichtigung der slowenischen Legendenballade aus dem Bereich der Legenden des hl. Antonius von Padua. Milko Matičetov greift die Sage von der „Hollerrippe“ auf, die mit dem Pelops-Motiv zusammenhängt; seine Karte ergänzt nun die meine (Laos, Bd. I, 1951, S. 69) nach dem Südosten hin. Oskar Moser behandelt „Die Venediger im Erzählgut des Ostalpenraumes“, ein noch immer nicht erschöpftes Thema. Gaetano Perusini berichtet über die Sage vom Wandernden Juden in Friaul. In der 2. Abteilung beschäftigt sich Evel Gasparini mit dem „Antagonismus“ der Koleda-Masken, eine ethnologisch weit ausgreifende Studie. Niko Kuret behandelt ein „Wildemann-Spiel in Slovenien“, da er nun den „Pust“ (Fasching) von Cerkno als „Wilden Mann“ erkennt. Gaetano Perusini bringt neue Belege für die Jahresfeuerbräuche in Friaul bei, mit einer aufschlußreichen Karte S. 137. Schließlich steuert Milovan Gavazzi allgemeine Erwägungen „Zur volkskundlichen Erforschung der Beziehungen des Ostalpenraumes und seiner östlichen Grenzgebiete“ bei, wobei er Bräuche wie das Blochziehen oder die Hirtenwettläufe am Himmelfahrtstag in ihrer Verbreitungsproblematik heraushebt.

Man sieht, ein reichhaltiger Band, jeder einzelne Beitrag wäre der weiteren Diskussion würdig. Ein Denkmal vorzüglicher, ernster Spezialistenarbeit, weit über dem Niveau normaler Zeitschriftenbeiträge. Man kann die Fortsetzung dieser Zusammenarbeit im Südosten nur begrüßen. Wenn man einen Wunsch von außen her vorbringen dürfte, dann wäre es wohl jener nach einer einheitlichen sprachlichen Redaktion der Beiträge. Wenn vielleicht nicht alle Vortragenden zu bewegen sein sollten, ihre Beiträge in deutscher Sprache zum Druck zu geben, so sollten doch ausführliche deutsche Inhaltsangaben für die genaue Verständlichkeit sorgen.

Leopold Schmidt

Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie.

Wien 1959, Verlag Brüder Hollinek.

Wir leben zweifellos in einem lexikalischen Zeitalter. Was man vor einigen Jahrzehnten noch schmerzlich vermissen mußte, das wird nun-

mehr kräftig nachgeholt: Es erwachsen immer mehr stichhaltige Nachschlagewerke. Das Gebiet der religiösen Kunst war daran immer schon stark beteiligt. Das in zweiter Auflage erscheinende „Lexikon für Theologie und Kirche“ ist offensichtlich im Begriff, ein wichtiges Nachschlagewerk auch für unsere Zwecke zu werden, und am „Marienlexikon“ arbeiten bewährte volkskundliche Fachleute mit. Das „Reallexikon der deutschen Kunstwissenschaft“ erweist sich immer wieder als ein sehr inhaltsreiches, sorgfältig durchgearbeitetes Lexikon, das weit mehr bietet, als man vielleicht erwarten würde. Diesen Nachschlagewerken, die von einem ganzen Stab von Mitarbeitern zusammengestellt werden, stellt sich nunmehr mit einer ersten Lieferung ein neues österreichisches Unternehmen an die Seite, für das ein einziger Verfasser verantwortlich sein wird. Hans Aurenhammer, kunstwissenschaftlich wie volkskundlich hervorragend ausgebildet und vielseitig interessiert, unternimmt es, die bisher immer nur in Teilen behandelte christliche Ikonographie nunmehr in ihrer Gesamtheit stichwortartig vorzutragen. Die erste Lieferung, von „A und O“ bis „Albert von Trapani“ bezeugt, daß er das Gebiet überblickt und für die einzelnen Stichwörter überzeugend viel Material durchgearbeitet hat. Die Einzelartikel gehen wesentlich tiefer als in allen bisher üblichen ikonographischen Nachschlagewerken über das gleiche Gebiet. Anregungen aus der Volkskunstforschung sind in reichem Maße aufgenommen und werden vermutlich im weiteren Verlauf der Arbeit noch vermehrt werden können. Eine rasche Förderung des überaus nützlichen Werkes wäre zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Heimatsbuch für die Stadtgemeinde Bad Vöslau 1959 und die Gemeinde Gainfahn. Herausgeber: Stadtgemeinde Bad Vöslau und Gemeinde Gainfahn. Wien 1959, Touristik-Verlag Erwin Müller, 218 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Die merkwürdige Form, die derzeit vielen niederösterreichischen Heimatsbüchern gegeben wird, hat zumindest ein Gutes: In dem bunten Durcheinander von Beiträgen finden mitunter auch gute volkskundliche Arbeiten Aufnahme. In diesem Fall bietet der Band, den man außerhalb von Vöslau und Gainfahn wohl leicht übersehen mag, ausführliche Ausschnitte aus der Dissertation von Helene Grönn, und zwar die Kapitel „Weingartenarbeiten im Jahreslauf und die damit verbundenen Arbeitsbräuche“ (S. 79—94), „Faßbodenzier“ (S. 94—108) und „Vom Leutgeben“ (S. 108—117). Die Abhandlung über die geschnitzten Faßböden erschließt ein wichtiges Kapitel niederösterreichischer Volkskunst, das vielleicht am besten einmal in einem ganzen Buch, mit einer Bestandaufnahme aller alten geschnitzten Faßböden, behandelt werden sollte. Die sehr genauen Beobachtungen und richtigen Deutungen des Brauchtums der Weinhauer im Jahreslauf sind aber nicht weniger wichtig, auch mit einigen guten Bildern quellenmäßig bereichert. Von den übrigen Beiträgen sei der von Robert Schlumberger über August Schneider, den Begründer der berühmten Weinfirma, herausgehoben. Die Biographie Schneiders, eines unternehmungsfreudigen Franken, ist schon an sich interessant genug; die Stimmung dieser Zeit hat übrigens kein geringeres als Hans Grimm in seinen Jugenderinnerungen „Leben in Erwartung“ (Lippoldsberg o. J.) vorzüglich eingefangen — er war ein Enkel des Großvaters Robert Schlumberger und hat große Teile seiner Kindheit in Vöslau verbracht, was eigentlich das Vöslauer Heimatmuseum interessieren müßte. Robert Schlumberger, der lebende Urenkel, hat die

Aufzeichnungen August Schneiders durch zahlreiche Bildbeilagen aus dem „Weinmuseum Schlumberger“ (Wien-Döbling) bereichert, von denen wir in diesem Zusammenhang nur die geschnitzten Faßböden hervorheben wollen (Abb. nach S. 192). Da ergänzen sich also die Arbeiten von Grün n und Schlumberger in wünschenswerter Weise, und wären in ihren Ergebnissen wert, über dieses Heimatbuch hinaus bekanntzuwerden.

Leopold Schmidt

Gustav Holzmann, Die Verstädterung des Marchfeldes. Eine siedlungs- und sozialgeographische Untersuchung. 168 Seiten, 3 doppel-seitig bedruckte Kartenblätter. Wien 1959, Verlag des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. S 80.—

Was einstmals hart umkämpfte und zumeist negativ beurteilte Erscheinung war, das ist nunmehr zum Gegenstand sachlich-kühler Beobachtung geworden. Wenn man die wertvolle Studie von Holzmann zur Hand nimmt, darf man sich nicht etwa an das volkspolitisch leidenschaftliche Büchlein von Hans F. K. Günther (Die Verstädterung, Leipzig und Berlin 1934) erinnern. Holzmann versucht, auf Grund seiner eigenen Erfahrungen in dem Städtchen Groß-Enzersdorf dicht vor der Grenze Wiens, die Erscheinungen des Vordringens der Großstadt in das Marchfeld, also in den Nordostraum des Vorlandes nördlich der Donau, zu erfassen. Er weist dabei richtig auf die Durchbrechung des Auengürtels nach der Donauregulierung hin, auf die Verlagerung der Industrie und die ihr folgenden Arbeitersiedlungen und faßt unter der „Flucht ins Freie“ die in diesem Raum erstellten Gemeindebauten, die Kleingärten und die „wilden“ und geplanten Siedlungen zusammen. Besonders wichtig erscheint das Kapitel „Die Siedlung im Landschaftsbild“ mit guten statistischen Angaben über die Art der Bebauung und Bewohnbarkeit. Da tritt diese Zone als Land der armen Leute deutlich hervor. Auch der Abschnitt „Bewohner“ sucht den sozialen Typen, der Bevölkerungsstruktur usw., im wesentlichen statistisch nahe zu kommen, wobei objektiv die völlige Verschiedenartigkeit der Sozialstruktur in den einzelnen Siedlungen herausgearbeitet wird. Von den bemerkenswerten Beobachtungen über die hohe Zahl der „selbständig Berufslosen“ leiten sich die Feststellungen des nächsten Kapitels „Siedlung und Wirtschaft“ ab, mit besonderer Betonung der Gartenformen des Gartenzustandes usw. Die Korrelation Wilde Siedlung — verwahrloste Gärten — erscheint bedeutungsvoll. Der Rest des Buches stellt vor allem die mehr oder minder organisatorisch gelenkten sozialen und kulturellen Verbindungen mit der Großstadt dar und zeigt die gegenwärtigen Probleme und absehbaren Entwicklungen auf.

Das ist also ein guter Ansatz, Holzmann ist offensichtlich so weit in die Materie eingedrungen, wie es eben von geographischer Seite her möglich ist. Die für uns selbstverständliche Vertiefung durch die Frage nach den traditionellen Bindungen der alten und neuen Siedler, nach deren Beibehaltung und Wandlung, fehlt vollständig. Was hier nicht von der Geographie, sondern von der Volkskunde aus zu leisten wäre, kann man beispielsweise aus dem so wenig bekannten Buch von Max Rumpf und Hans Behringer, Bauerndorf am Großstadtrand (Stuttgart 1939) ersehen, wo anhand der Verhältnisse in Buch bei Nürnberg alle vorliegenden Probleme sehr anschaulich dargestellt wurden. Freilich gehört dazu nicht nur eine gründliche volkscundliche Schulung, sondern auch eine warmherzige persönliche Einfühlung, wie man sie

in der harmlos-trockenen Untersuchung von Holzmann nicht findet. Aber wertvolle Unterlagen für tiefergehende Erörterungen, die wir uns sehr wünschen würden, sind hier doch gegeben.

Leopold Schmidt

Emil Mück, Sagen und Überlieferungen aus Marchegg und Umgebung. Marchegg 1958, Selbstverlag des Verfassers. 34 Seiten.

Aus dem niederösterreichischen Marchfeld erscheinen immer weniger volkskundliche Veröffentlichungen. Das vorliegende Heft ist ein nettes Gegenstück zu der Sammlung von Hans Hörler: Sagen, Schwänke und andere Volkserzählungen aus dem Bezirk Gänserndorf, 1951, ähnlich schlicht wie diese. In 50 Nummern (mit genauen Quellenangaben) hat Mück die Sagen, die „historischen Überlieferungen“ (also Schlachten- und Fürstenanekdoten usw.), und die „lokalen Überlieferungen“ (Heiligenlegenden, Schwänke, Nachbarnspott) zusammengetragen. Einige der aus mündlicher Tradition aufgeschriebenen Stücke sind gute Volksschwänke, andere sind reine Anekdoten.

Leopold Schmidt

Weinlandmuseum-Mitteilungen. Schloß Asparn an der Zaya, Niederösterreich. 1959, Heft 1/2. 18 Seiten, vervielfältigt.

Der rührige Leiter des Heimatmuseums Asparn an der Zaya, Heinrich Schöfmann, hat nunmehr begonnen, für den Wirkungskreis dieses Museums im östlichen Weinviertel ein eigenes Mitteilungsblatt herauszugeben. Die Volkskunde ist in dem sehr beachtenswerten Museum gut vertreten, ihre Bestände wurden vor drei Jahren durch Dr. Maria Kundgraber vom hiesigen Museum durchinventarisiert. Dementsprechend sind auch diese „Mitteilungen“ volkskundlich belangreich, sie versuchen in einem noch immer und auch immer wieder zu wenig beachteten Gebiet neues Sammelgut zu bergen. Schon im vorliegenden Heft 1/2 sind beispielsweise einige Sagenaufzeichnungen von Hans Waldhauser aus Nieder-Kreuzstetten enthalten. Die ganz eng lokal-landschaftliche Neugründung soll daher auch von unserer Seite herzlich begrüßt sein.

Leopold Schmidt

Johannes Baur, Volksfrommes Brauchtum Südtirols (= Schlern-Schriften Bd.192), 178 Seiten, 7 Abb., Innsbruck 1959, Universitätsverlag Wagner. S 170,—.

Johannes Baur, Professor am Priesterseminar in Brixen, ist als Fachmann aus dem Gebiet des religiösen Brauchtums durch sein Buch „Die Spendung der Taufe in der Brixner Diözese in der Zeit vor dem Tridentinum“ (Innsbruck 1938) bekannt. Er hat nun zur gleichmäßigen Erweiterung seiner Kenntnisse über das Brauchtum im Bereich der Sakramente eine Fragebogenaktion durchgeführt, die an die Aktion zur Erfassung des volksfrommen Brauchtums in Schweden durch Hilding Plejel in Lund erinnert. Die Ergebnisse, natürlich durch Einsicht in die entsprechende ältere Literatur unterstützt, liegen in diesem Buch vor, das also das Brauchtum bei der Taufe, der Firmung, der Buße, der Eucharistie, der letzten Ölung, der Priesterweihe und der Ehe vorführt. Das reiche Hochzeitsbrauchtum Südtirols ist bekanntlich längst durch Franz Friedrich Kohl, Die Tiroler Bauernhochzeit (= Quellen und

Forschungen zur Volkskunde Bd. III), Wien 1908, ausführlich bekanntgemacht, auch Baur stützt sich nicht zuletzt bei der Mitteilung von Sprüchen und Liedern darauf, ebenso bei den Ausführungen über die Primiz, die ja Kohl als „Geistliche Hochzeit“ erstmals richtig in das Blickfeld der Volkskunde gerückt hat. Man hätte sich bei Baur neues Material, auch gegenständliches, Objekte der Volkskunst (Primizkronen) erwartet, wie solches von Matthias Mayer im Tiroler Unterland geboten wurde (Vgl. Mayer, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg, Heft 10: Das Söllland. Going 1948. S. 111 ff.). Aber Baur ist stärker auf die rituale Lenkung des Brauchtums eingestellt. Dementsprechend gibt er auch die entsprechenden Texte aus dem „Obsequiale Brixinense“ (um 1494), dem „Sacerdotale Brixinense“ (1609) und dem „Manuale Sacrum“ (1906). Diese Textedition (S. 150 ff.) ist zweifellos nützlich, weil sie vor der Überschätzung der volkstümlichen Züge im Brauchtum warnt. Aber unter dem gegebenen Titel wären eben diese doch bevorzugt zu behandeln gewesen. Doch selbst die beigegebenen Bilder bezeugen eine beträchtliche Abstandhaltung: Es handelt sich um 7 Augsburger Klauber-Stiche über die 7 Sakramente, nicht etwa um Bilder von Brauchhandlungen oder Brauchobjekten; die bildende Brauchkunst, die in Südtirol wahrlich nie zu kurz gekommen ist, erscheint hier überhaupt nicht berücksichtigt. Da könnten die volkskundlichen Sammlungen reiche Ergänzungen liefern.

Leopold Schmidt

Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, **Die Tracht im Bayerischen und im Böhmerwald** (= Trachtenkunde der bayerischen Gauen, Bd. 3), 120 Seiten, mit 25 Zeichnungen im Text, 14 farbigen und 4 einfarbigen Tafeln nach Originalen des Verfassers. München 1958, Georg D. W. Callwey.

Dies ist das letzte Buch eines fleißigen Trachtenforschers, und wir begrüßen es mit wehmütiger Freude. Freude ob der schönen Ausstattung des guten Buches, Wehmut ob des zu frühen Todes des Forschers, der sich um die Darstellung der Volkstracht in den letzten Jahrzehnten verdient gemacht hat wie wenige andere in unserer Zeit. Das inhaltsreiche Buch erschließt die „ostbayerischen“ Trachten, von denen heute nur so wenig mehr lebendig ist. Es behandelt in sechs Hauptabschnitten Männertracht wie Frauentracht im Bayerischen Wald, Hochzeits- und Jungfrauentracht ebendort, dann Männertracht und Frauentracht im Böhmerwald und schließlich die Böhmerwälder Hochzeitstrachten. Das sehr umsichtig zusammengetragene Material ist vorzüglich ausgewertet, in der gleichen Art, die Zaborsky auch in den vorhergehenden Bänden seiner Serie für den Gäuboden und für das Rott- und Vilstal angewendet hat.

Zaborsky ist geistig einen weiten Weg gegangen, von seinen romantischen Anfängen, die sich in seinem „Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst“ (1936) manifestierten, bis zu seinen späteren quellenmäßig fundierten Arbeiten über „Die Tracht des Berchtesgadener Landes“ (1943), seinen „Trachten der ehemaligen Mark Brandenburg“ (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II, 1956, S. 91 ff., Bd. III, S. 47 ff.) und ebendieser großen bayerischen Serie, für die man ihm noch lange dankbar sein wird.

Leopold Schmidt

Winfried Hofmann, **Das rheinische Sagwort**. Ein Beitrag zur Sprichwörterkunde (= Quellen und Studien zur Volkskunde, Bd. 2) Siegburg 1959, Verlag F. Schmitt, 194 Seiten.

Der derzeitige Wiederaufschwung der westdeutschen Volkskunde macht sich nicht zuletzt in der Gründung neuer Veröffentlichungsreihen bemerkbar. Diese von Karl Meisen geleitete Serie wird hier von einer Bonner Dissertation eingeleitet, die als Sammlung und Untersuchung zugleich das „Sagwort“ erfassen will. Jenes eigentümliche „Sagspruchwort“, das im Englischen als „Wellerism“ bezeichnet und im anglo-amerikanischen Raum besonders von Archer Taylor und seiner Schule gesammelt und untersucht wird. Diese Gattung, die ein schwer zu definierendes Schelmending ist, war und ist vor allem in Nordwestdeutschland wie im angelsächsischen Bereich zu Hause. Die romanischen Völker wie die süddeutschen Stämme, ganz besonders die bayerisch-österreichischen Lande, kennen es fast gar nicht. Der trockene Witz dieser immer wieder neu gebildeten Kurzanekdoten scheint doch im wesentlichen niederdeutsche Eigenart zu sein. Das hat auch die populäre Aufzeichnung durchaus erfaßt: Man nehme beispielsweise das anonyme Buch „Tausend Bauernwitze. Kluge Derbheiten aus Bauernmund“. Mit Zeichnungen von Walter Trier, 1914 bei Georg Müller in München erschienen. Alle tausend „Witze“ sind „Sagwörter“ und stammen, wie die erfreulicherweise meist beigezeichneten Herkunftslandschaften erkennen lassen, aus niederdeutschem Raum, nicht zuletzt aus den Hansestädten.

Winfried Hofmann versucht in seiner kenntnisreichen Einleitung darzutun, daß die Gattung nicht nur „nordgermanisch“ oder „niederdeutsch“ sei. Aber seine Beweise für das Gegenteil stehen zum Teil auf schwachen Beinen. So schreibt er: „Ein frühes Beispiel für das Österreichische bringt Beitzl“, und beruft sich auf Richard Beitzls „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ (2. Auflage) S. 654. Dort handelt es sich um ein Zitat aus dem sogenannten Innsbrucker Osterspiel, dessen Handschrift 1391 vollendet wurde, dessen Heimat aber, wie Beitzl ja auch schreibt, vielleicht Thüringen ist. Die herangezogene Stelle, die Anrede des „mercator“ spiegelt sicherlich ein „Sagwort“:

540 (455) „Got grueß uch, ir hirn, vbir al’,
alz sprach der wolf vnd kuckte in den genßestal.“¹⁾

Aber der Text ist eben vermutlich aus dem östlichen Thüringen, die Handschrift wohl aus Schmalkalden: Wir stehen durchaus im geläufigen Verbreitungsbereich der Sagwörter, und für Österreich sagt die Stelle gar nichts aus.

Die fleißige Arbeit, die weitgehend das Material des Rheinischen Wörterbuches benutzen könnte, versucht also Name, Verbreitung und Herkunft des Sagwortes zu erfassen, wobei genauer äußere Form und innere Wesensmerkmale geschieden werden. Dann wird, und das ist das Kernstück des Buches, der „Lebensraum des rheinischen Sagwortes“ behandelt. Sagworte um Haus und Hof und um Stand und Beruf werden in guter Ordnung vorgeführt. Gut auch die Ausgliederung nach den fiktiven Sprechern, etwa dem Teufel, dem Eulenspiegel, dann besonders den Tieren, für die ja der Wolf im Innsbrucker Osterspiel ein frühes

¹⁾ Eduard Hartl, **Das Drama des Mittelalters**. Osterspiele (= Deutsche Literatur, Reihe Drama des Mittelalters, Bd. 2) Leipzig 1937. S. 120 ff., Text S. 157.

Beispiel darstellt; da ist wohl auch die Berührung zur Tierfabel von Bedeutung. Landschaftlich wird die Nachweisung der verschieden starken Verbreitung von Wichtigkeit sein: Nördlich der Benrather Linie (im südniederfränkischen Bereich also) lassen sich etwa viermal soviel Sagewörter feststellen als südlich davon. Bei der Einführung von Tieren als Sprecher ergibt sich zwischen Norden und Süden sogar ein Verhältnis von 6 : 1. Das sind doch greifbare Resultate.

Leopold Schmidt

Will-Erich Peuckert, *Hochwies. Sagen, Schwänke und Märchen mit Beiträgen von Alfred Karasek* (= Denkmäler deutscher Volksdichtung, Bd. 4) XIX + 217 Seiten, 1 Karte. Göttingen 1959, Verlag Otto Schwartz & Co.

Die Hochwies-Polischer Sprachinsel lag am Südwestrand der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel im alten Oberungarn, der heutigen Slowakei. Sie wurde auch in der Blütezeit der Sprachinselforschung selten besucht, aber Alfred Karasek hat vor etwa dreißig Jahren dort Sagen gesammelt. Peuckert hat in seiner Übergangsbearbeitung des Jahres 1945 in Bärnau bei Tirschenreuth zufällig Leute aus Hochwies getroffen, Ludwig und Helene Mozbäuchel arbeiteten bei ihm in der Landwirtschaft, und sie bekamen ab und zu auch Besuch von anderen Leuten aus ihrem Ort. Mit der Zeit erkannte Peuckert seine Helfer als Sagenerzähler und begann aufzuzeichnen. Diese Umstände und Zusammenhänge berichtet er in seiner lebendig geschriebenen Einleitung zu dieser Sammlung, die mit ihren 245 Nummern zu den stattlichen ihrer Art zählt. Sie stellt sich vor allem neben das einstmals bahnbrechende Werk von Karasek und Strzygowski, *Sagen der Beskidendeutschen* (1930), und kann sich in den vergleichenden Anmerkungen auch in erster Linie darauf beziehen.

Der reichhaltige Stoff ist in Natursagen, historische Sagen, Familiensagen, Spuk und Gespenster, Dämonen (sic) und Gespenster, Wunder- und Schatzortgeschichten, Sagen von zaubrischen Tieren, von Hexen, von Schwarzkünstlern, um zaubrisches Geschehen, dann Schwänke und Schnoken (sic), Zigeunerschwänke, Pfarrerschwänke, Geschichten von der Ehe, auf der Wanderschaft, vom Dummen, und schließlich Märchen gegliedert. Die Nachweise stützen sich vor allem auf schlesische und böhmische Vergleichssammlungen. Freilich waltet auch in Hochwies das Gesetz der „ostmitteldeutsch-bairischen Volkstumsmischung“, das Josef Hanika einst herausgearbeitet hat, und eine nicht geringe Anzahl von Sagen und Schwänken würden nach ihren bayrisch-österreichischen Beziehungen überprüft gehören. Peuckert hat offensichtlich ganz übersehen, daß das Gebiet bis 1918 zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehört hat, und daß dementsprechend die Beziehungen zu Österreich, nicht zuletzt die zu dem gar nicht fernen Wien recht beachtlich waren. Man merkt das etwa bei den Kaiser-Josef-Geschichten, Nr. 35. Da wird auf die parallelen Geschichten vom Alten Fritz verwiesen, aber es wäre doch sehr angezeigt gewesen, zunächst eben auf die anderen Traditionen vom Kaiser Josef hinzuweisen! Oder bei Nr. 178, der Sage vom „Schweren Wagen“, dessen Vorbeifahren auf den Untergang der Stadt Kremnitz hindeuten soll, wird auf den eventuellen Zusammenhang mit dem tschechischen Sybillenbuch aufmerksam gemacht: Der Hinweis auf die niederösterreichischen Sagen vom „Schweren Wagen“ wären wirklich viel näher gelegen. Vgl. Gustav G u g i t z, *Die Sagen und Legenden*

der Stadt Wien (1952), S. 73 f., Nr. 53, dazu Anmerkung S. 185; für die niederösterreichisch-slowakische Grenzgegend an der March vgl. Hans Hörler, Sagen, Schwänke und andere Volkserzählungen aus dem Bezirk Gänserndorf (1951), S. 13, Nr. 17. Es würde sich lohnen, die ganze Sammlung von diesem Gesichtspunkt aus zu überprüfen. Es würde sich dabei vielleicht nicht, wie Peuckert S. 193 meint, „eine größere, westkarpatische Sagenlandschaft abrunden“, aber die tatsächlichen alten Beziehungen im versunkenen, vergessenen Alt-Österreich würden deutlich werden.

Leopold Schmidt

Max Udo Kasperek, Als Säer wir kamen, Deutsches Leben in den Karpaten. Mit einem Beitrag von Pfarrer Josef Steinhübel: Aus dem Leben deutscher Katholiken in der Slowakei. 100 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen im Text, Stuttgart 1959, Verlag Hilfsbund Karpaten deutscher Katholiken e. V.

Der Verfasser, heute in Landshut lebend, hat in den letzten Jahren eine Reihe von Skizzen aus dem Volksleben im alten Oberungarn, der späteren Slowakei, geschrieben, von denen wir besonders erwähnen:

Dort, wo die Arwe wächst und der Bär noch haust. Oberösterreichische Ansiedler als Kulturpioniere in den Waldkarpaten (Heimatland, Wort und Bild aus Oberösterreich, Dezember 1956, S. 90 f.).

Die Schemnitzer Bergleute und ihre Tracht (Der Anschnitt, Bd. IX, 1957, H. 6, S. 28 ff.).

Die Habanerhöfe in Südmähren (Südmährisches Jahrbuch 1957, S. 92 ff., 4 Abb. auf Tafeln).

Nunmehr legt er hier ein vielseitiges Büchlein vor, das in bunter Kapitelfolge Ur- und Frühgeschichte, Landschaften, Kulturstätten, Leute der Besiedlungszeit usw. bis zum alten Brauchtum darzustellen versucht. Außer eigenen Erinnerungen gibt er vielfach Ausschnitte aus der karpatendeutschen Literatur, die im Schrifttumverzeichnis auch recht umfänglich angeführt ist. Die dreibändige Ausgabe der „Deutschen Volksschauspiele aus den Oberungarischen Bergstädten“ von Josef Ernyey, Geza Kurzweil und mir (Budapest 1932—1938) ist ihm leider entgangen. Das Nebeneinanderstellen von Dingen aus so verschiedenen Siedlungslandschaften wie der Preßburger Gegend, dem Hauerland (um Kremnitz und Deutsch-Proben) und schließlich der Zips ergibt nicht immer klare Bilder. Aber die Tendenz, die sehr bedeutenden Kulturleistungen der bayrisch-österreichischen wie der schlesischen und der anderen Ansiedler von der Rodung an volkstümlich aufzuweisen und das alte gute Verhältnis zu den Slowaken zu betonen, ist gut. Leider verunzieren zahlreiche Druckfehler und manche Unklarheiten das Büchlein. So ist die Prozentangabe der Bevölkerungszusammensetzung auf S. 55 (man kommt nie auf 100%) ganz unverständlich.

Es gibt zur Zeit manche derartige Erinnerungsbücher, die auch volkskundlich beachtet werden müssen. Schon vor diesem von Kasperek erschien das hauptsächlich auf Abbildungen eingestellte Buch von Otto Stibor „Hier waren wir einst zu Hause“. Ein Bildband der Wischauer Sprachinsel. Text von Josef Hanika. Wiesbaden-Wien, 1957.

Leopold Schmidt

Des Knaben Wunderhorn in den Weisen seiner Zeit. Herausgegeben von Erich Stockmann (= Veröffentlichungen des Institutes f. Deutsche Volkskunde, Bd. 16). Akademie-Verlag, Quart quer, 168 Seiten, DM 27,—.

Die schöne und nützliche Ausgabe will den Texten des Wunderhorns von Arnim-Brentano solche Melodien beifügen, die um 1800 vom Volke gesungen wurden und stützt sich auf Melodien, die zwischen 1780 und 1840 aufgezeichnet erscheinen. Manches davon ist bereits durch Schulliederbücher und den „Zupfgeigenhansl“ wieder weithin bekannt geworden, wie: „Nachtigall, ich hör' dich singen“, „Es kam ein Herr zum Schlößli“, „Die Gedanken sind frei“, „Ich ging durch einen grasgrünen Wald“. Da aber aus den handschriftlichen Beständen des Deutschen Volkslied-Archives in Freiburg i. Br. allerlei bisher ungedrucktes Material herangezogen wurde, findet auch der Fachmann seine Kenntnis des Volksliedes der romantischen Zeit bereichert. Karl M. Klier

Theo Harych, Hinter den schwarzen Wäldern. Geschichte einer Kindheit, Berlin 1959, Verlag Volk und Welt. 374 Seiten.

Kindheitserinnerungen können volkskundlich sehr wichtig sein. Wenn sie aus einem ehemals deutschen Dorf, einer Siedlung in der ehemals preußischen Provinz Posen stammen, erwartet man sich manche Aufzeichnungen. Aber diese, an sich sehr gut erzählten Erinnerungen wissen leider hauptsächlich nur davon zu erzählen, daß sich der Vater ständig betrank und Weib und Kinder prügelte. Alle Angehörigen der oberen Schichten sind schlecht, alle Angehörigen der unteren Schichten leiden fortwährend, und so fort im Dialekt der Erniedrigten und Beleidigten. Dabei stehen, wenn man genauer zusieht, doch richtige positive Feststellungen drin: Beispielsweise die sehr scharfe sittliche Strenge der katholischen Bauern, die sonst schlecht genug wegkommen. Die vermutlich sehr gut getroffene Atmosphäre, die Zeitstimmung um 1918 mögen vieles erklären.

Leopold Schmidt

Gerhard Kube, W Serbach — Bei den Sorben. Ein Bildband über das Leben der Sorben. Texte von Jan Solta, Achim Handrik, Handrij CCyz. 41 Seiten, 124 Abbildungen, Bautzen 1959, Domowina-Verlag.

Die immer schon recht beträchtlich große Literatur über die Wenden im Spreewald, wie man früher sagte, ist nach 1945 stark angestiegen. In den letzten Jahren haben sich auch beachtliche Bildbände dazu gesellt, volkskundlich am bedeutendsten davon: Wolf Lücking, Die Lausitz. Sorbische Trachten. Text von Paul Nedo (= Trachtenleben in Deutschland, Bd. II), Berlin 1956. Damit will sich der vorliegende Bildband nicht vergleichen. Hier handelt es sich um ein mehr oder minder politisches Dokumentationsbuch über das gegenwärtige Dasein der nunmehr ein sprachnational gleichberechtigtes Leben führenden Sorben. Land und Leute traditioneller Art müssen mit vergleichsweise wenigen Bildern auskommen, einigen Bauernhausaufnahmen, einigen Trachten- und Brauchbildern. Aufnahmen von Volkstänzen (Windmühlentanz, Eier- tanz), von den Osterreitern, vom „Hahnrupfen“, von Hochzeitsbräuchen sind erwähnenswert. Aber die Bilder vom Übergang zum neuen industrialisierten Leben sowie von den Kultureinrichtungen der Sorben sind gleichfalls interessant. Die Einleitung ist freilich von geschichtlicher Objektivität weit entfernt. Sie hätte manches aus der oft sehr guten volkskundlichen Literatur über das Gebiet lernen können.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1957—1959 / Bildende Volkskunst in Österreich, Süddeutschland und der Schweiz

- Manfred Bachmann und Reinhold Langner in Zusammenarbeit mit Georg Zimmermann, Berchtesgadener Volkskunst. Tradition und gegenwärtiges Schaffen im Bild. Leipzig, Friedrich Hofmeister, 1957. 38 Seiten, Abb. im Text und 103 Abb. auf Tafeln, davon 37 farbige. 13.871
- Medard Barth, Der Rebbau des Elsaß und die Absatzgebiete seiner Weine. Ein geschichtlicher Durchblick. 2 Bände in einem. Straßburg-Paris, Editions F.-X. Le Roux, 1958, XVI und 509 Seiten; 225 Seiten, zahlreiche Textill., 135 Abb. auf Tafeln. 14.908
- Manfred Baum, Das Fachwerkhaus Hauptstraße Nr. 144 in Miltenberg (Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes, Bd. III, 1956, S. 308—331, Abb. im Text und auf Tafeln). 13.897
- Manfred Baum, Von alten Firstsäulen und Zimmerleuten. Eine Geschichte um das Fachwerkhaus Hauptstraße 144 in Miltenberg (Der Odenwald, Bd. V, 1958, S. 45—48, 2 Abb.). 14.501 b
- Manfred Baum, Bandhaube oder Schlothaube? (Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes, Bd. II, 1955, S. 247—249, 1 Abb.). 14.985
- Hans Bleibrunner, Das Gnadenbild der Ursulinen zu Landshut. Landshut 1956, Konvent der Ursulinen. 61 Seiten, 10 Kupferstiche. 13.508
- Alfred Bühler, Mensch und Handwerk. Die Töpferei. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde, Basel. Sonderausstellung vom 1. März bis 31. Mai 1959. 32 Seiten, Abb. 14.874
- Herbert Clauff, Schnitzen in der Rhön. Herausgegeben vom Institut für Volkskunsthforschung. Leipzig, Friedrich Hofmeister, 1956. 44 Seiten, 71 Abb. 13.528
- Franz Colleselli, Die Tiroler Wetzsteinkumpfe und ihre Verzierung (Der Schlern, Bd. 32, Bozen 1958, S. 331—338, 18 Abb.). 14.703
- Walter Daxel, Formprobleme beim Glas des 19. und 20. Jahrhunderts (Glastechnische Berichte. Zeitschrift für Glaskunde, Bd. 31, 1958, S. 467—470, 8 Abb.). 14.868
- Anton Dörner, Drei „Brunecker“ und andere Holzkalender aus Tirol mit ihren verschiedenen Zeitziffern, Brixener Heiligen- und Kirchweihbildern aus der Wende der Neuzeit (Der Schlern, Bd. 29, Bozen 1955, S. 363—380). 14.987
- Gottfried Engelhardt, Christliche Kunst und religiöses Brauchtum im Wachstieher- und Lebzelterladen. Amstetten, o. J., Sepp Ramharter. 36 Seiten, 9 Tafeln. 13.920

- Gabriele Folk-Stoi, Eine Wiener Spielzeugsammlung (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. V, 1956, S. 154—158). 13.320
- Lanfranco Franzoni, Sculture popolari dei XIII comuni Veronesi. Catalogo. Venezia, 1958, Neri Pozza Editore. 94 Seiten, 54 Abb. 14.375
- Wilhelm Freh, Alte Gagatbergbaue in den nördlichen Ostalpen (= Joanneum, Mineralogisches Mitteilungsblatt, 1/1956). Graz 1956. 14 Seiten, 2 Abb., 1 Skizze im Text. 14.978
- Karlheinz Goldmann und Franz Xaver Pröll, 750 Jahre Fastnacht in Franken. Ausstellung der Nürnberger Stadtbibliothek. Eröffnet am 12. Januar 1959. 12 Seiten unpag., 4 Bildtafeln. 14.699
- Josef M. Greber, Die Geschichte des Hobels. Von der Steinzeit bis zum Entstehen der Holzwerkzeugfabriken im frühen 19. Jahrhundert. Zürich VSSM-Verlag, 1956. 398 Seiten, 203 Abb. 13.696
- Gustav Gugitz, Die Zuckerbäckerkunst im alten Wien (Wiener Geschichtsblätter, Bd. 8 [68], 1953, S. 26—31). 14.620
- Arthur Haberlandt, Karl von Spieß †. Anschließend Margit Gröhs, Wissenschaftliche Arbeiten von Prof. Karl von Spieß (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXXVII, S. 76 bis 82, 1 Abb.). 14.412
- Karl Haiding, Bienenzucht und Lebzelterhandwerk. Führer durch die erste Sonder-Ausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. 1957. 31 Seiten, Abb. im Text. 13.620
- Karl Haiding, Die alten Bienenwohnungen im Bezirk Liezen (Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark, Bd. 50, Graz 1959, S. 171—198, 8 Abb. im Text, 2 Karten). 14.990
- Rudolf Hanhart, Appenzeller Bauernmalerei, Appenzell Peasant Art. Vorwort von Christoph Bernoulli. Teufen (Schweiz), Verlag Arthur Niggli, 1959. 132 Seiten, 96 Abb. 15.112
- Claus Hansmann und Martin Delitzscher, Ostereier. Gesehen und aufgenommen (Die Kunst und das schöne Heim, Bd. 57, 1959, S. 18 f., 11 Abb.). 14.781
- Claus Hansmann und Gisliind Ritz, Masken, Schemen, Larven. Volksmasken der Alpenländer. 30 Farbaufnahmen, 35 Textabb. München, Verlag F. Bruckmann 1959. 69 Seiten. 15.103
- Claus und Liselotte Hansmann, Viel köstlich Wachsgebild. Mit 30 Farbaufnahmen und 27 Abb. im Text. München, Verlag F. Bruckmann, 1959. 70 Seiten. 15.116
- Helga Harter, Burgenländische Trachtenmappe. 11 Seiten hektograph. 5 Bildtafeln, 16 Schnittzeichnungen. o. O. und J. 13.623
- Helga Harter, Bäuerliche Giebelzeichen (Jahresbericht 1957, 31. Geschäftsjahr, der Raiffeisen-Zentralkasse Steiermark, S. 73—83, 1 Abb., 1 Bildtafel). 14.152
- Arnold Hauser, Philosophie der Kunstgeschichte. München, C. H. Beck, 1958. XII + 463 Seiten.
Darin S. 307 ff.: Kunstgeschichte und Bildungsschichten: Volkskunst und volkstümliche Kunst. 14.379
- Karl Hillenbrand, Bemalte Bauernmöbel aus württembergisch Franken. Ein Höhepunkt deutscher Bauernmalerei. Mit einem Vorwort von Archivrat Karl Schumm. Stuttgart, Silberburg-Verlag, 1956. 22 Seiten, 5 Farbbilder, 23 Abb. 13.498

- Marianne Hilpert, Von Häckern und Winzern am Maindreieck. Eine volkscundliche Studie über Wortschatz und Brauchtum (= Mainfränkische Heimatkunde, Bd. 10). Würzburg, Verlag Universitäts-Druckerei, H. Stürtz, 1957. 116 Seiten, Skizzen. 13.937
- P. Ansfried Hinder, Wettersorge — Wettersegen. Christlicher Volksbrauch in Berg und Tal. Einsiedeln, St. Wendelinswerk (1959). 64 Seiten, Abb. im Text. 14.999
- Walter Holzhausen, Lackkunst in Europa. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber (= Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde, Bd. XXXVIII). Braunschweig, Klinckschardt und Biermann, 1959. 320 Seiten, 208 Abb., XV Farbtafeln. 15.057
- Rico Jenny, Ländliche Madonnen im Tessin. Mit einer Einleitung und Bildtexten von Jo Mihaly. Winterthur, Gernsberg-Verlag, 1959. XII Seiten, 28 Abb. auf Tafeln. 15.102
- Max Udo Kasparek, Die Habanerhöfe in Südmähren (Südmährisches Jahrbuch 1957, S. 92—94, 4 Abb. auf Tafeln). 14.022
- Franz Kirnbauer, Das „Schwazer Bergbuch“. Eine Bilderhandschrift des österreichischen Bergbaues aus dem Jahre 1556 (Blätter für Technikgeschichte, Bd. 1956, S. 77—94, 13 Abb., davon 3 farbig). 13.310
- Kurt Köster, Wallfahrtsmedaillen und Pilgerandenken vom Heiligen Rock zu Trier (Trierisches Jahrbuch 1959, S. 36—55). 14.733
- Emil Kost, Strohkörbe als Urgefäße (Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, 1956, S. 54—63, 8 Abb.). 13.452
- Karl-S. Kramer, Altmünchner Handwerk. Bräuche, Lebensformen, Wanderwege (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1958, S. 111 bis 137, 19 Karten im Text). 14.722
- Niko Kuret, Mekijska Bozicna zibelka (Die Christkindl-Wiege aus Mekinje) (Zbornik za umetnostno zgodovino N. V. letnik V/VI, Ljubljana 1959, S. 531—541, 3 Abb. im Text, deutsche Zusammenfassung). 14.992
- Mirko Kus-Nikolajev, Kulturethnographische Betrachtungen über das kroatische Bauernbarock (Südost-Forschungen Bd. XVI, München 1957, S. 133—137, 2 Abb.). 13.930
- Adolf Leeb, Bild- und Krippenschnitzer Hans Mairhofer (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich, Jänner 1959, S. 6—8, 6 Abb.). 14.705 c
- Josef Lefftz, Elsässische Dorfbilder. Ein Buch von ländlicher Art und Kunst. Woerth, Editions Sutter, 1958. 301 Seiten, Abb. im Text, XVI Tafeln. 14.494
- Franz Lipp, Typen volkstümlicher Hafnerarbeiten und Majoliken aus Oberösterreich. Zur Ausstellung „Mit Malhorn und Scharfffeuer“ im O.-Ö. Landesmuseum (Oberösterreichische Kulturberichte, Folge 21 vom 31. Oktober 1958, S. 2—4). 14.704
- Adolf Mais, Die „Katzelmacher“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte einer handwerksgebundenen Volksgruppe (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXXVII, 1957, S. 37—52, 2 Karten). 14.411
- Adolf Mais, Die niederösterreichischen Lebzelter von 1650—1850 (Mit 2 Tafeln) (Adler, Bd. 4 [XVIII], Wien 1958, S. 209—215). 14.413
- Willi Müller, Alte Ofenwandplättchen — ein Stück Volkskunst . . . und eine noch unausgeschöpfte volkscundliche Quelle (Sie gut Württemberg, Bd. IX, 1958, Nr. 1, S. 5—6, 5 Abb.; Nr. 2, S. 12—13, 4 Abb.). 14.157 c

- Hans O. Münsterer, Das Pesttau und der Trinitätsgedanke (Deutsche Gaue, Bd. 48, Kaufbeuren 1956, S. 89—93). 13.505
- Gaetano Perusini, Seggiole friulane impagliate (Mit Stroh eingeflochtene Sessel in Friaul) (Sol la nape, 1958, 10 Seiten, 12 Abb. im Text). 14.921
- Friederike Prodingner, Eine geistliche Stundenuhr (Salzburger Museum Carolino-Augusteum, Jahresschrift 1957, 12 Seiten, 1 Abb.). 14.619
- Rudolf Reichelt, Das Granatapfelmotiv in der Textilkunst. (= Deutsche Bauakademie, Schriften des Forschungsinstituts für Innenarchitektur). Berlin, Henschel-Verlag, 1956. 103 Seiten, 49 Abb.). 13.586
- Erwin Richter, Zum Problem der Herkunftsergründung der Ahrenkleidmuttergottes. Gedanken zu Karl v. Spieß: Maria im Ahrenkleide (Deutsche Gaue, Bd. 48, Kaufbeuren, 1956, S. 77—83, 3 Abb.). 13.503
- Erwin Richter, Bayerische Schluckbildln (Schönere Heimat, München 1957, H. 2, S. 322—331, 6 Abb.). 13.851
- Erwin Richter, Seltene Denkmäler des Volksglaubens (Am mittleren Inn. Rosenheim — Wasserburg — Mühldorf. Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayerland“, 1959, S. 24—28, 7 Abb. im Text). 15.084 a
- Josef Ringler, Zur Geschichte der Tiroler Haus- und Kunstweberei (Festschrift der Tiroler Handelskammer, Bd. II, 1957, S. 109—121, 12 Bildtafeln). 13.420
- Josef Ringler, Tiroler Fastenkippen (Ostern in Tirol, herausgegeben von Nikolaus Grass. Innsbruck 1957. S. 123—148). 13.540
- Josef Ringler, Das Motivbild (Besprechung von Lenz Kriss-Rettenbeck, hinsichtlich der Tiroler Motivbilder) (Der Schlern, Bd. 32, Bozen 1958, S. 322—325, 10 Abb. auf Tafeln). 14.702
- Joseph M. Ritz, Rhöner Bauernmöbel (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1950, S. 75—78, 14 Abb.). 13.247
- Hellmut Rosenfeld, Zur Datierung der Spielkarten des 15. und 16. Jahrhunderts (Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. I, 1957, Lfg. 7/8, S. 616—626, 22 Abb.). 14.027
- Elisabeth Roth, Der volkreiche Kalvarienberg in Literatur und Kunst des Spätmittelalters (= Philologische Studien und Quellen). Berlin, Erich Schmidt Verlag 1958. 172 Seiten, 1 Bildtafel). 14.696
- Christian Rubi, Scherenschnitte aus hundert Jahren. Johann Jakob Hauswirth, Louis Sangy und Christian Schwizgebel. Ein Beitrag zur schweizerischen Volkskunsthforschung. Bern-Stuttgart, Hans Huber 1959. 80 Seiten, Abb. im Text. 14.893
- Karl Rumpf, Frühformen hessischer Truhen (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 68, 1957, S. 185 bis 194, 8 Tafeln). 14.409
- Karl Rumpf, Die wandelbare Bettstelle (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 48, 1957, S. 26—30, 2 Abb. auf Tafeln). 14.410
- Karl Rumpf, Hessische Holzlöffel (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 49/50, 1958, S. 249—257, 4 Abb. im Text). 14.574
- Richard Sattelmair, Unsere Liebe Frau in München. Würzburg, Echter-Verlag, 1958. unpag., 16 Bildtafeln, Textillustrationen. 14.398
- Robert Schindler, Der Pustertaler Kalenderstab in volkskundlicher Sicht (Der Schlern, Bd. XXXI, Bozen 1957, S. 479—482). 14.179

- Leopold Schmidt, Ghibellinisches Feldzeichen und Grödner Uhrständer (Der Schlern, Bd. XXX, Bozen 1956, S. 448—451, 2 Abb.). 13.400
- Leopold Schmidt, Eine französische Weihnachtskrippe. Zu einer Heinkrippe aus dem mährisch-schlesischen Raum (Alte und neue Kunst, Wien, Bd. II, Heft 12, S. 2—4, 3 Abb.). 13.966
- Leopold Schmidt, Der einbeinige Melkschemel in den österreichischen Alpenländern (Folk-Liv, Bd. XXI—XXII, Stockholm 1957/1958, Festschrift für Sigurd Erixon, S. 135—156, 2 Tafeln mit 10 Abb., 1 Karte). 14.633
- Leopold Schmidt, Weihnachten in der Hinterglasmalerei (Contact, Heft 24, Wien, Winter 1958/59, 2 Seiten, 4 Farbabb.). 14.675
- Leopold Schmidt, Eine „Ährenmadonna“ in einem Südtiroler Gebetbuch (Der Schlern, Bd. XXXIII, Bozen 1959, S. 99—101). 15.141
- (Babette Schweizer), Kunstgewerbliche Zinngießerei. Gegründet 1796. (Verkaufskatalog). Diessen am Ammersee, Bayern. 4 Bildtafeln, Preisliste. 14.706
- Lucien Sittler, La viticulture et le vin de Colmar a travers les siecles. Paris, Alsatia, 1956. 167 Seiten, Bildtafeln. 13.842
- Otto Stibor, Hier waren wir einst zu Hause. Ein Bildband der Wischauer Sprachinsel. Text von Josef Hanika. Wiesbaden-Wien, Rohrer-Verlag 1957. XII Seiten Text, 64 Abb. und 23 Seiten Text mit Skizzen. 13.720
- Otto Stöber, Der Drudenfuß (= Schriftenreihe der Österreichischen Etrurien-Gesellschaft, Landesgruppe Oberösterreich, Heft 2). Wels, Welsermühl, 1956. 15 Seiten, 30 Abb., Skizzen im Text. 13.434
- Gilbert Trahnig, Von der Welser Lebzelterei (Jahrbuch des Musealvereines Wels, 1956, S. 65—89, 8 Abb.). 13.431
- Ivo Tschurtschentaler, Alte Hoftypen der Bozner Gegend. Dokumente ihrer Eigenart in Lichtbild, Bauzeichnungen und Wort. Innsbruck 1959, Tiroler Graphik. 75 Seiten mit zahlreichen Abb. 15.033
- Josef Vydra und Ludvik Kunz, Malerei auf Volksmajolika. Von der Wiedertäufkeramik zur Volkskunst. 1685—1925. Photographien von Alexander Paul. Prag, Artia, 1956. 70 Seiten Text, 156 Abb. auf Tafeln. 13.361
- E. Friedrich Weiß-Baß, Weingewerbe und Weinleutenzunft im alten Basel. Beiträge und Dokumente. Basel, Zunft zu Weinleuten, 1958. XII + 307 Seiten, 19 Bildtafeln, Abb. im Text. 14.764
- Robert Wildhaber, Zwei kirchliche Bildthemen aus dem süddeutschen Raum um den Bodensee (Schwäbische Heimat, Bd. VI, 1955, S. 162—168, 6 Abb.).
1. Sündenregister auf der Kuhhaut.
2. Feiertagschristus. 13.364 a
- Heinrich Winter, Das Bauernhaus des südlichen Odenwaldes vor dem 30jährigen Krieg. Essen, Burkhard-Verlag Ernst Heyer (1957). 140 Seiten, 32 Tafeln mit 99 Abb., 50 Abb. im Text. 14.378
- Louise Witzig und Hedwig Eberle, Schweizer Trachten. Bern, Hallweg-Verlag, 1959. 48 Seiten, 24 Bildtafeln (= Orbis pictus, 28). 15.059
- Frieda Wolf, Die Teßtaler Tracht (Nordmähren). 9 Seiten hektographiert, Skizzen im Text. o. O. und Jahr. 14.292
- Hans Wühr, Buntes Krippenbüchlein. Mit 28 farbigen Krippenbildern und einem Geleitwort. München, Verlag F. Bruckmann, 1957.